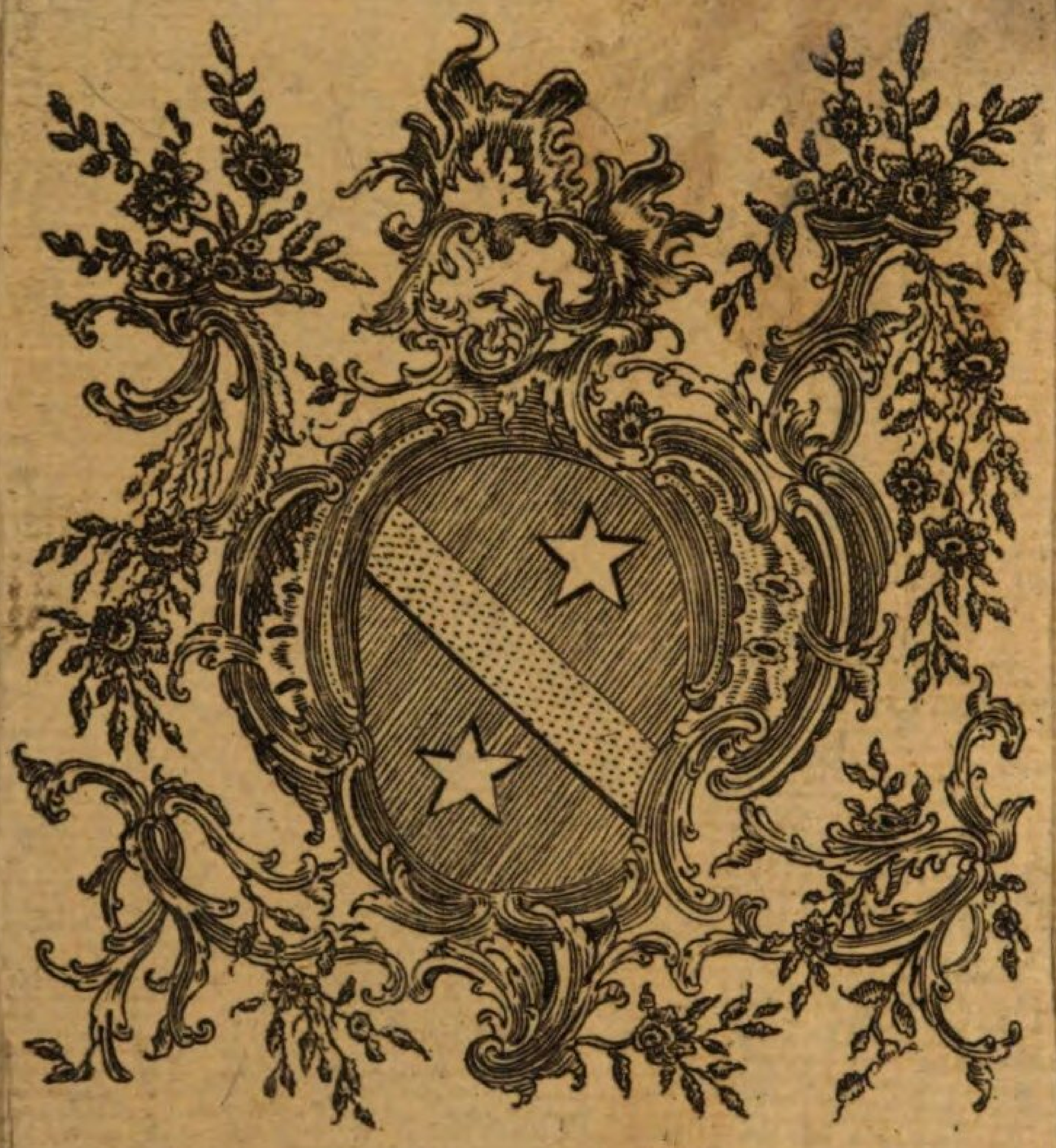
Ph.U. 79b/3 Caesar



Schopenhauer,

Pragmatische Darstellung des Geistes der neuesten Philosophie des In- und Auslandes.

Bayerische Staatsbibliothek München

Von
K. A. Cäsar,
der Vernunftlehre ordentlichem Professor und des großen Fürstenkollegii Kollegiaten.

Dritter Band.

Leipzig,
in der Sommerschen Buchhandlung.
1803.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Das Schöne. Eine Untersuchung von Ferdinand Delbrück.

(Schluß.)

Da die ganze vortreffliche Schrift des Verfassers ein Versuch seyn soll, die Kantische Theorie vom Schönen an Beispielen aus Deutschen Dichtern zu entwickeln; so wählt er die schöne Stelle aus Göthens Torquato Tasso „Ich halte diesen Drang vergebens auf rc." zum Beispiel, um dabei die Quelle unsers Wohlgefallens am Schönen zu entdecken, wenn wir genau auf den Eindruck merken, welchen das Lesen oder Hören dieser Stelle auf uns macht. Das Resultat ist: das Schöne besteht in einer zweckmäßig zusammenstimmenden Mannichfaltigkeit von Ideen, welche die Phantasie in sich hervorruft, um zu einem gegebenen Begriffe viel Unnennbares hinzuzudenken, mehr, als auf der einen Seite darin deutlich angeschaut, und auf der andern Seite darin deutlich gedacht werden kann; und das Wohlgefallen am Schönen wird hervorgebracht durch ein freies und doch regelmäßiges Spiel der Phantasie in Einstimmung mit dem Verstande. Und hieraus folgt, daß das Schöne nicht

sowohl in dem Kunstwerke vorhanden ist, als vielmehr in dem Geiste desjenigen, der es betrachtet.

Aus dieser Hypothese über das Wesen des Schönen lassen alle die oben angeführten Erscheinungen sich leicht erklären, sowohl diejenigen, welche sich bei der Vergleichung des Schönen mit dem Angenehmen, als auch die, welche sich bei Vergleichung des Schönen mit dem Guten und Wahren ergeben. Die ganze schöne Ausführung, die feinen Bemerkungen, die passenden Beispiele, muß ich meinen Lesern zum eignen Nachlesen überlassen, und ich hebe nur das aus, was der scharfsinnige Verfasser S. 96. u. f. von dem Antheile sagt, welchen der Verstand an der Hervorbringung und dem Genusse des Schönen hat, d. h. worin die zu demselben gehörende Zweckmäßigkeit besteht.

Die Zweckmäßigkeit, welche zur Schönheit gehört, besteht nämlich in dem Zusammenhange der Ideen der Phantasie nach Verstandesgesetzen. Das Grundgesetz des Verstandes ist der Satz der Einstimmung, welcher so lautet: Nichts denkbares kann sich widersprechen. Folglich zeigt jene Zweckmäßigkeit sich zuerst darin, daß keine der Ideen, welche die Phantasie in sich hervorzurufen veranlaßt wird, mit dem Begriffe des Verstandes, auf welchen sie sich beziehen, in Widerspruche steht. Aber nicht weniger, als in der Beschaffenheit der Ideen, zeigt sich die Zweckmäßigkeit, welche zur Schönheit gehört, in der Verbindung derselben. Ein zweites Gesetz des Verstandes ist der Satz der Ursachlichkeit, nach welchem alles Denkbare und Mögliche in etwas Anderm, und alles Erkennbare und Wirkliche

in etwas Vorhergehendem gegründet seyn muß. Daher müssen die successiven Theile, aus welchen jedes Werk der Poesie besteht, so mit einander verknüpft seyn, daß sie als Ursachen und Wirkungen, als Gründe und Folgen, zusammenhängen; jedes Werk muß Anfang, Mittel und Ende haben, und so ein in sich vollendetes Ganzes bilden. Da aber des Dichters Beruf nicht nur ein schöpferisches Genie und eine reiche Einbildungskraft erfodert, um zu erfinden und zu dichten; nicht nur richtigen Verstand und feinen Geschmack, um das Erfundene zweckmäßig zu ordnen und schicklich zu verbinden; sondern auch das Talent der Rede, um seine Gemüthsstimmung Andern auf das Innigste mitzutheilen: so erfodert die Zweckmäßigkeit, welche zur Schönheit gehört, auch Angemessenheit des wörtlichen Ausdrucks und Sylbenmaaßes, d. h. Diction und Rhythmus. Wobei jedoch bemerkt werden muß, daß allerdings vollendete Korrektheit nicht verfehlt, das Wohlgefallen zu erhöhen, daß aber kleine Inkorrektheiten bei großen Schönheiten nicht nothwendig den Eindruck dieser schwächen oder stören.

Hat nun der Dichter die erreichbare Zweckmäßigkeit beobachtet, so erhebt sich sein Werk zum Vollendeten, und erhält den höchsten Grad des Idealischen und des Täuschenden.

Aber worin besteht das Idealische und Täuschende? Idealisch nennen wir, was einer Idee gemäß ist, im Gegensatze des Wirklichen, welches der Erfahrung gemäß ist. Haben wir unsre nähern Freunde und Bekannten eine Zeit lang beobachtet, so entwirft unsre Phantasie, gewöhnlich uns selber unbewußt,

sich ein Bild von ihnen, worin wir alles aufnehmen, was sie von andern unterscheidet, und wovon wir alles ausschließen, was nicht in ihrer Individualität gegründet ist. Solche Bilder der Phantasie sind Ideale unsrer Bekannten; und gewöhnlich sind es auch diese Ideale, und nicht die wirklichen Personen, die wir lieben oder hassen, hochschätzen oder verachten. Nun leben aber die Menschen nicht immer diesen Idealen, nicht immer dieser ihrer Individualität gemäß, nicht selten werden sie, von der Gewalt der äußern Umstände getrieben, sich selbst unähnlich, gerathen in Widerspruch mit ihrem gewöhnlichen Charakter, und empfinden, denken, sprechen, handeln, inkonsequent. Daher muß der Dichter, wenn anders die Zweckmäßigkeit, welche zur Schönheit gehört, nicht verloren gehen soll, in seinen Schilderungen menschlicher Leidenschaften, Sitten und Charaktere von allem abstrahiren, was im wirklichen Leben dem, was wir empfinden, denken, sagen und thun, das Eigenthümliche und Individuelle rauben würde, d. h. er muß sich zum Idealischen erheben.

Diese Erklärung vom Idealischen ist fruchtbar an interessanten Folgerungen:

1) Das Wesen der Kunst ist also nicht in die Nachahmung der Natur, und das Wesen der Schönheit nicht in die Natürlichkeit zu setzen. So viel ist wahr, daß das Unnatürliche immer häßlich ist; aber es ist nicht wahr, daß das Natürliche immer schön ist. Kein schönes Werk der Kunst kann natürlich, sondern es muß über die Natur erhaben seyn. So wird der Dichter im eigentlichen Sinne ein ποιητὴς, Schöpfer einer höhern Welt, in welcher das Widersprechende, Grundlose, Zufällige

der Wirklichkeit verbannt wird, und in welcher alles nach den ewigen Gesetzen des Verstandes sich harmonisch und planvoll bewegt.

2) Da die poetischen Schilderungen nicht zu betrachten sind als Bildnisse, deren Werth in der getroffenen Aehnlichkeit, sondern als Gemälde, deren Werth in der Schönheit besteht: so folgt, daß die dem Dichter nöthige Menschenkenntniß nicht sowohl Kenntniß bestimmter Individuen, als vielmehr Kenntniß der menschlichen Natur überhaupt ist. Dabei wird es ihm jedoch desto leichter werden, sich bestimmte Ideale zu schaffen, je zahlreicher die einzelnen Menschen sind, die er kennt, je verschiedener an Alter, Stand, Vermögen, Charakter und Schicksal, und je entscheidender die Lagen sind, in welchen er sie beobachtet. Daher dient auch das Studium der Poesie dazu, uns Menschenkenntniß zu verschaffen, in so fern es unsern innern Blick für die Auffassung des Eigenthümlichen und Unterscheidenden in den Gesinnungen Anderer schärft. 3) Die Erklärung vom Idealischen in der Poesie wirft ein helles Licht auf den Unterschied und die Aehnlichkeit zwischen der moralischen und ästhetischen Vollkommenheit eines Charakters. Beide bringen in das Thun und Lassen der Menschen Gesetzmäßigkeit. Jene nämlich macht, daß wir aus Pflicht handeln; diese, daß wir schicklich handeln: jene ist bei allen Menschen dieselbe; diese bei verschiedenen Menschen verschieden. Die neuen Moralisten, welche unstreitig das Verdienst besitzen, die Heiligkeit des Sittengesetzes zuerst in ihrer ganzen Reinheit aufgestellt zu haben, übersehn zu oft den Zusammenhang beider Vollkommenheiten; die alten hingegen, welche beides mit einem gemeinschaftlichen

Worte καλόν und honestum bezeichnen, verkennen den Unterschied. Daher sprechen jene fast immer nur von Pflichten, diese fast immer nur vom Anstande: jene betrachten die Sittlichkeit fast nur, in wie fern sie den Menschen achtungswürdig macht, diese aber weit öfter von der Seite der Anmuth, wodurch sie den Menschen liebenswürdig macht: jene stellen das tugendhafte Leben gewöhnlich unter dem unlieblichen Bilde eines beschwerlichen, mühseligen Kampfes, diese hingegen unter dem gefälligen Bilde eines Kunstwerks, einer Musik oder Poesie vor.

Je vollkommner nun ein Werk der Poesie ist, desto größer ist die Täuschung, die es hervorbringt. Diese Täuschung aber besteht nicht darin, daß wir Sätze für wahr halten, die falsch sind, oder Sätze für falsch halten, die wahr sind, sondern darin, daß unsre Vorstellungen uns wirkliche Dinge zu seyn scheinen. Das Wirkliche in der Natur wirkt auf die Empfindung, vermittelst der Sinne; das Idealische in der Kunst wirkt auch auf die Empfindung, aber vermittelst der Einbildungskraft, womit wir es schaffen. Täuschung ist eigentlich zwar nicht Zweck; aber die nothwendige Folge der Darstellung.

Endlich folgt eine Prüfung und Widerlegung der Meinung, welche vielen Liebhabern der Dichtkunst eigen ist, daß das Interessante der Maaßstab des Schönen sei. Das Resultat ist: Schöne Poesien interessiren zwar nicht nothwendig immer, aber doch sehr oft wirklich. Dann liegt aber das Schöne derselben nicht in dem Interessanten, und das Interessante derselben nicht in dem Schönen. Eben so können Poesien zu unserer Belehrung und Besserung beitragen; aber dann liegt das Schöne

derselben nicht in dem Belehrenden und Bessernden, und das Belehrende und Bessernde derselben nicht in dem Schönen.

Fragt man vielleicht nach den Ursachen, warum das Spiel der Einbildungskraft in Einstimmung mit dem Verstande uns einen so großen Genuß verschaffe; so würde die Antwort diese seyn:

Wenn Denken, Empfinden, Betrachten und Bilden, jedes für sich schon Vergnügen gewährt, wie viel größeres Vergnügen muß dies alles vereinigt gewähren! Der Zustand einer Seele, welche ohne Anstrengung wirkt, und ohne Trägheit ruht; welche zu eben der Zeit, wo sie arbeitet, eine Welt voll lebendiger mannichfaltiger Erscheinungen zu schaffen, bis auf den Grad erleuchtet bleibt, daß sie den innerlichen Zusammenhang aller dieser Erscheinungen klar durchschaut; der Zustand einer Seele, deren edelste Kräfte zu einer harmonischen Thätigkeit gespannt sind, und sich vereinigen, ihr ein helles Anschauen ihrer selbst zu geben, und sie des Besten, was sie gedacht und gewollt, der würdigsten Wahrheiten, die sie erkannt, der edelsten Gesinnungen und Gefühle, die sie bei sich genährt, bewußt zu machen, ist gewiß der Zustand einer glückseligen Seele; und in einen solchen versetzt uns ein schönes täuschendes Werk der Kunst.

So schwach auch dieser Umriß gezeichnet seyn mag, so hoffe ich doch nichts gewisser, als daß er jeden Leser begierig nach der Lektüre der lehrreichen Schrift selbst machen werde. Hier erinnere ich nur noch, 1) daß diese Schrift aus den „Lyrischen Gedichten, erläutert von Ferdinand Delbrück; Berl. 1800.“ einzeln

abgedruckt ist; 2) daß der Verfasser, wie er in der schon im J. 1799. geschriebenen Vorrede (ehe noch des Hrn. Herder Kalligone herausgekommen war) sagt, durch die Herausgabe dieser Schrift seinen Lesern zugleich den Dienst zu leisten gehofft hat, daß sie in Erwartung der Metakritik des Schönen von Hrn. Herder von dem unterrichtet würden, was darin eigentlich widerlegt werden sollte.

(Unbefangene Leser der nun bereits erschienenen Metakritik mögen entscheiden, ob die Kantische Theorie vom Schönen in ihren Gründen auch nur im mindesten dadurch erschüttert worden ist. Ueberhaupt ist wohl nichts gewisser, als daß, so lange die kritische Philosophie, nicht blinde Anbeter, sondern selbstdenkende Männer, wie Delbrück, und so viele andere aufgeklärte Köpfe sind, unter ihre Freunde zählt, alle aus Einfalt oder Eigendünkel entspringenden Versuche, sie als gefährlich zu verschreien, vergeblich seyn müssen, und daß manchen bis zur Verzweiflung getriebenen Unglückspropheten, welche einen baldigen Verfall der Kantischen Philosophie weißagen, eben so wenig Glauben beizumessen ist, als den Prophezeihungen mancher sehr gemeinen Schwärmer, die das Ende der Welt oder den nahen Einbruch des jüngsten Tages prophezeihten. Wie mag es doch kommen, daß, während unter religiösen Sekten Verträglichkeit und Toleranz immer mehr zugenommen hat, unter philosophischen Schulen und gegen philosophische Partheien Haß und Verketzerung immer noch fortdauert. Wird denn nie die Zeit, die glückliche Zeit kommen, wo Philosophen, von reiner Wahrheitsliebe beseelt, ohne hämische Ausfälle gegen Andersdenkende, ohne pasquillartige Satyren auf verdienstvolle Gegner, ohne neidische

Seitenblicke auf ihren Ruhm, ihre eigenen Ueberzeugungen eben so ruhig vortragen, als sie andere die ihrigen vortragen lassen. Man disputire immerhin gegen andere Systeme; aber man vergesse nie, daß Spotten, Verlachen, Verachten, Verleumden, Großsprechen, oder Machtsprüche thun, nicht Disputiren, nicht Prüfen, nicht Widerlegen, sondern das untrüglichste Kennzeichen eines eben so schwachen Geistes, als eines hoffärtigen und herrschsüchtigen Herzens sind!)

II.

Considérations générales sur l'étude de l'homme, et sur les rapports de son organisation physique avec ses facultés intellectuelles et morales, par Cabanis; aus den Mémoires de l'Institut National des sciences et des arts etc. T. I. Paris. An VI. 4. p. 37—97.

(Cabanis allgemeine Betrachtungen über das Studium des Menschen, und über das Verhältniß seiner physischen Organisazion zu seinen Verstandes- und sittlichen Fähigkeiten.)

§. 1.

Wir empfinden: und von den Eindrücken, welche unsere Sinne erhalten, hängen zugleich unsere Bedürfnisse und die Thätigkeit der Werkzeuge, welche uns zur Befriedigung derselben verliehen sind, ab. Und da wir von dem ersten Augenblick unsers Lebens an der beständigen Einwirkung äußerer Gegenstände ausgesetzt, ja selbst auch Ursachen innerer Eindrücke sind, so fangen wir sogleich zu handeln an, ohne uns noch Rechenschaft über die Mittel, deren wir uns dabei bedienen, abgelegt, ja ohne uns auch nur einen bestimmten Begriff von dem Zweck,

welchen wir dadurch erreichen wollen, gemacht zu haben. Erst nach vielen wiederholten Versuchen fangen wir an zu vergleichen, zu überlegen, zu wählen. Dies ist der Gang unsrer Natur; daher finden wir ihn überall wieder. Mit Handeln fangen wir an; mit der Zeit unterwerfen wir die zum Handeln uns antreibenden Bewegungsgründe gewissen Regeln; zuletzt erst beschäftigen wir uns mit der Untersuchung unserer Kräfte oder Fähigkeiten, und der Art und Weise, wie sich dieselben äußern.

So hatten die Menschen schon viele sinnreiche Werke verfertiget, ohne noch die Regeln zu kennen, nach welchen ihnen ähnliche zu verfertigen wären, das heißt, ohne noch die Kunst geschaffen zu haben: schon längst hatten sie z. B. von den Gesetzen des Gleichgewichts und der Bewegung für ihre Bedürfnisse Gebrauch gemacht, ehe sie auch nur den geringsten Begriff von den Grundsätzen der Mechanik hatten. Eben so setzten sie das Gehen, das Hören, das Sehen, nicht so lange aus, bis sie sich erst eine Kenntniß von den Muskeln der Beine, der Gehörs- und Gesichtswerkzeuge erworben haben würden. Und eben so erwarteten sie, um zu denken, nicht erst die Zeit, wo über das Geschäft des Denkens helles Licht verbreitet, dasselbe auf und künstliche Regeln zurückgeführt seyn würde.

Nun entfernten sie sich zwar mit der Zeit sehr weit von jenen instinktartigen Einsichten. Sobald sie einige regelmäßige Arbeiten zu wiederholten Mahlen verfertigt hatten, und aufmerksam die Entstehungsart derselben betrachteten, bildeten sie Urtheile und zogen daraus Grundsätze. Aber ihre Grundsätze und Urtheile schränkten sich nur noch auf einzelne Gegenstände, und auf Dinge, deren Nützlichkeit unmittelbar in die Augen fiel, ein.

Durch ein eben gegenwärtiges Bedürfniß gedrängt, schickten sie ihren Blick nicht in die noch entfernte Zukunft: ihre Regeln umfaßten nur einige Theile des Ganzen; und die wichtigsten Fortschritte waren denen Zeiten vorbehalten, wo allgemeinere Regeln eine vollständige Kunst umfassen würden.

So lange der Lebensunterhalt der Menschen noch nicht gesichert ist, bleibt ihnen wenig Zeit zum Denken übrig; und ihre in dem engen Zirkel ihrer dringendsten Bedürfnisse eingeengten Untersuchungen können nicht einmal mit Glück auf diesen nothwendigen Zweck hin gerichtet werden. Aber, sobald sie, in Völkerschaften vereinigt, besonders die Stärksten und die Verständigsten unter ihnen, sich die Mittel eines sorgenlosen Daseyns zu verschaffen gewußt hatten, und nun einiger Muße zu genießen anfiengen, so wurde selbst diese Muße drückend für sie; neue (geistige) Bedürfnisse kündigten sich nun an, und ihr Nachdenken verbreitete sich nach und nach über die Gegenstände der Natur, und über sich selbst.

Gehen wir bis in die ersten Zeiten der Geschichte zurück (die Geschichte aber geht nur bis zu den Niederlassungen freier Völker in Griechenland zurück *); weiterhin stößt man auf nichts als auf lächerliche Mährchen, oder allegorische Erzählungen), so finden wir die Weisen jenes Zeitalters besonders mit den drei wichtigsten, auf die Vervollkommnung der menschlichen Kräfte und Fähigkeiten, der Sittlichkeit, und der Glückseligkeit,

*) Als nämlich die Demokratie einen regelmäßigern Charakter annahm, und die Könige bei der Ausübung ihrer Gewalt an feste Regeln gebunden wurden, d. h. ungefähr 150 bis 200 Jahre nach der Epoche, in welche man die Belagerung von Troja zu setzen pflegt.

sich beziehenden Gegenständen beschäftigt. 1) Sie studierten den Menschen in seinem gesunden und kranken Zustande, und die Gesetze, von welchen beide abhängen, um ihm seine Gesundheit zu erhalten, oder wieder geben zu lernen. 2) Sie suchten Regeln aufzufinden, welche den Verstand bei der Untersuchung nützlicher Wahrheiten leiten könnten: und ihr Unterricht betraf entweder besondere Methoden dieser oder jener Künste, oder er betraf die Philosophie, deren Methode das Allgemeine jener aller befaßt. 3) Endlich beobachteten sie die gegenseitigen Verhältnisse der Menschen, Verhältnisse, welche in ihren physischen und moralischen Kräften und Fähigkeiten gegründet sind, aber in welche sie doch zugleich manche als nothwendig gegebene und wirksamere Umstände, z. B. der Zeiten, der Oerter, der Regierungsarten, der Religionen, aufnahmen: und hieraus erwuchsen ihnen alle Lebensregeln und alle Vorschriften der Moral.

Es ist wahr, der größte Theil jener Weisen verloren sich in leere Grübeleien über die ersten Ursachen der Dinge, über die thätigen Kräfte der Natur, welche sie in sinnreichen Fabeln zu Personen umschufen: aber die Theogonien waren für sie nichts als physische oder metaphysische Systeme, wie in spätern Zeiten die Kartesischen Wirbel und Leibnitzens vorherbestimmte Harmonie, welche ohne Zweifel auch zu Gottheiten erhoben seyn würden, wenn ihr Platz nicht schon eingenommen gewesen wäre. Sie bedienten sich derselben, um wilde Köpfe zu bändigen, und sie an gesellschaftliche Banden zu fesseln. Jene ersten Wohlthäter des menschlichen Geschlechts scheinen alle davon überzeugt gewesen zu seyn, daß es erlaubt sei, das Volk, sobald es nur zu dessen eigenem Vortheile geschieht, zu betrügen; ein

verderblicher Grundsatz, der zwar entschuldiget werden kann, so lange traurige Erfahrungen noch nicht die Falschheit desselben entdeckt hatten, aber welchen auch noch in einem aufgeklärten Jahrhunderte zu behaupten nicht erlaubt seyn kann.

Welchen Gegenstand man nur abhandelt, so ist es immer jenes alte Griechenland, was man anführen muß. Alles Wichtige, was in der bürgerlichen Gesellschaft vorkommen kann, vereinigt sich dort, drängt sich gleichsam in einem kurzen Zeitraum und auf einen kleinen Schauplatz unter unsern Augen zusammen. Griechenland war nicht nur die Mutter der Künste und der Freiheit; dort auch blühte überall und schnell, wie durch eine Art von Wunder, die Philosophie auf, deren allgemeine Lehren allein vermögend sind, den Menschen und alle seine Zustände und Einrichtungen zu vervollkommnen, und mit ihr entstand die schönste Sprache, die je gesprochen worden ist, und die es eben so werth war, seiner Vernunft als Werkzeug zu dienen, als die Phantasie zu bezaubern oder die Seelen durch alle Wunderkräfte der Beredtsamkeit und der Dichtkunst in Feuer zu setzen. Welches schönere Schauspiel kann es wohl geben, als wenn man eine ganze Klasse von Menschen sieht, welche unablässig damit beschäftiget sind, die Mittel zur Verbesserung des Schicksals der Menschen aufzufinden, die Völker der Unterdrückung zu entreißen, das gesellschaftliche Band immer fester zu knüpfen, in die öffentlichen Sitten jene Würde und jene Anmuth zu bringen, deren Vereinigung in einem so hohen Grade sich seitdem nirgends wieder gefunden hat; und, wenn sie auch bisweilen verzweifeln, eine allgemein gute Ordnung bewirken zu können, dennoch bald durch die Grundsätze einer

kraftvollen und strengen Philosophie, bald durch anmuthigere und leicht faßliche Lehren, bald durch lachende Verspottung alles dessen, was die schwachen Menschen so sehr beunruhiget, sich eifrig bestreben, das Glück der Bürger vor der Wuth der Tyrannen, vor der Unbilligkeit der Gesetze, und selbst vor den verderblichen Wirkungen der Natur in Sicherheit zu setzen.

Von jenen Wohlthätern der Menschheit bemerke ich hier nur vier außerordentliche Männer, nämlich, den Pythagoras, den Demokritus, den Hippokrates, und den Aristoteles. Alle vier waren Schöpfer von Methoden und Systemen, mit ihnen brachten sie ihre Grundsätze der Moral in Verbindung, und gründeten jene und diese auf die physische Natur des Menschen.

Vergebens würde man in den historischen Denkmälern einen genau bestimmten Begriff von den Lehren des Pythagoras aufsuchen. Seine Schriften sind nicht mehr vorhanden; und seine Schüler, dem geheimnißvollen Ansehen, welches die Philosophen wegen der Unwissenheit des großen Haufens ihren Lehren zu geben vielleicht genöthiget waren, allzu getreu, machten fast nur den lächerlichen Theil seiner Meinungen bekannt. Dennoch giebt es noch ein anderes Mittel, wie wir über den Pythagoras urtheilen können: dieses sind die Thatsachen selbst. Seine Schule hat mehrere Jahrhunderte lang dem ganzen alten Italien Gesetzgeber, dem ganzen Griechenlande gelehrte Mathematiker, Astronomen, Aerzte, und der Welt Philosophen geliefert. Ohne hier von vielen andern seiner Entdeckungen zu sprechen, muß ich bemerken, daß er der erste war, welcher in das Studium des Menschen den Kalkul einführte, welcher die Phänomene des Lebens mechanischen Formeln unterwerfen wollte, welcher zwi-

schen den Fieberperioden ein Wachsthum oder eine Abnahme der thierischen Kräfte, und eine gewisse regelmäßige Rückkehr oder ein übereinstimmendes Verhältniß mit Zahlen bemerkte; Verhältnisse, welche die Erfahrung aller Jahrhunderte bestätigt zu haben scheint, und deren systematische Auseinandersetzung das ausmacht, was man in der Arzneikunde die Lehre von den Krisen nennt. Außer vielen nützlichen Winken für die Behandlung der Krankheiten, und außer wichtigen Betrachtungen über die Erhaltung der Gesundheit, und über die physische Erziehung der Kinder, welche aus dieser Lehre fließen, ließen sich aus ihr vielleicht wohl gar einige Winke für die rechte Eintheilung der Arbeiten des Geistes schöpfen, die Augenblicke zu benützen, wo der Zustand der Organe ihm mehr Stärke und Einsicht gewähret, und ihm seine ganze Munterkeit und Lebhaftigkeit dadurch zu erhalten, daß man ihn nicht gerade zu der Zeit, wo der Körper Ruhe verlangt, ermüdet. Jedermann wird diesen Wechsel der Thätigkeit und der Abspannung des Geistes beim Denken wahrnehmen können; aber noch fehlt es dazu an bestimmten, und nach der Verschiedenheit der Himmelsstriche, der Temperamente, des Alters, kurz, aller Umstände und Lagen, in welchen sich Menschen befinden können, anwendbaren Regeln, wobei man zugleich die Mittel, jene unordentlichen Bewegungen im Körper aufzuhalten, zu verändern, und unsern Absichten gemäß zu richten, kennen müßte.

Ungefähr eben so viel, als vom Pythagoras, läßt sich vom Demokritus sagen, ob wir gleich seine Lehren, nur ihrem Hauptinhalte nach, kennen; aber auch schon dieser reicht zu, um den Geist des Mannes kennen zu lernen, und ihm seinen Platz

anzuweisen. Er war der erste, welcher ein mechanisches, auf die Eigenschaften der Materie und die Gesetze der Bewegung gegründetes Weltsystem aufstellte; ein System, welches in der Folge von dem Epikur angenommen und weiter entwickelt ward, und welches bloß dadurch, daß es sich von den Ungereimtheiten der Theogonien entledigt sah, seine Nachfolger gleichsam bei der Hand dahin führte, die Quellen der Moral nur in den natürlichen Anlagen und den Verhältnissen der Menschen unter einander aufzusuchen.

(Daß hier der französische Philosoph zu weit geht, wird niemand besser einsehen, als der wahre Kenner der kritischen Philosophie.)

Demokrit sah ein, daß die Welt aus sich selbst, aus den in die Augen fallenden Erscheinungen, studirt werden müsse. Er sah ferner ein, daß der gewöhnliche Lauf der Dinge uns nicht alles enthüllt; daß man die Natur zu Hervorbringung neuer Erscheinungen, welche auf die Verkettung der uns schon bekannten neues Licht werfen, zwingen, oder sie gleichsam einladen kann, die letztern unter neuen Ansichten darzustellen, welche unsere Kenntniß von ihnen noch vervollkommen. Mit einem Worte, er zeigte die Erfahrungen als ein neues Mittel an zur Wahrheit zu gelangen.

Während daß seine Landsleute ihn für verrückt hielten, beschäftigte er sich mit der Zergliederung thierischer Körper. Um die Verrichtungen des menschlichen Geistes zu studieren, hielt er es für nothwendig, die Werkzeuge, deren er sich dazu bedienen müßte, kennen zu lernen. Die Auflösung der metaphysischen Probleme suchte er nirgends anders als in der mit den

Lebensverrichtungen und den moralischen Phänomenen verglichenen Organisazion des Menschen, und alle Pflichten und Sittenregeln leitete er aus den natürlichen Kräften und Bedürfnissen ab.

(So leicht erklärbar es ist, warum so viele Aerzte geneigt sind, alles auf die Gesetze der körperlichen Natur zurückzuführen, so wird doch alles ihr Bemühen vergeblich bleiben, moralische Gesetze, Gesetze freier Vernunftwesen, als Gesetzen der Naturnothwendigkeit unterworfen darzustellen, eben so vergeblich, als zu beweisen, daß alles Denken, Fühlen, Begehren, nichts als das Resultat gewisser materieller Bewegungen sei. Und wenn Demokrit den Menschen vielleicht von seiner physischen Seite, von der Seite seines Körpers und überhaupt seiner sinnlichen, bloß leidenden Natur noch besser kannte, als Plato, Zeno und andere Philosophen des Alterthums, so kannten diese dafür den Menschen gewiß besser von seiner vernünftigen und moralischen Seite, und überhaupt von der Seite seiner Selbstthätigkeit.)

Da es ihm unmöglich war, sich menschliche Leichname zu verschaffen, deren anatomische Zergliederung die öffentlichen Vorurtheile für abscheuliche Frevel angesehen haben würden, so suchte er bei andern Thierarten, und durch Analogieen, was ihm gerade aus der rechten Quelle zu schöpfen nicht erlaubt war. So arbeitete er dem Erasistratus, dem Herophilus und dem Serapion, vor, deren Arbeiten aber insgesammt viele Jahrhunderte lang ganz in Vergessenheit gekommen waren, bis endlich die Neuern denselben mehr Einheit, Vollständigkeit und Methode gaben.

Mehr als von dem Pythagoras und Demokritus, wissen wir von dem Hippokrates, dessen Schriften bis auf unsere Zeiten großentheils erhalten worden sind. Er war es, welcher, wie er selbst sagt, „die Philosophie in die Arzneikunde, und die „Arzneikunde in die Philosophie brachte.“

Hippokrates hatte nicht nur seine eigenen Beobachtungen in Ordnung zu bringen: er war der siebzehnte Arzt seines Stammes; und die von Vater zu Sohn durch Männer voll Scharfsinns, welche das Lesen der Bücher von dem Studio der Natur nicht abziehen konnte, beobachteten Krankheitsfälle waren von Zeit zu Zeit in Sammlungen aufbewahrt, und diese als eine kostbare Erbschaft der Nachwelt hinterlassen worden. Hippokrates war überdieß in allen Ländern herum gereist, bei welchen nur einige Kultur anzutreffen war; er hatte die an den Säulen der Tempel des Aeskulap und Apollo aufgehangenen Geschichten der Krankheiten abgeschrieben, er hatte selbst die Feinde seiner Familie und seiner Schule, die Lehrer der Schule zu Knidus benützt, welche zwar nicht, wie er, aus den Krankheitsfällen Schlüsse zu ziehen wußten, aber doch Gelegenheit gehabt hatten, eine große Menge und von allen Arten derselben zu sammeln.

Nachdem er also alle Sammlungen durchforscht, und sich mit den Kenntnissen seiner Vorgänger und seiner Zeitverwandten bereichert hatte, fieng Hippokrates nun eigene Beobachtungen anzustellen an. Niemand hatte jemals mehr Mittel, als er, es mit Glück thun zu können. In seinen Büchern von Epidemieen macht er uns den Geist kennen, der seine Beobachtungen leitete, und die Art, wie er allgemeine Resultate daraus zog.

Sie enthalten ein wahres Muster von philosophischer Methode. Noch allgemeinere Resultate, als jene, liefern seine Aphorismen, und von ihnen erwartete er seinen vorzüglichsten Ruhm. Aber Hippokrates begnügte sich nicht, die Arzneikunst mit fast beispiellosem Beifall auszuüben, und Bücher zu schreiben; er zog auch Schüler, er lehrte.

Aristoteles war ohne Zweifel einer der hervorragendsten Geister, einer der größten Köpfe; und seine metaphysischen Schöpfungen tragen, man muß es gestehen, einen ganz andern Charakter, als die seiner Vorgänger, an sich. Ihm sind wir die erste vollständige und regelmäßige Zergliederung des Denkens schuldig. Er unternahm es, das Verfahren dabei durch gewissermaßen mechanische Formeln zu bestimmen; und wenn er bis zur Bildung der Zeichen aufgestiegen wäre, wenn er ihren Einfluß auf die Bildung der Begriffe selbst erkannt hätte, so würde er vielleicht seinen Nachfolgern wenig zu thun übrig gelassen haben. Die glückliche und tief eingehende Behandlung der Beredtsamkeit, der Dichtkunst und der schönen Künste überhaupt, mußte seiner übrigen Philosophie viel Gewicht geben, da man darin die Anwendung der letztern auf Gegenstände sah, bei welchen jedermann die Richtigkeit derselben beurtheilen und fühlen konnte. Es war fast unmöglich, nicht zu bemerken, daß, wenn der Künstler das schafft, was der Philosoph vergeblich nachzumachen suchen würde, dieser dafür in den Werken des Künstlers oft Dinge entdeckt, welche jener nicht einmal ahndet. Seine Geschichte der Thiere, deren bewundernswürdige Schilderungen selbst Büffon nicht hat in Vergessenheit kommen lassen, zeigt, daß Aristoteles in der Untersuchung der physischen

Erscheinungen selbst jene Grundbegriffe der thierischen Oekonomie geschöpft hat, auf welche seine Metaphysik und Moral gebauet sind.

Um die Fortschritte der Kunst zu philosophiren zu verfolgen, müssen wir von dem Aristoteles bis zu dem Baco überspringen. Nach einigen schönen Tagen, welche, eigentlich zu reden, die Morgenröthe der Philosophie waren, verfielen die Griechen auf elende Spitzfindigkeiten und Chimären.

Selbst Aristoteles trug, troz seines großen Genies, nicht wenig dazu bei; noch mehr aber Platon.

Das System des Aristoteles erlangte erst wieder zu den Zeiten der Araber, welche dasselbe mit nach Spanien brachten, ein rechtes Ansehen; und von hier aus verbreitete sich dasselbe in das ganze übrige Europa.

Das viele Gutgedachte und Nützliche, was Aristoteles enthält, verschwand in den Schriften seiner Kommentatoren. Sein Name herrschte in den Schulen: aber seine durch die Dunkelheit, in welche er sich, und manchmal absichtlich, gehüllt hatte, durch die Versehen der Abschreiber, durch die unvermeidlichen Unrichtigkeiten der ersten Uebersetzungen, durch die von jedem neuen Lehrer noch hinzugefügten Ungereimtheiten, verunstaltete Philosophie war durchaus unkenntlich geworden; und es war nichts von ihr übrig geblieben als spitzfindige Eintheilungen und die syllogistischen Formen.

Aus den neuern Zeiten nennt der Verfasser vor andern den Baco, Descartes, Locke, und, obgleich mit minderm Lobe, den Hobbes, Bonnet, Helvetius und Condillac, als Männer, welche wohl eingesehen hätten, in welcher genauen Verbindung die

Kenntniß der Organisazion mit der Kenntniß unserer Seelenverrichtungen stände.

* * *

Die physische Empfindlichkeit ist das letzte Ziel, zu welchem man bei der Beobachtung der Erscheinungen des Lebens, und bei einer methodischen Untersuchung ihrer wahren Verknüpfung unter einander, gelangt: und sie ist auch das letzte Resultat, oder, wie man sich gewöhnlich auszudrücken pflegt, das allgemeinste Prinzip, auf welches man bei der Erforschung der Verstandesfähigkeiten und der Neigungen der Seele geleitet wird.

Um sich davon zu überzeugen, erwäge man nur, daß das Leben eine Reihe von Bewegungen ist, welche den durch die verschiedenen Organe empfangenen Eindrücken gemäß vor sich gehen; daß die Wirkungen der Seele oder des Verstandes ebenfalls gewisse Bewegungen im Gehirnorgan voraussetzen, und daß diese Bewegungen von Eindrücken abhängig sind, welche ihm entweder durch die empfindlichen äußersten Nervenenden zugeführt, oder welche in dem Gehirn selbst durch Ursachen, welche unmittelbar auf dasselbe zu wirken scheinen, erweckt worden sind.

Ohne Empfindlichkeit würden wir nicht von der Gegenwart äußerer Gegenstände benachrichtigt werden; ja wir würden nicht einmal irgend ein Mittel haben, unser eignes Daseyn wahrzunehmen. Aber von dem Augenblick an, als wir empfinden, sind wir: und sobald wir durch Vergleichung der Empfindungen, welche ein und derselbe Gegenstand auf unsere verschiedene Organe macht, uns versichert haben, daß die Ursache jener Empfindungen außer uns zu setzen sey, so haben wir auch schon

einen Begriff von etwas, was nicht wir selbst sind: und dies ist unser erster Schritt bei unserer Untersuchung der Natur.

(Alles dieses ist sehr richtig, so lange die Frage nur diese ist: Was wird erfordert, wenn die Vorstellung von äußern Gegenständen in uns zum klaren Bewußtseyn kommen soll? Aber vergebens würde man hieraus auch eine Antwort auf die Frage schöpfen können: Welches sind die nothwendigen, in der Beschaffenheit unsers Vorstellungsvermögens selbst gegründeten Bestimmungen, ohne welche gar keine Vorstellungen äußerer Gegenstände, so wenig als von uns selbst, möglich wären?)

Hätten wir nur eine einzige Empfindung, so würden wir, wie mir dünkt, auch nur eine einzige Vorstellung haben; wir würden uns etwas als außer uns vorstellen; mehr würden wir dabei nicht wissen können. Da aber unsere Empfindungen von einander verschieden sind, und die Verschiedenheiten derer, die das eine Organ erleidet, nach beständigen Gesetzen, den Verschiedenheiten derer, welche ein anderes oder die übrigen Organe erleiden, entsprechen; so sind wir versichert, daß, wenigstens in Beziehung auf uns, unter den äußern Ursachen eben der Unterschied, wie unter unsern Empfindungen, obwaltet: ich sage, in Beziehung auf uns; denn weil unsere Vorstellungen nichts als das Resultat unserer verglichenen Empfindungen sind, so muß alles, was wir Wahrheit nennen, nur ein Verhältniß mit der allgemeinen Art und Weise, wie die menschliche Natur empfinden und erkennen kann, ausdrücken; und die Anmaßung, das Wesen der Dinge selbst zu kennen, ist eine Ungereimtheit, welche auch nur eine geringe Aufmerksamkeit einsehen läßt. Hieraus folgt, beiläufig zu sagen, auch dieses, daß für uns nur solche

Dinge äußere Ursachen abgeben können, welche auf unsere Sinne wirken, und daß jeder Gegenstand, welcher auf unsere Empfindungsfähigkeit gar nicht wirken kann, auch kein Gegenstand der für uns möglichen Nachforschungen ist. (Das heißt mit andern Worten: Wir leben in einer Welt bloßer Erscheinungen.)

Aber die Eindrücke, welche dieselben Gegenstände auf uns machen, haben nicht immer denselben Grad von Stärke, und sind auch nicht immer gleich dauerhaft: bald gleiten sie vorüber, ohne fast Aufmerksamkeit zu erregen; bald fesseln sie dieselbe mit einer unwiderstehlichen Kraft, und lassen tiefe Spuren hinter sich zurück. Gewiß empfinden die Menschen nicht ganz auf gleiche Weise: das Alter, das Geschlecht, das Temperament, die Krankheiten, verursachen darin sehr merkliche Unterschiede; ja auch bei demselben Menschen haben die verschiedenen Eindrücke, nach Beschaffenheit ihrer Natur und vieler andern zufälligen Umstände, einen sehr ungleichen Grad von Stärke und Lebhaftigkeit. Daher sieht man, daß gewisse Vorstellungen bald gar nicht entstehen können, bald herrschend werden; daß der eine durch gewisse Eindrücke erschüttert, überwältigt werden kann, welche ein anderer kaum bemerkt oder gar nicht einmal mit Bewußtseyn empfindet: daß die Vorstellung eines Gegenstandes bisweilen bei dem ersten Hauche, gleich den im Sande gezeichneten Figuren, verschwindet, andere Mahle aber einen Charakter von Beharrlichkeit, und, so zu sagen, von Widerspenstigkeit annimmt, welcher so weit gehen kann, daß uns die beständige Gegenwart der Vorstellung unangenehm und lästig wird; daß jene bei verschiedenen Individuen einander so unähn-

lichen Eindrücke ihrem Geist und ihrem Herzen nothwendig auch ein sehr verschiedenes Gepräge aufdrücken: und daß aus der Vergesellschaftung oder Vergleichung der Vorstellungen bei demselben Menschen, nach Verschiedenheit seiner Lagen und Umstände, einander sehr unähnliche Eindrücke, sehr wechselnde Vorstellungen, Urtheile, und Entschließungen statt finden müssen.

Aber nicht nur nach Maßgabe der ursprünglichen Organisazion und der übrigen Umstände des Alters und des Geschlechts, welche lediglich von der Natur abhängen, ist die Art zu empfinden unter den Menschen verschieden, sondern sie wird es noch weit mehr durch den Himmelsstrich, sie wird es durch unsere Lebensweise, durch die Beschaffenheit und die Einrichtung unserer Arbeiten, und durch alles, wozu unsere Natur gewöhnt ist, als wobei wir oft vieles selbst nach überlegten Planen veranstalten; endlich giebt uns auch die Arzneikunst dadurch, daß sie uns diejenigen Krankheiten, welche vorzüglich den Zustand der Empfindlichkeit verändern, kennen lernt, und die Hülfsmittel bestimmt, deren Wirkung sie zur natürlichen Ordnung zurückführt, eine neue Art an die Hand, wie wir sogar auch auf den Ursprung der Empfindungen wirken können.

Dieser Gesichtspunkt ist's, von welchem aus das Studium des Menschen vorzüglich wichtig ist: dorthin müssen der Philosoph, der Moralist, der Gesetzgeber, ihre Blicke richten, dort können sie neue Einsichten in die menschliche Natur, und Grundsätze zur Vervollkommnung derselben schöpfen.

Unabläßig mit der Beobachtung der Natur beschäftigt, bemerkten die Alten sehr zeitig jene Uebereinstimmung gewisser

physischen Zustände mit gewissen Denkarten, und mit gewissen Neigungen des Charakters. Galen wollte in seiner Abtheilung der Temperamente die Gesetze derselben auf feste Punkte zurückführen. Hippokrates hatte schon in seiner Lehre von den Elementen zuerst eine Darstellung davon versucht. In seiner Abhandlung von dem Wasser, der Luft und den Gegenden, hatte er den Einfluß dieser drei vereinigten Ursachen auf die natürliche Beschaffenheit einzelner Menschen, und auf die Sitten ganzer Nazionen untersucht, und er hatte dieses nicht nur als Arzt, sondern eben so sehr als Philosoph gethan. Die Neuern, welche eben diese Gegenstände abhandelten, schränkten sich fast nur darauf ein, diesen beiden großen Männern nachzuschreiben. Gewiß waren die Alten auf dem rechten Wege zur Wahrheit, und wenn sie diese nicht immer von den Dunkelheiten oder von den Irrthümern, womit diese vermischt war, befreiten, so kam dieses bloß daher, daß es ihnen noch an hinlänglich eingesammelten Thatsachen fehlte. Der Verfasser stellt zum Beleg seiner Behauptung als Beispiel S. 68—76. ihre Lehre von den Temperamenten auf. Sodann bemerkt er, was die Neuern an dieser Lehre verbessert oder getadelt haben, daß die Eintheilung in vier Temperamente bloß willkührlich und unvollständig sey, daß die Oberherrschaft gewisser Säfte bei verschiedenen Leibeskonstituzionen äußerst zweifelhaft sey, daß die Geschichte der Krankheiten und der jedem Alter eigenen Neigungen mit jener Lehre keinesweges übereinstimme, daß es bei Temperamenten vielmehr auf das Verhältniß der flüßigen und festen Theile unter einander ankomme, daß überdies die Säfte in jedem Alter eine besondere Richtung nehmen, daß ihre Bewegungen insonderheit

nach diesem oder jenem Organ hin gerichtet sind, daß die Organe sich nicht nur nicht in denselben Epochen entwickeln, sondern daß sie auch bei gleicher Entwickelung allmählich (und zwar in einer Ordnung, welche mit der Annahme der Gewohnheiten, des Charakters, mit der Bildung der Gefühle und der Denkart, gleichen Schritt hält) Hauptsitze der Empfindlichkeit, neue Brennpunkte von Wirkung und Gegenwirkung werden. Diese letzte Betrachtung, sagt der Verfasser, (S. 78.) hätte noch auf eine andere führen sollen, welche bis jetzt nur Muthmaßung gewesen ist. Einige Beobachter haben bemerkt, daß die verschiedenen Organe oder die verschiedenen Systeme der Organe bei verschiedenen Menschen nicht denselben Grad von Stärke oder Wirksamkeit haben: jeder Mensch hat sein starkes und sein schwaches Organ. Bei den einen scheint das Muskularsystem alles an sich zu ziehen: bei andern spielt das Gehirn- und Nervensystem die Hauptrolle; das heißt mit andern Worten, die Empfindungs- und Bewegungskräfte stehen nicht bei allen Menschen in gleichen Verhältnissen. Daher entspringen bemerkenswerthe Unterschiede in den bloß physischen Anlagen und Zuständen; daher auch entspringen jene analoge Unterschiede in den Verstandes- und sittlichen Anlagen und Zuständen. Zimmermann hat in seinem Werke von der Erfahrung in der Arzneikunst mit einiger Ausführlichkeit von dieser Materie, in so weit sie den Arzt angeht, gehandelt. Aber auch der Philosoph kann für sich wichtige Folgerungen daraus ziehen. Hierbei führt der Verfasser eine Stelle an, welche er sich aus dem Unterrichte seines vormaligen Lehrers, des berühmten Dubrueil, zu der Zeit, als er mit diesem seine Kranken besuchen gieng, aufgezeichnet hat. Sie ist folgende:

„Jene treffende Beurtheilungskraft, jener ruhige Scharf„blick, welcher aus der ganzen Summe der verglichenen Sym„ptome genaue Resultate zu ziehen weiß, sind für einen Arzt „noch nicht hinlänglich: er bedarf auch noch jener Art von „Instinkt, welcher erräth, wie dem Kranken eigentlich zu Muthe „ist. Ich rede nicht bloß von dem Grade der Empfindlichkeit, „der Reizbarkeit, der Beweglichkeit, als nach welchem Grade „sich die Dosis und die Wahl der Arzneimittel richten muß, „sondern auch von den verschiedenen Hauptsitzen der Empfind„lichkeit, von den verschiedenen Verhältnissen der Organe unter „einander bei diesem oder jenem Individuum.

„Man denke sich z. B. drei Personen, welche sich mir dar„stellen, alle von feinen Sitten, von vielen Kenntnissen, von „ausgebildeten Verstandes- und sittlichen Fähigkeiten. Die eine „fühlt tief, hat einen ernsthaften Charakter, einen gesetzten „Verstand, und beträgt sich in allem sehr regelmäßig; und diese „bezieht alle ihre gewöhnlichen Uebel auf das Diaphragma und „die Gegend des Herzens.

„Der zweite Pazient voll Leben und Feuer, voll von Ge„danken, deren die einen den andern mit der größten Schnel„ligkeit folgen, heftig in seinen Leidenschaften, unbeständig in „seinem Betragen, immer neue Projekte aussinnend, fühlt, daß „bei allen ihm zustoßenden Uebeln immer der Kopf zuerst einge„nommen wird, daß das Blut mit Gewalt dorthin schießt.

„Der dritte, traurig und melancholisch, hartnäckig in seinen „Meinungen, eigensinnig in der Wahl der Gegenstände seiner „Neigungen, Freund der Einsamkeit, hat verstopfte, bisweilen „aufgeblähete, gespannte, etwas schmerzende, Hypochonder.

„Seine Verdauungen sind unvollkommen; er ist von verschlosse-
„nen Winden geplagt; er beschäftiget sich nur immer mit seinen
„Uebeln.

„Ich habe mit Fleiß Personen von gut entwickelten Ver-
„standes- und sittlichen Fähigkeiten angeführt, weil man vorzüg-
„lich bei solchen Personen die verschiedenen Grade und Hauptsitze
„der Empfindlichkeit am leichtesten erkennen kann." *)

Diese Gedanken führen zu einer neuen Ansicht, welche dem Borden nicht ganz unbekannt gewesen zu seyn scheint, nämlich zu der, daß die Verschiedenheit der Temperamente hauptsächlich von der Verschiedenheit der Hauptsitze der Empfindlichkeit, von den Verhältnissen der Stärke oder der Schwäche und von der sympathetischen Gemeinschaft der verschiedenen Organe abhängt.

Bisher habe ich nur von dem physischen gesunden Zustande gesprochen. Aber die Krankheiten bringen darin große Veränderungen hervor; und ihre Wirkung läßt sich sogleich in der verschiedenen Beschaffenheit oder dem Gange der Ideen, in dem Charakter oder dem verschiedenen Grade der Neigungen der Seele bemerken. So lange diese Wirkung nur noch gering ist, wird sie nur von ungemein aufmerksamen Beobachtern wahr-

*) Von dem Dubrueil setzt Herr Cabanis hinzu: „Dies waren die Ge-
„danken eines Mannes, welcher mit allen Einsichten eines kunstverständigen
„Arztes die tief eindringendste Philosophie und den sorgfältigsten und
„richtigsten Beobachtungsgeist verband: ein in allen Rücksichten schätzens-
„werther Mann, welcher, mitten auf seiner Laufbahn, der Wissenschaft,
„seinen Freunden, der menschlichen Gesellschaft, plötzlich entrissen, bei der
„ausgebreitetsten Ausübung seiner Kunst und der Besorgung unzähliger
„Kranken, nicht die Zeit hatte Bücher zu schreiben, und dessen Ruhm
„nur in dem Andenken derer lebt, die ihn gekannt, und der Kranken, die
„ihm ihre Rettung zu verdanken haben."

genommen; aber sobald dieselbe stärker wird, offenbart sie sich durch Unordnungen, welche jedermann in die Augen fallen: es tritt der Zustand Verstandesohnmacht (delire) ein. Steigt die Unordnung noch höher, so geht sie in Raserei, in gänzliche Narrheit, ruhiger oder wüthender Art, über. Hier lassen sich die beobachteten Phänomene der menschlichen Seele leicht auf Regeln bringen, und ihre Ursachen erforschen; und die ihnen entsprechenden organischen Dispositionen tragen nothwendig weniger unbeständige Zeichen an sich.

Die Theorie des Wahnsinns und der Narrheit in Verbindung mit allen den verglichenen Thatsachen, welche diese Theorie umfaßt, muß also vieles Licht auf die Verhältnisse des physischen Zustandes zu den Seelenzuständen, und auf die Entstehungsart der Ideen und der Neigungen der Seele werfen.

Um nun hier die Untersuchungen nützlich zu leiten, mußte man vor allen Dingen wissen, welches die besondern Organe der Empfindung sind, und ob diese, bei Verletzungen der Verstandesfähigkeiten, allein, oder zugleich mit andern, aber vielleicht nur auf eine eigene Art, angegriffen werden.

Bewährte Erfahrungen haben bewiesen, daß das Gehirn, das verlängerte Gehirn, das Rückenmark und die Nerven die eigentlichen Organe der Empfindung sind. Die Nerven, in ihrem Ursprunge unter einander vermengt, sind bei ihrem Ausgange aus dem Gehirn und aus der Gehirnhöhle schon in Bündel geschieden. Die starken Stämme enthalten unter einer gemeinschaftlichen Hülle kleinere, diese noch kleinere, und so fort, so daß man noch keinen Nerven angetroffen hat, so fein er auch scheinen mochte, dessen Hülle nicht eine große Anzahl noch

kleinerer Nerven enthalten hätte. Alle diese aus einander sich entwickelnden Nerven verbreiten sich nun in alle Theile des Körpers, so daß jede empfindliche Stelle ihren Nerven hat, und, vermittelst desselben, mit dem Mittelpunkte des Gehirns in Gemeinschaft steht.

Andere Erfahrungen haben dargethan, daß die Empfindung, oder wenigstens die Gewahrnehmung derselben, nicht in den äußersten Enden des Nerven, und in dem Organ, auf welchen die Ursache wirkt, von welcher jene abhängt, sondern in den Mittelpunkten oder Hauptsitzen entstehen, von wo aus alle Nerven entspringen, und wo alle Eindrücke sich vereinigen. Man hat sogar beobachtet, daß in manchen Fällen die in einem Theile bewirkten Bewegungen mit den in einem andern Theile empfangenen zusammenhängen, dessen Nerven mit den Nerven jenes ersten nur vermittelst des Gehirns in Gemeinschaft stehen: und überdies weiß man, daß jede regelmäßige Bewegung die Nerveneinwirkung auf den die Bewegung vollstreckenden Muskel, diese Einwirkung aber die freie Gemeinschaft der Nerven mit ihrem gemeinschaftlichen Ursprunge erfordert. Mithin sind es wohl (so schließt der Verfasser) unstreitig die Nerven, welche empfinden, und das Gehirn, das verlängerte Gehirn, und wahrscheinlich auch das Rückenmark sind es, wo der Mensch die Empfindungen wahrnimmt.

(Wie oft wird man es denn noch wiederholen müssen, daß aus bloßer Nervenbewegung nimmermehr ein Empfinden und Vorstellen begreiflich wird? daß jene zwar die Bedingung unsers Empfindens und Vorstellens, aber nicht das Empfinden und Vorstellen selbst seyn kann? Aus allem, was Herr Cabanis angeführt

hat, folgt zwar die genaue Harmonie zwischen den körperlichen Zuständen und den Zuständen unsers Gemüths, aber keineswegs die Identität der körperlichen und der Gemüthswirkungen.)

Nachdem man jenen ersten Punkt bestimmt hatte, mußte man nun ferner forschen, ob in den, es sei nun heftigen und kurz dauernden oder auch minder heftigen, aber langwierigen, Anfällen von Wahnsinn aller Art, das Gehirn und die Nerven sich in gewissen besondern Zuständen befänden; ob diese Zustände beständig dieselben, oder wie die Erscheinungen der verschiedenen Paroxismen, Abwechselungen unterworfen wären; und endlich ob man diesen Erscheinungen, nachdem man sie unterschieden und genau in Klassen geordnet hätte, jene Zustände genau entsprechend fände.

Aber man entdeckte bald, daß oft weder das Gehirn noch die Nerven irgend eine Spur einer erlittenen Veränderung zeigten, oder daß die Veränderungen, welche sich in ihnen bemerken ließen, andern und solchen Krankheiten gemein wären, welche nicht immer von Sinnlosigkeit begleitet würden.

Man richtete nun die Aufmerksamkeit und Untersuchung wo anders hin. Man stellte über die in der Brust enthaltenen Eingeweide sorgfältige Betrachtungen an, ohne jedoch viel Licht daraus zu schöpfen. Aber nicht so war es mit den Eingeweiden des Unterleibes. Eine große Menge von anatomischen Zergliederungen haben bewiesen, daß die Krankheiten dieser Eingeweide sehr häufig den Seelenveränderungen entsprechen. Durch die Vergleichung dieses Zustandes mit den Krisen, vermittelst welcher die Natur oder die Kunst bisweilen die Narrheit geheilt haben, hat man sich überzeugt, daß ihr Sitz oder ihre Ursache

in der That in den Eingeweiden des Unterleibes sei. Und hieraus fließt die wichtige Folge, daß, weil sie durch ihre Unordnungen auf die Unordnungen des Gemüths Einfluß äußern, sie nothwendig auch zu seinem gesunden Zustande beitragen müssen: eine Folge, welche auch durch die Geschichte der beiden Geschlechter nicht nur bestätiget wird, sondern auch noch mehr Ausdehnung erhält, da dieselbe zeigt, daß zu bestimmten Epochen die Entwickelung gewisser Organe eine plötzliche und allgemeine Veränderung in dem Gemüthe und den Neigungen eines Menschen hervorbringt.

Bei immer fortgesetzten Zergliederungen der Körper solcher Menschen, welche im Zustande des Wahnsinns gestorben waren, und bei immer wiederhohlten Untersuchungen des Gehirns derselben, gelangten endlich sorgfältige Anatomiker, in Absicht auf die unterschiedenen Zustände dieses Eingeweides, zu einigen allgemeinen und sichern Resultaten. Sie fanden z. B. bei Blödsinnigen das Gehirn außerordentlich weich; bei Rasenden unnatürlich fest: aber von sehr ungleicher Dichtigkeit, d. h. trokken und hart an der einen Stelle, feucht und weich an einer andern, bei Personen, welche minder heftigen Anfällen von Narrheit unterworfen gewesen waren. Man sieht leicht ein, daß in dem ersten Fall dem Gehirnsystem der nöthige Ton fehlt, um seine Funkzionen mit gehöriger Stärke auszuüben; daß hingegen in dem zweiten Fall der Ton und folglich auch die Thätigkeit allzugroß und unmäßig sind; und daß endlich in dem dritten Fall unter den Eindrücken keine Uebereinstimmung statt finden könne, weil die Theile, welche dieselben erhalten, von so verschiedener Beschaffenheit sind, und daß folglich, da die Ver-

gleichungen auf fehlerhaftem Stoffe beruhen, nothwendig auch die Urtheile irrig ausfallen müssen. Nach den Beobachtungen des Morgagni sollte man vermuthen, daß diese ungleiche Dichtigkeit des Gehirnmarks nicht nur bei Rasenden nichts seltenes, sondern auch das sicherste organische Kennzeichen der Narrheit, wenigstens derjenigen ist, welche mit den Veränderungen des Nervensystems im nächsten Zusammenhange steht. Es scheint sogar, daß die Entzündung der Hirnhäutchen und der Hirnkrümmungen auf denselben Fehler hindeuten kann, weil sich bei jeder solchen Entzündung ein Uebermaaß von Kraft und Lebensthätigkeit in dem System der Pulsadern, und eine verhältnißmäßige Abnahme dieser Thätigkeit in den übrigen Theilen findet.

Diese Beobachtungen werfen vieles Licht auf die Theorie des Schlafs: sie dienen zur bessern Erklärung des schwachen Wahnsinns, mit welchem er gemeiniglich anfängt, und der Träume, welche ihn nicht selten begleiten: und hinwiederum ziehen sie eine neue Stärke aus der Geschichte dieser Erscheinungen, welche mit jenen Beobachtungen in offenbarer Beziehung stehen.

Die Geschichte der hypochondrischen Zufälle ist noch nie aus diesem Gesichtspunkte abgehandelt worden; aber man braucht nur wenig mit den Eigenheiten dieser Krankheiten bekannt zu seyn, um einzusehen, daß nichts den physischen Einfluß der Organisazion auf die Denkart der Menschen so offen darstellt, als eben sie.

Auch die Tollheit ist in dieser Rücksicht der Aufmerksamkeit der Philosophen werth. Hier sei es genug, Lister's Bemerkung

anzuführen, welcher sagt, er habe oft von Hunden gebissene und toll gewordene Menschen gewissermaßen die Natur derselben annehmen, auf allen Vieren gehen, bellen, und sich unter den Bänken und Betten verkriechen sehen. Eben diese Bemerkung war schon lange vor ihm gemacht worden, aber er hat sie durch sein eigenes Zeugniß, und durch das Zeugniß mehrerer vortrefflichen Beobachter bestätigt: und in meinem Departement (la Correze) hat ein sehr trauriger Vorfall sie außer Zweifel gesetzt. Sechzig Personen waren von einem wüthenden Wolfe, oder von Hunden, Kühen, Schweinen, welche er gebissen hatte, gebissen worden. Viele dieser Personen ahmten in der Heftigkeit ihrer Anfälle das Geschrei und die Handlungsweise des Thieres, das sie gebissen hatte, nach; und äußerten in mancherlei Hinsichten dieselben Neigungen.

Es ist also gewiß, daß die Kenntniß der menschlichen Organisazion und der Veränderungen, welche das Temperament, das Alter, das Geschlecht, das Klima, die Krankheiten in den physischen Zuständen des Menschen erzeugen, über die Bildung der Denkart ungemein viele Aufklärung giebt.

Aber nicht genug, daß die Physik der menschlichen Natur Aufschluß über die theoretische Philosophie giebt, muß sie auch über die praktische Licht verbreiten.

Die Gesetze der Moral entspringen aus den natürlichen Verhältnissen der Menschen, und diese Verhältnisse aus ihren Bedürfnissen. Diese Bedürfnisse können in physische und moralische eingetheilt werden.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die physischen Bedürfnisse unmittelbar von der Organisazion abhängen; es bleibt

also noch die Frage übrig, ob nicht auch die moralischen Bedürfnisse, obgleich auf eine mittelbare und verstecktere Weise, von ihr abhängen.

Der Mensch, der mit der Fähigkeit zu empfinden begabt ist, besitzt auch die Fähigkeit seine Empfindungen zu vergleichen. Man unterscheidet aber die Empfindungen nur dadurch, daß man dieselben an Zeichen heftet, welche sie vorstellen und kennbar machen: und man vergleicht sie nur, indem man entweder ihre Verhältnisse, oder ihre Unterschiede auf gleiche Weise durch Zeichen vorstellt und kennbar macht. Diese Zeichen müssen aber nicht gerade Worte seyn. Ein Kind, das die Sprache seiner Eltern weder versteht noch spricht, hat ohne Zweifel schon gewisse Zeichen, vermittelst deren es sich die Gegenstände seiner Bedürfnisse, seiner Vergnügungen, seiner Schmerzen, vorstellt; es hat seine Sprache. Man kann denken, ohne sich irgend einer bekannten eingeführten Sprache zu bedienen. Ohne Zeichen aber giebt es weder Gedanken, noch vielleicht auch eigentliche Empfindung, d. h. deutlich wahrgenommene und von jeder andern unterschiedene Empfindung. Um eine Empfindung zu unterscheiden, muß man sie mit einer andern von ihr verschiedenen Empfindung vergleichen: es kann aber ihr Verhältniß unter einander, da dieses keine unmittelbare Empfindung ist, in unserm Verstande nur durch ein künstliches Zeichen ausgedrückt werden. Hieraus folgt nicht, daß die Zeichen eher vorhanden sind, als die Ideen. Die Materialien der Ideen sind sicher eher, als die Zeichen, vorhanden: aber die Empfindungen, oder vielmehr ihre Verhältnisse, müssen, um Ideen zu werden, sich mit Zeichen bekleiden.

Ich habe gesagt, daß der Gebrauch der Zeichen darin bestehe, die Empfindungen und die Gedanken fest zu halten. Sie wecken die Erinnerung an diese und rufen sie also in das Gemüth zurück. Hierauf gründet sich die Kunst des Gedächtnisses, dessen Stärke und Deutlichkeit immer theils von der Aufmerksamkeit abhängt, mit welcher wir empfunden haben, theils von der Ordnung, welche wir in die Beachtung der Wirkungen unserer Sinne gebracht haben, theils von jener Folge unserer Vergleichungen und Urtheile, welche man die Wirkungen des Verstandes nennt.

Die Zeichen rufen also die Empfindungen zurück; sie lassen uns von neuem empfinden. Einige derselben bleiben, so zu sagen, in dem Innern verborgen; sie gehören bloß dem Individuum an: andere werden äußerlich offenbar; und diese dienen uns zur gegenseitigen Mittheilung. Von diesen letztern lassen uns diejenigen, welche der ganzen lebenden Natur gemein sind, z. B. die Zeichen des Vergnügens und Schmerzens, welche in den Zügen, Stellungen, Bewegungen, in den Stimmen der verschiedenen belebten Wesen bemerkt werden, mit ihnen fühlen, ihre Freuden und Leiden mitempfinden, so lange nicht etwa andere stärkere Empfindungen unsere Aufmerksamkeit anders wohin lenken. Wenn wir aber fähig sind die Gefühle aller belebten Wesen mitzufühlen, so geschieht dieses noch weit mehr bei den Gefühlen unserer Mitmenschen, die, mit geringem Unterschiede, eben so wie wir, zum Empfinden organisirt sind, und deren Gebärden, Stimmen, Blicke, Gestalten, uns noch deutlicher das zurückrufen, was wir selbst erfahren haben. Ich spreche vor allem andern von den pantomimischen Zeichen, weil diese die

ersten unter allen, die einzigen dem ganzen menschlichen Geschlecht gemeinschaftlichen sind: sie machen die wahre allgemeine Sprache aus; sie lassen das Kind, ehe dieses noch eine menschliche Sprache kennt, zum Kinde laufen, lassen es die anlächeln, die ihm zulächeln, lassen es die ihm nicht unbekannten natürlichen Empfindungen theilen. In eben dem Maße, als die Mittel, uns andern mitzutheilen, sich vermehren, entwickelt sich diese Fähigkeit immer mehr und mehr: es bilden sich noch andere Sprachen; und bald existiren wir nicht weniger in andern als in uns selbst.

Dieß ist im Kurzen der Ursprung und die Natur einer Fähigkeit, welche für die sittliche Natur des Menschen von so großer Bedeutung ist, und welche mehrere Philosophen einem sechsten Sinne zugeschrieben haben. Sie haben dieselbe mit dem Namen „Sympathie“ belegt, welcher auch in der That sehr gut die Erscheinungen ausdrückt, welche dieselbe erzeugt, und an welchen man sie erkennen kann. *)

Wenn unser erstes Studium die Untersuchung der von der Natur uns geschenkten Werkzeuge ist, so muß das zweite auf die Kenntniß der Mittel, diese Werkzeuge zu verändern, zu

*) Nächst dem vortrefflichen Smith in seiner Theorie der moralischen Empfindungen, ist wohl kein Philosoph tiefer in die Natur der sympathetischen Gefühle eingedrungen, und hat ihre Gränzen sowohl als ihre Verschiedenheit von andern oft mit ihr verwechselten Gefühlen so scharf gezeichnet, als K. F. Hungar in seinen „allgemeinen Betrachtungen über „Wohlwollen, Sympathie und Freundschaft.“ Leipz. 1794. Ein Werk, das lange nicht so bekannt zu seyn und gelesen zu werden scheint, als es beides verdiente. Nicht ohne Werth ist in gewissen Rücksichten Reche über die humane Sympathie. Düsseld. 1794. A. d. H.

verbessern, zu vervollkommnen, gerichtet seyn. Es ist für einen Handarbeiter nicht genug, daß er das nothwendige Handwerkszeug seiner Kunst kennt, er muß eben so gut die neuen Werkzeuge kennen, durch welche der Gebrauch derselben ausgedehnter, leichter, kürzer, sicherer werden kann.

Die Natur läßt den Menschen mit Organen und bestimmten Fähigkeiten geboren werden; aber die Kunst kann seinen Fähigkeiten Wachsthum verschaffen, ihre Anwendung abändern oder ihnen bestimmte Richtungen geben, kann gewissermaßen neue Organe schaffen. Dieß ist das Werk der Erziehung, welche, genau zu reden, nichts anders als die Kunst der Eindrücke und der Fertigkeiten ist. Die Erziehung ist doppelter Art; die eine wirkt unmittelbar auf den physischen Zustand, die andere beschäftiget sich mit der Ausbildung der Verstandes- und sittlichen Anlagen. Ich werde hier nur von der ersten sprechen.

Man weiß, daß eine gute physische Erziehung den Körper stärkt, viele Kankheiten heilt oder verhütet, und den Organen eine größere Tüchtigkeit zu den zur Befriedigung unserer Bedürfnisse nothwendigen Bewegungen verschafft. Daraus entspringt eine größere Stärke und Ausbreitung der Verstandeskräfte und mehr Gleichgewicht in den Empfindungen: und hieraus entspringen jene richtigern Beurtheilungen und jene erhabenern Leidenschaften, welche eine unausbleibliche Folge des zur andern Natur gewordenen Gefühls und der gewöhnlichen Aeußerung einer größern Kraft ist. Zu der physischen Erziehung muß man ohne Zweifel die Lebensordnung rechnen, und nicht nur die den Kindern, sondern jeder Lebensperiode angemessene: so wie man unter der moralischen Erziehung den Inbegriff aller der Mittel,

welche auf den Verstand und den Charakter des Menschen von seiner Geburt an bis zu seinem Tode Einfluß haben können, zu verstehen hat; denn da der Mensch unaufhörlich von Gegenständen umgeben ist, welche neue Eindrücke auf ihn machen, so hört er nicht einen Augenblick auf sich zu entwickeln und immer weiter fortzuschreiten.

Gewiß ist die Lebensordnung ein wichtiger Theil der Lebenswissenschaft: und wenn man dieselbe von der Seite ihres Einflusses auf die Verstandesfähigkeiten und auf die Neigungen betrachtet, so wird man sich nicht über die besondere Sorgfalt wundern, welche die Alten darauf verwendeten: aber wohl muß man sich sehr über die Vergessenheit wundern, in welche sie bei dem Erziehungsgeschäfte in neuern Zeiten gerathen ist.

Obgleich die Aerzte manches noch nicht genug Erwiesene über die Wirkung der Nahrungsmittel auf die Denkorgane, oder über die physischen Ursachen unserer Neigungen behauptet haben, so bleibt es doch immer ausgemacht, daß die verschiedenen Dinge, welche wir täglich in unsern Körper bringen, um ihn zur Fortsetzung und Erneurung seiner Bewegungen geschickt zu machen, mit einer großen Kraft auf unsere moralische Anlagen wirken. Durch eine vorsichtige Einrichtung unserer Lebensordnung, durch den Gebrauch oder Nichtgebrauch gewisser Nahrungsmittel macht man sich zu den Arbeiten des Geistes munterer und aufgelegter. Manche Personen sind von heftigen Anwandelungen des Zorns, welchen sie unterworfen waren, durch eine bloße pythagorische Lebensordnung geheilt worden: ja selbst in dem Fall, wo wüthender Wahnsinn alle Seelenkräfte in Unordnung setzt, reicht oft der tägliche Gebrauch gewisser Speisen oder Getränke, eine

gewisse Temperatur der Luft, der Anblick gewisser Gegenstände, kurz, eine besondere diätetische Ordnung hin, um die Ruhe in die Seele zurückzubringen und den ursprünglichen Zustand wieder herzustellen.

Hier, wie man sieht, verliert sich die Lebensordnung in die Arzneikunst, welcher es auch in der That zukömmt, jene zu entwerfen. Aber auch die eigentlich sogenannte Arzneikunst wirkt und bringt, in gleicher Rücksicht, vortheilhafte Folgen hervor, welche nicht weniger, bemerkt zu werden, verdienen. Sie wirkt, indem sie die obwaltenden Bewegungen unterbricht; aber sie thut dieses nur, um dieselben zu einer den ursprünglichen Absichten der Natur angemessenern Ordnung wieder zurückzubringen: und wann diese Kunst, welcher große Verbesserungen bevorstehen, in ihre Methoden alle die Bestimmtheit, deren sie fähig ist, gebracht haben wird, dann wird man ihren unmittelbaren Einfluß auf die Philosophie und auf die Gesetzgebung zu bezweifeln keine Ursach haben.

Wenn man endlich erwägt, daß die physischen Anlagen von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzen; daß es, allen Analogien und vielen von vortrefflichen Beobachtern gesammelten Thatsachen nach, wie schon Condorcet sehr gut bemerkt hat, mit den geistigen Anlagen und den Neigungen der Seele, in mehr als einer Rücksicht, dieselbe Bewandniß hat; so wird man leicht einsehen, wie viel die Fortschritte der Wissenschaft des Menschen, von seiner physischen Seite betrachtet, zur allgemeinen Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts beitragen können.

III.

Notice sur la vie et les ouvrages de Guillaume Thomas Raynal, Membre de l'Institut national de France. Par Joachim le Breton. Aus den Mémoires de l'Institut National des sciences et des arts etc. Pour l'an IV. de la République. T. I. p. X—XXVI.

(Nachricht von dem Leben und den Werken Wilhelm Thomas Raynal's, Mitglieds des Nazional-Instituts in Frankreich. Von Joachim le Breton, vorgelesen in der öffentlichen Sitzung, am 15. Germinal des 4. Jahres der Republik.)

Das Nazional-Institut hat eben eines seiner angesehensten Mitglieder verloren: Raynal starb am letzten 16. Ventose. Er war am 11. März 1711. zu St. Geniez, einer kleinen Stadt in der ehemaligen, jetzt zu dem Departement de l'Aveyron gehörigen Provinz Rovergue, geboren. In dem Kollegio zu Toulouse unter den Jesuiten erzogen, gewann er Geschmack an den Wissenschaften, und lernte da den Geist der Ordnung und das Beispiel einer strengen und genaue Aufsicht führenden Regierung kennen.

Es giebt ein Alter, in welchem die Begriffe von Glück und Ehre hin und her schwanken, wo die Seele, welche sowohl die Gewalt der Leidenschaften als die volle Kraft der Vernunft noch nicht gefühlt hat, und von den Einsichten, welche die Erfahrung ertheilt, entblößt, sich selbst nicht kennt und die gesellschaftlichen Verfassungen nach ihrem Werthe zu schätzen unfähig ist. In dieser so wichtigen Epoche des Lebens, wo die Empfindlichkeit so übermäßig und ohne schützenden Wächter ist, in den Augenblicken, wo die Vernunft anfängt die traurige Ungleichheit der menschlichen Schicksale und Stände gewahr zu nehmen, da war es, wo die religiösen Gesellschaften immer neue Mitglieder erhielten. Die Gesellschaft Jesu, geschickter, als die andern, in der Kunst sich der Einbildungskraft der Menschen zu bemächtigen und sie an ihr System zu fesseln, wählte ihre Kandidaten aus den zahlreichen Zöglingen der Kollegien, welche unter ihrer Aufsicht standen. Selten entwischte ein Talent, das ihren Absichten entsprach, ihren Netzen. Raynal, von Natur zu überspannten Ideen geneigt; Raynal, der Kaste einverleibt, welche man von Ehrenstellen und Reichthümern in einer unendlichen Entfernung zu halten Sorge getragen hatte, war leicht zu gewinnen. Er glaubte, um aufgeklärt zu werden, um Ruhm zu erwerben, um glücklich zu seyn, Jesuit werden zu müssen. Er ward es, sah in der Folge seinen Irrthum ein, und verließ die Gesellschaft, ehe sie noch aufgelöst ward.

Er kehrte in die Welt zurück ohne Glück und Vermögen, aber mit dem Wunsche sich beides zu erwerben; sein Stand machte ihn als Priester zu Erlangung geistlicher Pfründen fähig, sein Verstand aber machte ihn zu Führung von Geschäften, und

das harte Leben, welches er geführt hatte, zu allen Arbeiten geschickt: er wollte aber bloß als Gelehrter leben. Man hat ihn in seinem Alter sagen hören, daß er sich nie mit einem Pfennig weder von der Kirche noch von öffentlichen Staatsgeldern bereichert habe; und die nachdrückliche Art, mit welcher er dieses erklärte, schien anzudeuten, daß er sich in seinem Gewissen ungemein darüber freuete.

Raynal ward erst spät Schriftsteller. Seine ersten Werke waren die Geschichte der Statthalterschaft und die Geschichte des Englischen Parlements. Sie machten Aufsehn, brachten ihm aber im Reiche der Wissenschaften keinen Namen zuwege. Die Kritik fiel mit eben so vieler Heftigkeit als Strenge über sie her: und fast hätte man daraus schließen können, daß sie nicht etwas ganz Mittelmäßiges seyn müßten. Dennoch gestand man, Talent und manche jener starken Züge darin zu finden, welche in wenigen Worten ein Charaktergemälde oder ein Resultat aus der Geschichte darstellen. Was in unsern Zeiten, wenn man jene häufiger läse, am meisten auffallen würde, ist der verwundernswürdige Kontrast der in diesen beiden Werken enthaltenen Grundsätze mit denen, welche ihn in der Folge so berühmt machten. Die Geschichte des Parlements von England scheint ganz auf Eingeben der damaligen Minister des Kabinets von St. James geschrieben zu seyn, und die Geschichte der Statthalterschaft hätte einem Prinzen von Oranien, der sich eine unumschränkte Gewalt hätte anmaßen wollen, zu einer Vertheidigungsschrift dienen können.

Sollte diese harte, fast in Vergessenheit gerathene Beschuldigung einer Rechtfertigung bedürfen, so würde, glaube

ich, schon die Bemerkung dazu hinreichend seyn, daß der Verfasser von der Magna Charta und von den Rechten des Englischen Parlements immer nur als von gehässigen und rechtswidrigen Eingriffen in die Rechte des Königs spricht; daß er die Annahme derselben durch den König Johann eine Niederträchtigkeit, einen Schandfleck, eine Beschimpfung nennt; daß er von Heinrich III. sagt, dieser Prinz sei Ein Mahl in seinem Leben König, und selbst ein großer König gewesen, nämlich damals, als er, um Willkühr wieder einzuführen, die Statuten von Oxford, welche er vorher selbst unterzeichnet hatte, wieder für nichtig erklärte, und das Parlement in folgenden Worten anredete: „Ich habe euch zusammenberufen, um euch meine „Befehle anzuzeigen. Ich hebe die Verträge wieder auf, welche „wir in stürmischen Zeiten abgeschlossen hatten.... Weil ich „König geboren bin, so will ich es seyn: jeder von uns nehme „wieder seine vorige Rolle an, ich die Rolle eines Königs, ihr „die Rolle von Unterthanen.“ *)

Man sieht, daß der Verfasser zu der Zeit, als er jene Geschichten schrieb, immer noch mehr der Geistlichkeit als der Philosophie angehörte. Aber selbst vorzüglichen Köpfen fällt es so schwer, sich von den in ihrer Jugend eingesogenen Vorurtheilen loszureißen, daß es vielleicht Ungerechtigkeit seyn würde, über diese ersten Versuche Raynal's allzustrenge zu urtheilen, zumal, wenn man bedenkt, daß er damals noch nicht allzulange aus der Gesellschaft der Jesuiten herausgetreten war. Ueberdieß versichern Gelehrte, welche ihn näher gekannt haben, daß

*) Raynal's Geschichte des Englischen Parlaments kam heraus London, 1748. 12. S. 65. 66 und 92.

er in der Folge die falschen in jenen beiden Geschichtswerken enthaltenen Grundsätze mißbilligte, so wie der Mann, der sein reiferes Alter durch Verdienste auszeichnet, sich der begangenen Fehler seiner Jugendjahre schämt.

Jedermann weiß, daß jene beiden schlecht ausgefallenen Werke von Raynal sind: aber wenige Personen haben ein Stück, das, ohne Namen des Verfassers, unter dem Titel: „Ehescheidung Heinrichs VIII. und der Katharina von Arragonien“ erschienen ist, gelesen, und noch wenigere wissen, daß Raynal der Verfasser desselben ist. In diesem Stück ist der Faden der Begebenheiten mit einer ungemeinen Geschicklichkeit aufgegriffen und mit seltener Kunst ausgesponnen. Eigentlich enthält es nur eine Anekdote des Londner Hofes; aber ganz Europa geht dabei unter den Augen des Lesers vorüber. Die Begebenheiten, die Menschen, sind darin, nicht mit jenen glänzenden Farben, mit welchen das Talent zu schreiben leicht alle Materien bekleiden kann, und welche nur allzu oft zur Ausschmückung nichtswürdiger Dinge gemißbraucht worden sind, sondern mit kurzen, wohlgetroffenen, ausschließenden Zügen, welche nur einer einzigen Person zukommen, und diese bis auf den Grund durchschauen lassen, gezeichnet. Dieses Stück verdient der „Verschwörung von Venedig und von Portugall“ zur Seite, vielleicht sogar über dieselbe gesetzt zu werden.

Durch die Heftigkeit der Kritiken, die seine ersten Werke hart mitgenommen hatten, ermüdet, schien Raynal sich zum Stillschweigen zu verurtheilen. Es vergiengen mehr als zwanzig Jahre, ohne daß man von etwas hörte, was er herausgegeben hätte. Während dieses Zwischenraumes traten in Frank-

reich die meisten der berühmten Werke an das Licht, welche den Geistern jener Zeit eine ganz neue Richtung gaben.

Der „Geist der Gesetze“ war zu gleicher Zeit mit der „Geschichte des Englischen Parlaments“ herausgekommen. Bald traten nun Voltaire, Rousseau, Diderot, d'Alembert, Condillac, und, unter ihnen, andere Schriftsteller von ausgezeichnetem, obgleich nur vom zweiten Range, auf den Kampfplatz, und stritten über alle Arten von Wahrheiten und Irrthümern. Europa hatte unter den Namen jener Philosophen noch nicht den Namen Raynal's gehört. Aber dieser lebte unter ihnen; er war mit vielen derselben Freund; er leistete bei ihren Geisteswerken hülfreiche Hand, und wurde durch die Gemeinschaft, in welche er dadurch gezogen ward, ein warmer Theilnehmer ihrer Unternehmungen.

Während man wüthend die Helden der Vernunft angriff, bereitete sich Raynal, sobald er sich in ihre ruhmvollen Reihen gestellt hatte, vor, einen Platz an ihrer Seite zu verdienen. Seine Lehrer hatten sich bis zur Uebersicht des ganzen Feldes der Wahrheiten erhoben; er betrachtete diese mehr einzeln und in der Anwendung. Die Thatsachen, welche er sammelte, bildeten einen Beweis der Grundsätze der Philosophen und machten dadurch die Siege derselben vollständig. Von diesem Gesichtspunkt aus hat vielleicht Raynal's „philosophische „Geschichte des europäischen Handels in beiden Indien“ mehr gewirkt als irgend ein anderes Buch dieses Jahrhunderts.

Seitdem die Menschen, mit dem Kompaß bewaffnet, sich alle Meere geöffnet hatten, umfaßte der Handelsgeist alle bekannten Theile des Erdkreises mit seinen Spekulazionen; aber

es war äußerst schwer, die unzählige Menge von Veränderungen und Verhältnissen, welche er hervorgebracht hatte, zu einem Ganzen zu vereinigen, und jene, ihrer Natur sowohl als ihren Folgen nach, so verschiedenen Veränderungen und Verhältnisse auf feste und gleichförmige Grundsätze zu stützen. Der Handel hatte das Loos und die Lage der Völker sehr verändert, und erzeugte noch täglich Abänderungen in ihnen; aber noch kannte die Geschichte keine derselben. Raynal machte sie kund.

Das menschliche Geschlecht, welchem man jetzt zum ersten Mahle die Beschaffenheit seiner Lage, die Bilanz seiner Vortheile und Nachtheile, die Abzählung seiner Volksmenge, die Summe seiner politischen und religiösen Ideen, vorlegte, schien, wie durch einen elektrischen Schlag, ein Gefühl des Unwillens gegen die Betrüger und Unterdrücker aller Arten zu erhalten. Die einander unähnlichsten Altäre, die Thronen aller Despoten in Asien, Afrika, Amerika und Europa schienen erschüttert. Zwanzig Ausgaben und eben so viele Nachdrücke folgten, fast ohne Zwischenraum, auf einander, und wurden verthan: kein Buch kann mehr gelesen worden seyn, als dieses; keines ist vielleicht so tief in die Seele seiner Leser eingedrungen, und ha so schnell so große Wirkungen hervorgebracht. Dies war das Glück, welches das Werk hatte. Welches ist nun das Verdienst desselben? Ein Theil dieser Frage ist schon durch das Geschichtliche, was ich eben davon beigebracht habe, beantwortet; die Beantwortung des übrigen Theils gehört für die Nachwelt.

Aeußerst ungerecht war die Beschuldigung, welche der Neid, oder das Bewußtseyn eigener Mittelmäßigkeit, gegen Raynal vorbrachten, als ob er nicht der Verfasser jener philosophischen

Geschichte sei; und man führte ganze aus andern Schriftstellern von ihm entlehnte Stellen zum Beweis an. Aber es können zwanzig Verfasser zu einem Werke, besonders von dieser Art, mancherlei gute Rathschläge, gewisse Ansichten, Beiträge und Nachrichten geliefert haben, ohne daß deswegen das Werk aufhöre, dem Verfasser zuzugehören, der den Plan dazu ausgedacht, der es angefangen, fortgesetzt, vollendet hat. Auch hat sich niemand als Verfasser des Werks gemeldet, und es ist allgemein bekannt, daß Raynal sich zwanzig Jahre lang ohn' Unterlaß damit beschäftigte. Man weiß, daß er als unermüdeter Forscher mit einer Art von Leidenschaft die Fremden, die Kaufleute, kurz, alle diejenigen aufsuchte, welche ihm über dieses oder jenes Auskunft geben, oder seine Irrthümer berichtigen konnten. Auch sieht jedermann ein, daß die Sammlung so vieler verschiedenen, in der gelehrten Welt meistentheils noch unbekannten Thatsachen unmöglich auf eine andere Weise zu Stande zu bringen war. Das Werk besteht wesentlich in der Zusammenstellung einer fast unendlichen Menge von Thatsachen, einer großen Anzahl von Handlungsregistern, welche in den Kaufmannscomtoirs, in den Zollhäusern, in den Kabinettern der Fürsten einzeln und theilweise zerstreut lagen, aber nirgends zusammen vereinigt angetroffen wurden. Nur ein und derselbe Kopf konnte nach einem und demselben Plan alle diese Nachforschungen anstellen, sie in Eins zusammenfassen, sie ordnen. Die, welche in näherer Verbindung mit Raynal lebten, sagen, daß, wer ihn über diese Materien sprechen hörte, sein Buch zu lesen geglaubt haben würde, wenn die beständigen Untersuchungen, welche er anstellte, um dasselbe zu vervollkommnen, nicht

immer eine neue Ausgabe daraus zu machen geschienen hätten. Wenn daher auch jeder die Erinnerungen, die Anmerkungen, die Nachrichten, welche er zu diesem Werke geliefert hatte, wieder zurückgenommen hätte; so würde dasselbe wesentlich dennoch dasselbe geblieben seyn. An Vollständigkeit würde es freilich eingebüßt haben: aber immer würde es die erste, die kühnste, die tiefste aller Untersuchungen geblieben seyn, welche die Philosophie jemals über die Verhältnisse, durch welche die alte und neue Welt in Verbindung treten, über den allgemeinen Zustand der Handlung und ihres politischen Einflusses, über die Verbrechen und Frevel, auf welchen sie sich erhob, angestellt hat. So lange nun Raynal bei den ersten Ausgaben seines Werkes unter der Anonymität verborgen blieb und in der Stille die allgemeine Achtung und Lobsprüche einärntete, nannte man mehrere, welche, als Verfasser, Ansprüche auf den nur ihm gebührenden Ruhm machen konnten: sobald er aber seinen Namen dem Werke vorgesetzt hatte, und von dem Parlement zu Paris ein Verhaftsbefehl gegen ihn ausgegangen war, da erhob kein Mensch mehr seine Stimme, um den Streich abzuwenden, um zu erklären, daß das Werk nur gewöhnliche Philosophie enthielt, und zu versuchen der Verfolgung zu entgehen. Raynal ertrug diese mit Würde, ohne allzustolze Klagen zu führen, und noch weniger ohne eines Philosophen unwürdige Schwächen zu verrathen.

Auch muß man zur Entschuldigung jener verhaßten Macht, welche einen Vertheidiger der Menschheit und der Vernunft rechtlich verfolgte, sagen, daß sie, weit entfernt ihr Verbannungsurtheil streng zu vollstrecken, dem Verbannten Mittel und

Wege ließ, sich der Vollstreckung desselben zu entziehen. Dies war freilich ein wunderbarer, seltsamer Widerspruch. Aber er ward in Europa gegen die Philosophen wirklich begangen. Zu Paris war gegen Raynal gefängliche Haft erkannt, und doch waren diejenigen, welche nur mit Mühe den schrecklichen Tribunälen der Inquisizion entkamen, wie z. B. Beccaria, eben daselbst überall willkommen, wurden geschmeichelt und geehrt. Im Norden war's, im Norden, wo die Regierung am ungebundensten herrscht, in Deutschland, in Preußen, an den Höfen der Könige selbst, in Ländern, welche minder aufgeklärt waren, als die, welche ihn vertrieben hatten, wo Raynal, dieser so heftige Gegner alles Despotismus, dieser unversöhnliche Feind der mächtigsten Vorurtheile, Huldigungen und Triumphe fand. So wahr ist es, daß die Philosophie eine unwiderstehliche Macht ausübt, und daß die menschliche Gesellschaft durch einen nothwendigen Antrieb zu ihrer Vervollkommnung fortschreitet. Auch glaube man ja nicht, als ob die in seiner philosophischen Geschichte enthaltenen Vorhersagungen von denen, die den Urheber derselben ehrten, für Hirngespinnste eines Philosophen angesehen wurden. Nachdem sich der König von Preußen, Friedrich II., mit ihm unterhalten hatte, schrieb jener an d'Alambert die merkwürdigen Worte: „Eben habe ich lange „Unterredungen mit der Vorsehung gehabt" *). Ungeachtet ihn nun dieser König, der zugleich ein wirklich großer Mensch war, an seinem Hofe auf eine Art behandelte, welche mehr der Achtung für das Genie, als dem durch ausgebreiteten Ruf erlangten Ansehen zu gebühren schien, so waren ihm doch die

*) Je viens de causer avec la providence.

höchsten Ehrenbezeugungen in England vorbehalten. Als dort die Kammer der Gemeinden erfuhr, daß er sich in ihrem Saale befände, ward die Sitzung wie aufgeschoben, und die vornehmsten Mitglieder giengen, ihn zu bewillkommen, und ihm einen Sitz anzuweisen.

Er kehrte in die Schweiz zurück, wo er, wie überall, auf das ehrenvollste aufgenommen ward. Aber erst nach dem Jahre 1785, folglich nach fünf Jahren seiner Verbannung, brachte es Malouet, Oberaufseher über das Seewesen, durch seine dringenden Bitten und sein Ansehen dahin, daß Raynal wieder nach Frankreich kommen durfte. Man machte es aber dabei zur ausdrücklichen Bedingung, daß er nicht innerhalb der Gerichtsbarkeit des Parlaments zu Paris wohnte. Er zog sich in sein Vaterland St. Geniez zurück, wo er einige Monathe mit Vertheilung von Wohlthaten zubrachte. Die Sehnsucht nach Büchern und nach Gesellschaft machte, daß er diese Einsamkeit wieder verließ. Derselbe Malouet bot ihm sein Haus an: und in diesem fand er allen Diensteifer der Freundschaft und alle Beweise der Achtung mit einander vereint. Er genoß ihrer bis 1787. wo Malouet nach Paris gerufen ward.

Nach seiner Zurückkunft nach Paris prahlte Raynal weder mit seinem erworbenen Ruhm, noch mit seinem Triumph: er suchte nichts als ein stilles, ruhiges Leben. Diese letzte Epoche seines Lebens, welche von dem gegen ihn erlassenen Dekret des Parlaments beginnt, ist die, welche am unverkennbarsten das Gepräge der Weisheit an sich trägt.

Eine Geschichte der Wiederrufung des Edikts von Nantes, und eine philosophische Geschichte der Handlung der Europäer

nach Afrika, waren von ihm projektirte, aber nicht zu Stande gekommene Werke.

Gute Handlungen vollenden das Verdienst und den Ruhm eines Schriftstellers. Auch in dieser Rücksicht erwies sich Raynal als Philosophen und als Menschenfreund. Er wußte in seiner einfachen Lebensart und Sparsamkeit die Mittel, andern viel Gutes zu thun, aufzufinden. Man erstaunt, wenn man bedenkt, wie viele Stiftungen er zum gemeinen Besten gemacht hat.

Er war der erste, der auf einer Insel des Lucerner Sees zu Ehren der drei Stifter der Helvetischen Freiheit ein Denkmahl errichten ließ.

Er setzte für die drei vornehmsten Akademien, und für die königliche Gesellschaft des Ackerbaues einen jährlichen Preis, jeden zu 1200 Franken gerechnet, aus. Der Zweck des letztern war, unter die Landleute Modelle von Werkzeugen bei dem Feldbau verbreiten zu lassen.

Die Departementer de l'Aveyron und du Lot, welche ehedem seine vaterländische Provinz ausmachten, ziehn noch jetzt dieselbe Summe von 1200 Franken, um sie unter die Landleute, welche ihre Felder am besten bestellt haben, auszutheilen.

Den Armen in der Parochie, wo er geboren war, hatte er die Nahrung und die Arzneien, deren sie in Krankheiten bedürfen würden, gesichert.

1200 Franken hatte er der Akademie zu Lyon bestimmt, um dem Verfasser, dessen Werk die Akademie für das der Menschheit nützlichste erkennen würde, als Preis ausgezahlt zu werden.

So lebte Raynal. Widerwärtigkeiten, langwierige Arbeiten, ausgezeichnete den Nazionen erwiesene Dienste, Ruhm, Handlungen von einer sehr ausgebreiteten und aufgeklärten Wohlthätigkeit, haben seine lange Laufbahn erfüllt. Die Munterkeit seines Temperaments und seiner Einbildungskraft ließen noch eine große Verlängerung derselben hoffen. Aber der 16. Ventose vereitelte alle Hoffnung: Raynal endigte in wenigen Stunden sein Leben ohne heftige Krisis, und fast ohne alle Empfindung, gleich einer verlöschenden Flamme. Er war fünf und achzig Jahre, weniger fünf Tage.

Die Freunde der Freiheit werfen ihm seine an die Nazionalversammlung gerichtete Adresse vom 21. May 1791. vor. Allein wenn man auch nicht läugnen kann, daß er, so wie solches auch manche andere Anekdoten von ihm beweisen, bisweilen in Widerspruch mit seinen eignen Grundsätzen fiel; daß er nur in einem Zustande der Verblendung behaupten konnte, es gebe Wahrheiten, welche man zwar der Theorie nach bekennen, aber in der Anwendung verabscheuen müsse; daß er sich oft nicht als Philosoph, sondern als ein gewöhnlicher Mensch betrug, und die großen Begebenheiten nicht nach ihren Ursachen und Wirkungen, nicht nach dem Vergangenen und Zukünftigen, sondern nach den zufälligen, bald vorübergehenden Umständen beurtheilte; daß er, trotz allem, was man zu seiner Entschuldigung vorbringen möchte, nicht unter jene nur allzu seltenen und allzu wenig geschätzten Männer gehört, deren Vernunft durch nichts irre geleitet, deren Charakter durch nichts gebeugt werden kann: so müßte man doch sehr ungerecht seyn, wenn man dabei die Dienste, welche er der menschlichen Gesellschaft geleistet,

seine ausdauernde Arbeitsamkeit, die wohlthätige Anwendung, welche er von dem Gewinn seiner Feder machte, seine Bekämpfung aller Arten der Tyrannei, und aller für die Nazionen verderblichen und die Vervollkommnung der moralischen und politischen Ordnung zurückhaltenden Vorurtheile, den tiefen Unwillen, welchen er weit und breit gegen dieselben eingeflößt hat, und sein untadelhaftes, ruhmwürdiges Leben übersehen oder verkennen wollte.

IV.

Versuch über den Ehrtrieb, mit besonderer Rücksicht auf das Geschäft der Menschenerziehung, für Freunde der praktischen Philosophie, für Jugendlehrer und Prediger, von Christian Wilhelm Snell, Professor und Rektor des Gymnasii zu Idstein. Frankfurt am Main, bei Gebhard und Körber. 1800. 8. 400. S. V. und Einleit. XVI.

Die Vorrede und Einleitung zu diesem gemeinnützigen Werke handelt von dem einleuchtenden praktischen Interesse und Bedürfniß der darin angestellten Untersuchungen und rechtfertiget den Plan derselben. Die Abhandlung selbst wollen wir in folgendem Auszuge darlegen.

Erster Abschnitt. Von dem Gefühle der Achtung überhaupt und einigen damit verwandten Gefühlen. (S. 1—168.)

I. Unterschied zwischen Achtung und Schätzung. (S. 1—10.)

Nur das rein-vernünftige, unmittelbare Wohlgefallen, das wir an Gesinnungen, Entschließungen und Handlungen blos ihrer Vernunftmäßigkeit und innern Güte wegen finden, heißt

Achtung in der weitesten Bedeutung. Schätzung mag dagegen jedes bedingte, mittelbare Wohlgefallen heißen, welches der Gegenstand nicht an sich selbst, sondern nur vermittelst fremder Beziehungen (auf Annehmlichkeit und Nutzen) erregt. Gegenstände der letztern Art haben einen relativen, bedingten, die der ersteren aber einen absoluten, unbedingten Werth. Wir schätzen sogar die Unannehmlichkeiten des Lebens, in wiefern wir sie als moralische Bildungsmittel betrachten. Selbst innerlich achtungswerthe Güter (moralische Vollkommenheiten) werden nach ihrer äußeren Beziehung auf Glückseligkeit schätzbar genannt.

II. Weitere Auseinandersetzung des Begriffs der Achtung. (S. 10—20.)

Tief in unserm Inneren ist der unbedingte Beifall gegründet, den wir allen Eigenschaften, welche die Idee der vollkommenen Menschheit nach ihrer höchsten Bestimmung in sich schließt, zu geben uns gedrungen fühlen. Die Achtung geht also auf absolute Vollkommenheiten, auf Ideale der vollkommenen Menschheit, welche nur die Vernunft sich bilden kann. Nur vernünftige Wesen sind des Achtungsgefühles fähig.

Alles, was zum Vergnügen gehört, kann und darf um einen gewissen Preis feil werden, und hat daher bloßen Markt- oder Kaufpreis; Gegenstände der Achtung aber haben gar keinen Preis, wogegen sie ausgetauscht werden könnten, sondern unvergleichbaren Werth, d. i. Würde.

Der Verf. stellt folgendes Resultat auf: das Wohlgefallen an solchen Gegenständen, deren Werth sich nach irgend einem Preise an Gelde oder Geldeswerth bestimmen läßt, und welche

ohne Widerrede der sittlichen Vernunft für einen Preis dürften hingegeben werden, heißt Schätzung; wo aber diese Preisbestimmung nicht Statt findet und von der Vernunft schlechterdings nicht gebilligt werden kann, da sagen wir, daß wir den Gegenstand achten.

III. Gegenstände unserer Achtung. — Sittlichkeit. (S. 20—42.)

Die Sittlichkeit, als Gegenstand unsrer Achtung, theilt sich in die objektive und in die subjektive. Die objektive bedeutet die rein-praktische Natur der Vernunftwesen, d. h. das Vermögen der Vernunft, ganz aus sich selbst zu bestimmen, was an sich gut und böse, recht oder unrecht sei, verbunden mit der Willenskraft, sich frei und selbstthätig zur Ausübung des erkannten Guten zu entschließen. Die subjektive bedeutet die moralische Güte der Gesinnung, des Wollens und Handelns. So wie die sittliche Ausbildung und Charaktergüte dem Menschen seinen subjektiven Werth und die Achtung Andrer verschafft, so macht ihn sittliche Rohheit, Untugend und Lasterhaftigkeit zum Gegenstande des unmittelbaren Misfallens oder einer gerechten Verachtung. Diese besteht in dem Gefühle der unbedingtesten Misbilligung.

Gesinnungen und Handlungen, die wegen des außerordentlichen Maaßes der dazu erforderlichen sittlichen Kraft, einen hohen Grad nicht nur der Achtung, sondern sogar der Bewunderung erregen, heißen erhabene Tugenden. Ihnen sind die Laster der Niederträchtigkeit entgegengesetzt, welche bei einem hohen Grade der Verkehrtheit des Willens auch eine schimpfliche

Charakterschwäche und eine verächtliche Gleichgültigkeit gegen die Meinung der Verständigen und Guten verrathen.

IV. Das menschliche Denkvermögen, als Objekt der Achtung in der weitern Bedeutung. (S. 43—56.)

Zu den innern Vorzügen, die nächst der Sittlichkeit und wegen der sittlichen Bestimmung und Würde des Wesens, dem sie eigen sind, mit Recht geachtet werden, gehört vor allen andern das Denkvermögen oder die Vernunft in der weitesten Bedeutung, d. h. die Fähigkeit, Begriffe zu bilden, zu urtheilen, zu schließen, Zusammenhang, Kausalverknüpfung und Zweckmäßigkeit der Dinge einzusehen und zu jedem Bedingten das Unbedingte zu suchen. Je mehr dieses Vermögen zur Erkenntniß und Ausübung des Wahren und Guten gebraucht wird, um so höher achten wir es.

V. Von der Geistesstärke, als einem Gegenstande der Achtung. (S. 57—70.)

Auch Geistesstärke und Seelengröße erwerben, wegen ihrer nahen Beziehung auf Moralität, unsre Achtung. Die Stärke und Energie des Charakters verhält sich zur subjektiven Sittlichkeit oder zu einem gewissen Grade der moralischen Kultur, theils wie Ursache, theils wie Wirkung. Ohne alle Geistesstärke wird der Mensch sich nicht einmal zu den ersten Schritten auf dem Wege der Tugend entschließen, geschweige denn, daß er weit auf demselben fortwandeln sollte: und je weiter er es im Guten bringt, desto mehr wird er an Seelenstärke und Geisteserhabenheit gewinnen.

VI. Achtungswürdige Gefühlsanlagen. (S. 70–73.)

Hieher gehören die innern Empfindungen, welche wir das gute Herz nennen, als Wohlwollen, Freude am Wohlthun, Theilnahme an dem Vergnügen und Schmerze Andrer, Neigung zu schonender Nachsicht, zärtliche Liebe gegen Verwandte, Wärme in der Freundschaft, Patriotismus, Ehrgefühl u. s. w., dieß alles ist nicht selbst Tugend, aber doch ihr günstig und förderlich, und verdient in sofern Achtung im weitesten Sinne.

VII. Körperliche Vorzüge. (S. 73–78.)

Nur in den frühern Kulturperioden, wo man für die geistigen Vorzüge noch wenig Sinn hat, pflegt man den Hauptwerth einzelner Menschen oder ganzer Nazionen in gewisse äußere Vollkommenheiten zu setzen, die entweder dem Körper allein zukommen oder sich vorzüglich durch ihn äußern, in Stärke, Größe der Statur, Tapferkeit, List, Gewandtheit und allerhand Geschicklichkeiten auf der Jagd, im Kriege und bei andern wichtigen Geschäften. Ein gesunder, starker, dauerhafter Körper wird mit Recht als das kostbarste irdische Gut gerühmt. Körperliche Gebrechen und Schwachheiten ziehen dem Menschen als Folgen seiner moralischen Fehler eben so sehr Verachtung zu, als körperliche Vorzüge, die er sich durch tugendhafte Thätigkeit verschafft und erhalten hat, ihm Achtung erwerben. Die aufgerichtete Stellung und der emporschauende Blick des Menschen kündigen seinen Adel an, und flößen uns Achtung ein. Auch manche Vollkommenheiten des Geistes und Herzens drücken sich in den Gesichtszügen, Augen und Mienen und in dem ganzen Aeußern aus. Schönheit und Wohlgestalt

erwecken das mit der Achtung nahe verwandte Gefühl der Geschmackslust, und zugleich Verehrung und Bewunderung, wenn die Schönheit durch Merkmale eines denkenden Geistes und wohlwollenden Herzens gehoben wird. Je mehr das Geschmacksvermögen bei einzelnen Menschen oder bei ganzen Völkern gebildet ist, desto mehr gilt körperliche Schönheit in ihren Augen, sogar bis zur Uebertreibung, z. B. bei den Griechen in den Perioden ihrer höchsten Verfeinerung.

VIII. In wiefern nicht-persönliche Vorzüge einiger Achtung werth seien. (S. 78—83.)

Bloße Glücksgüter haben keinen unmittelbaren Werth, verdienen keine unbedingte Achtung. Nur der durch Fleiß und pflichtgemäße Klugheit erworbene Reichthum gereicht einem Menschen zur Ehre. So verhält es sich auch mit Aemtern und Ehrenstellen. Für Menschen von edler Abkunft hegen wir nicht ohne Grund ein günstiges Vorurtheil; aber blinde Verehrung derselben wäre thöricht und tadelswerth. So verhält es sich auch mit der Vorliebe und Achtung für Personen aus einer geschätzten Nazion.

IX. Von großen und achtungswürdigen Thaten. (S. 83—90.)

Eine That verdient und erwirbt in sofern Achtung, als sie einen Beweis von den persönlichen Vollkommenheiten ihres Urhebers giebt. Nicht ihre großen Folgen, sondern ihre edlen Triebfedern, als Pflichtgefühl, Patriotismus, Liebe zum Guten und Edlen an sich selbst, machen sie achtungswürdig. Es scheint,

daß die Vorwelt besser, als unser entnervtes selbstsüchtiges Zeitalter, das wahrhaft Große und Erhabene im Menschen und in seinen Thaten zu würdigen wußte. Der menschlichen Natur gereicht es zur Schande, daß so Viele, aus Stumpfheit der moralischen Urtheilskraft und des moralischen Gefühls, überhaupt keinen andern Maaßstab der menschlichen Unternehmungen, als ihren glücklichen oder unglücklichen Erfolg anerkennen.

X. Großer Unterschied zwischen der eudämonistischen und absoluten Werthbestimmung. (S. 90—100.)

Wäre die Idee von der absoluten Vortrefflichkeit menschlicher Eigenschaften, Gesinnungen und Handlungen leere Einbildung, so hätte nicht eigentliche Achtung, sondern bloße Schätzung Statt; dann würden wir den Menschen bloß nach seinem Einfluß auf unsre oder fremde Glückseligkeit, an der wir durch Sympathie Theil nähmen, zu schätzen wissen; wir würden um so größeres Wohlgefallen an ihm finden, je mehr Empfänglichkeit für die edleren und reineren Freuden wir an ihm wahrnähmen. Eine höhere Art der Achtung findet nach dem System des Eudämonismus nicht Statt. Nicht so groß, als in der eudämonistischen Werthbestimmung, ist die Verschiedenheit im Urtheilen über den absoluten Werth des Menschen, welche aus dem verschiedenen Grade der Ausbildung, aus dem Einflusse der Eigenliebe und der Sinnlichkeit und andern subjektiven Gründen entspringt. Der Grad der Stärke, Innigkeit und Reinheit der Achtung gegen tugendhafte Menschen hängt zwar vom Grade der eigenen moralischen Aufklärung und Willensgüte ab: aber im Wesentlichen stimmen doch alle nicht

ganz rohe Menschen in dieser Rücksicht weit mehr überein, als in der Würdigung eines andern Vorzugs, der entweder in Bezug auf Glückseligkeit geschätzt oder nur als Gegenstand der Achtung in weiterer Bedeutung betrachtet wird.

XI. Von der wahren und der falschen oder unverdienten Achtung. (S. 101 – 107.)

Die wahre, gegründete, verdiente Achtung beruht auf richtigen Vorstellungen vom absoluten Werthe der Personen und ihrer Eigenschaften; die ungegründete, unverdiente oder falsche entspringt aus falschen, irrigen, einseitigen Begriffen vom Werthe der Dinge. Jene entsteht aus dem richtigen Urtheile, daß eine Person solche Eigenschaften besitze, die zur Erreichung der erhabenen Bestimmung der Menschheit erforderlich sind oder mit derselben in wesentlicher Verbindung stehen. Unverdient aber ist jede Art der Achtung, die aus dem Wahn fließt, daß irgend etwas außer der Sittlichkeit, oder dem, was mit ihr wesentlich zusammenhängt, dem Menschen innern Werth geben könne, d. h. welche auf der unrichtigen Beurtheilung des Verhältnisses eines wahren oder vermeinten Vorzuges zur sittlichen Bestimmung beruht. Blos Gesinnungen und Absichten gehören dem Menschen selbst zu und geben ihm größere oder geringere Achtungswürdigkeit. Indessen sind wir zu einem entscheidenden Urtheil über den sittlichen Gehalt der Willensbestimmungen eines Mitmenschen unfähig. Aber mit Bescheidenheit menschliche Charaktere zu beurtheilen, ist uns nicht nur erlaubt, sondern sogar Bedürfniß, weil wir unsre Achtung nach persönlicher Würdigkeit vertheilen müssen. Wollten wir uns über den sittlichen

Werth Andrer unbekümmert lassen, so würden wir uns des moralischen Indifferentismus schuldig machen. Unsre Achtung kann in objektiver und subjektiver Absicht wahr oder falsch seyn: denn unsre Idee von der absoluten Würde der Menschheit kann an sich richtig, unser Urtheil über den persönlichen Werth eines Individuums irrig seyn: wir können dieses also wahrhaft achten, ob wir uns gleich in unsrer guten Meinung von ihm trügen. Auch können wir einem wirklich achtungswürdigen Menschen aus unrichtigen Gründen Achtung erweisen (z. B. blos wegen gelungener Thaten, nicht wegen der ihnen zum Grunde liegenden Stärke und Güte des Charakters.)

XII. Von einigen besondern Gattungen der falschen Achtung und ihren Quellen. (S. 107—121.)

Häufig machen die Menschen das Mittel zum Zwecke, und betrachten Dinge, die ihnen anfangs blos ihrer Nutzbarkeit wegen werth waren, als an sich selbst wichtig und begehrenswerth. So halten wir auch oft manches blos Schätzbare am Menschen irriger Weise für achtungswürdig. Viele betrachten äußere Vorzüge, die man anfangs blos ihrer Nützlichkeit wegen schätzbar fand, als persönlich; Vollkommenheiten, als unbedingte Güter, weil sie sich bei der Vorstellung derselben eines Wohlgefallens bewußt werden, ohne über seinen Grund nachzudenken. Die bloße Nützlichkeit giebt noch niemanden gerechten Anspruch auf Achtung. Stand und Beschäftigungsart geben niemanden einen persönlichen Werth. Will man gewissen Ständen einen vorzüglichen Werth beilegen, so muß man bei dieser Beurtheilung auf das nähere eigenthümliche Verhältniß sehen, in welchem dieselben zur höchsten Würde und Bestimmung der Menschheit

stehen, indem sie zur Uebung und Ausbildung der edelsten Kräfte mehr Antrieb geben, oder die Beförderung der höchsten Zwecke der Menschheit zum Gegenstande haben, oder verdienstvolle Aufopferung für das Beste der Menschheit zur Pflicht machen. Von dieser Art ist der Stand der Gelehrten, der Erzieher, der Religions- und Sittenlehrer, der Stand des Kriegers, des Arztes u. d. gl.

XIII. Fortsetzung. — Vorliebe; Vorurtheile des Ansehens; Beispiele u. s. w. (S. 121 — 133.)

Nicht immer Eigenliebe nimmt uns für Kunstverwandte und Menschen, die mit uns gleiche Beschäftigungen treiben, besonders ein, sondern auch oft die vertraute Bekanntschaft mit dem Werthe der ihnen mit uns gemeinschaftlich eigenen Vorzüge und unser inniger Geschmack an denselben; daher wir denselben oft irrig einen unbedingten Werth und den durch sie ausgezeichneten Personen absolute Achtungswürdigkeit beilegen. Das Beispiel der Menge verleitet oft zu falscher Achtung oder Verachtung.

Ueberspannte Vorstellungen vom Alterthum sind dem jugendlichen Alter natürlich; aber man sollte bei der Erziehung verhüten, daß dem jungen Menschen gewisse glänzende und zur Ungebühr gerühmte Verbrechen in dem Lichte erhabener Tugenden erschienen. Man sollte ihn auch das Unsittliche bei glänzenden Handlungen nicht übersehen lassen, und zur Anerkennung stiller Größe, die so leicht verkannt wird, anleiten.

XIV. Von dem Einfluß der Sympathie auf das Gefühl der Achtung. (S. 133 — 168.)

Die Gefühle der Achtung und Verachtung gehen oft durch eine Art der Sympathie unmittelbar von einer Person auf die

andere über, ohne daß immer klare Begriffe von persönlichem Werthe zum Grunde liegen. Der Ausdruck oder Schein von Selbstvertrauen und Zuversicht kann bei Andern, die nicht zu prüfen gewohnt sind, leicht unverdiente oder übertriebene Achtung erwecken. Auch Achtung und Ehrfurcht, gegen Andere geäußert, theilt sich leicht mit und stellt die Gegenstände unsrer Huldigung bei Andern in ein vortheilhaftes Licht, oder verstärkt ihre günstige Meinung von denselben. Die Ursache liegt nicht blos in dem Zutrauen zu den Einsichten Anderer, sondern auch in der Sympathie, welche um so stärker wirkt, je mehr wir die, an welchen wir Achtung oder Verachtung gegen Andere bemerken, selbst lieben und achten.

Auch gegen gewisse Arten von Tugenden und Verdiensten oder von Fehlern und Untugenden lernen wir durch Sympathie Achtung oder Verachtung empfinden, nach Beschaffenheit der Gesinnung und Handlungsweise derer, mit denen wir umgehen. Was ist natürlicher, als daß Kinder ihren Eltern, der Jüngling dem Manne, der Mann dem Greise, das gemeine Publikum den Vornehmsten und Angesehensten im Volke, und selbst die künftigen Generazionen den vorhergehenden Verehrung oder Verachtung gegen gewisse Handlungsweisen nachempfinden, und von dieser sympathetischen Wechselwirkung die Bildung des Charakters einer Nazion, einer Menschenklasse oder eines Zeitalters abhängt?

Auf ähnliche Art pflanzt sich durch Sympathie auch abergläubische Verehrung fort. Nicht minder theilt sich der Unglaube auf diesem Wege mit. In der Sympathie liegt auch der vornehmste Grund von der fast allgemeinen übermäßigen Achtung

gegen Personen nach der Mode und Konvenienz. Nazionalstolz, kindischer, oft wüthender Parteigeist, und die Empfindlichkeit in Ansehung des sogenannten Ehrenpunkts, auch die Vorurtheile der Mode im engern Sinn fließen aus dieser Quelle. Und wie mancherlei Arten unverdienter Achtung und Verachtung, wie viele falsche Begriffe vom Werthe der Dinge und Personen haben im Hange zur sympathetischen Theilnahme und in der daher entspringenden Vorliebe für das Modische ihren Grund!

Zweiter Abschnitt. Von der Selbstachtung und dem Ehrgefühle. (S. 169 – 277.)

I. Was heißt Selbstachtung? (S. 169 – 180.)

Da jedem angenehmen Gefühle ein Trieb entspricht, so muß auch der Mensch, bei einem gewissen Grade der Kultur, einen natürlichen Hang zeigen, sich mit achtungswürdigen Gegenständen zu unterhalten, welche die wohlthuenden Gefühle des Beifalls und der Billigung erzeugen.

Das Schlechthin-Achtungswerthe können wir theils in unsrer eigenen Person, theils außer uns (in Andern) realisiren: am meisten aber müssen wir uns für unsre eigne Achtungswürdigkeit interessiren. Der Trieb nach Selbstachtung ist daher dem Menschen natürlich: er hängt mit dem Triebe nach Selbstvervollkommnung unzertrennlich zusammen, weil wir uns nur in der Eigenschaft sich immer mehr vervollkommnender Menschen selbst achten können. Folgendes ist der Unterschied zwischen Selbstliebe und Selbstachtung. Wir lieben uns selbst von Natur, heißt, wir empfinden in uns einen natürlichen Trieb nach Vergnügen. Selbstachtung ist nicht ein Trieb, sondern ein Gefühl.

Wir achten uns nicht so von Natur, wie wir uns von Natur selbst lieben; sondern wir wünschen nur, uns selbst achten zu können, und dieser Wunsch erzeugt das Streben nach dem, was wir für achtungswürdig halten. Wir haben also einen Trieb nach Selbstachtung, mithin auch nach dem Besitze der Eigenschaften, die einem Menschen, unsrer Ueberzeugung nach, Anspruch auf eigene und fremde Achtung geben. Das Misfallen an uns selbst, die Selbstverachtung, ist mit einer widrigen Empfindung begleitet. Wer den Menschen blos nach dem Besitz äußerer Güter schätzt und achtet, muß sich bei dem Mangel derselben endlich bis zur Verzweiflung verächtlich vorkommen.

Die moralische Vernunft ist ein praktisches Vermögen, d. h. ein Vermögen, die Ideen des Sittlichguten und des Rechts zu realisiren. Daß sie nun, ohne Beiwirkung eines sinnlichen Triebes, in Thätigkeit übergehe, dazu bedarf es des unmittelbaren Wohlgefallens an der Realität des Gegenstandes der Vorstellung. Daher pflanzte die ewige Weisheit das uneigennützige geistige Lustgefühl an der Existenz jedes vorgestellten Guten, nebst dem Triebe, es wirklich zu machen, jedem vernünftigen Wesen ein. Hieraus läßt sich der Trieb nach Selbstvervollkommnung und Selbstachtung begreifen.

II. Verschiedene Aeußerungsarten und Wirkungen des Triebes nach Selbstachtung. (S. 180 — 193.)

Stolz (sonst auch Ehrgefühl) in der weitern Bedeutung heißt das Gefühl für eigenen Werth, verbunden mit dem Verlangen, durch Erhaltung und Vermehrung dessen, was wir für achtungswürdige Vorzüge halten, unsern persönlichen Werth zu

erhöhen und so die wohlthuende Empfindung der Selbstachtung bei uns zu befestigen. Sind es wahre Vorzüge, die man wirklich besitzt, und achtet man sich selbst nur nach Maaßgabe seiner Verdienste, so ist dieß ein edler Stolz. Der thörichte, ungegründete, falsche Stolz bezieht sich auf eingebildete Vorzüge, oder übertreibt wenigstens die Selbstachtung. Die herrschende Neigung, sich über Gebühr zu achten, heißt Eigenliebe.

Das übertriebene Wohlgefallen an sich selbst, welches den Menschen gegen seine eigene Fehler blind macht, heißt Selbstgefälligkeit und Eigendünkel. — Unter den verschiedenen Arten des Stolzes erwähnt der Verf. folgende.

Der Rang- und Adelstolz ist der Stolz auf einen vornehmen Stand, der nicht durch Verdienste erworben, sondern angeboren oder gar erkauft ist. Eingeschränktheit des Geistes und Unkenntniß des wahren Menschenverdienstes liegen ihm zum Grunde. Bald äußert er sich durch Grobheit und Härte, bald durch zurückstoßende vornehme Herablassung. Aengstliches Bestreben, alles Standesmäßige zu beobachten, schadenfrohe Tadelsucht gegen noch Vornehmere, Titelsucht, Rangstreitigkeiten und überspannter Luxus sind gewöhnliche Wirkungen dieses Stolzes. — Geldstolz gründet sich auf die Meinung, das Geld gewähre für alle entbehrten persönlichen Vorzüge hinlänglichen Ersatz. Er zeigt sich durch Verachtung der nicht-reichen, obgleich verdienten, Menschen, durch selbstgenügsame Entscheidungssucht, durch Prahlerei, ehrsüchtige Freigebigkeit und Prachtliebe, wofern nicht Geiz diese Wirkungen einschränkt, auch durch die Neigung, Stände, Geschäfte, Künste blos nach ihrer Einträglichkeit zu schätzen. Diese und andre Gattungen des

Stolzes führen auch den Namen des Hochmuthes und Uebermuthes, in wiefern sie sich durch Ungefälligkeit und ungesittetes Betragen an den Tag legen.

Der edle Stolz besteht gar wohl mit Bescheidenheit, mit Demuth, und mit der Bereitwilligkeit, fremde Verdienste mit Wohlgefallen anzuerkennen. Denn er schließt das Bewußtseyn eigener Mängel nicht aus. Indessen darf den rechtschaffenen Mann seine Bescheidenheit nicht hindern, seine Vorzüge gegen die Zudringlichkeiten und ungegründeten Ansprüche des Eigendünkels mit Nachdruck und Würde geltend zu machen und geltend zu erhalten.

Aus dem Triebe nach Selbstachtung und Andrer Achtung entspringt die Nacheiferung, d. i. der Wunsch und das Bestreben, denen, die man an Achtungswürdigkeit über sich erblickt, so nah als möglich, wo nicht gleich zu kommen, oder sie zu übertreffen. Der Trieb nach Selbstachtung und Selbstvervollkommnung wird durch Bekanntschaft mit vortrefflichen Menschen vorzüglich in Bewegung gesetzt. Nacheiferung aber artet in Eifersucht aus, wenn sich Neid und Widerwillen gegen den, welchem man gleich zu kommen sucht, zugesellen. Sie ist die Quelle vieler Untugenden, der gröbsten Laster und Verbrechen.

Das Gefühl der wohlgegründeten Selbstachtung und des edlen Stolzes gehören zu den erhabensten, vortrefflichsten Genußarten, deren der Mensch nur empfänglich ist.

Daß es übrigens einerlei sei, ob man sagt, der Trieb nach Selbstachtung und Selbstbilligung, oder Achtung und Gehorsam gegen das Sittengesetz sei die Triebfeder zum Guten, leuchtet von selbst ein. Denn dieses Gesetz bestimmt den Begriff des

An sich Guten, und Achtung gegen dasselbe ist Grund aller Achtung gegen ein moralisch gesinntes Vernunftwesen, mithin auch gegen uns selbst. Nur durch Achtung für das Sittlichgute sind wir des Strebens nach Selbstachtung fähig.

III. Was heißt einen Menschen ehren? und aus welchen Quellen entspringt der Wunsch, uns von Andern geehrt zu sehen? (S. 193 – 210.)

Wir ehren einen Menschen, wenn wir theils durch Worte und andre äußere Zeichen unsrer Gesinnungen, theils durch unser ganzes Betragen, unsre Achtung gegen ihn an den Tag legen. Im weitern Sinn bedeutet Ehre auch die Achtung selbst. Verehrung und Ehrerbietung scheint einen höhern Grad der Ehre und Achtung anzuzeigen. Ehrfurcht ist die mit einer Art von Furcht verbundene Achtung und Verehrung, in wiefern die geachteten Personen auch auf unser Glück Einfluß haben. Aus dem natürlichen Wohlgefallen an Ehrenbezeugungen, als Ausdruck der Achtung, mit einem Worte aus dem Ehrgefühl entspringt der Wunsch, uns geehrt und geachtet zu sehen, oder der Ehrtrieb.

Der Ehrtrieb im weitesten Sinne scheint aus mehrern Trieben zusammengesetzt zu seyn, und aus mehreren Quellen herzufließen. Seine Allgemeinheit läßt sich aus den der menschlichen Natur sehr wesentlichen Neigungen und Trieben begreifen, aus denen er entspringt.

Als Gründe des Wohlgefallens an fremder Achtung oder des Ehrgefühls und des davon abhängigen Ehrtriebes zählt der Verf. folgende auf:

1) Durch die Wahrnehmung fremder Achtung und Verehrung wird unsre Selbstachtung verstärkt. Andrer Urtheil über unsre Achtungswürdigkeit scheint unser eigenes zu bestätigen, um so mehr, je mehr wir den Urtheilenden Einsicht zutrauen. 2) Eben so bedeutend ist die Wirkung, welche die wahrgenommene Achtung oder Verachtung Anderer gegen uns vermittelst der Sympathie zur Verstärkung unsrer Selbstachtung und Selbstverachtung zu haben pflegt. Die aus dem Bewußtseyn, daß man weder Achtung verdiene, noch zu verdienen wünsche, entsprungene Gleichgültigkeit gegen die ungünstigen Urtheile Andrer heißt Niederträchtigkeit. Des Niederträchtigen Ehrgefühl ist so abgestumpft, daß er kein Bedürfniß eigener oder fremder Achtung empfindet. Von einem innern eigenthümlichen Werthe der Achtung seiner Nebenmenschen weiß er nichts. Er heißt auch schamlos. Denn Scham ist das unangenehme Gefühl aus der Vorstellung, daß Andre uns mit Recht oder doch nicht ganz ohne Grund verachten. Wer sich schämen soll, muß der Selbstachtung und Selbstverachtung noch fähig seyn: wem diese Gefühle fremd sind, bei dem können sie auch nicht durch Sympathie verstärkt werden.

Der Verfasser fügt S. 205—210. noch folgende Bemerkungen bei.

1) In Ansehung des erklärten Einflusses der Sympathie auf die Verstärkung unsrer Selbstachtung und Selbstverachtung ist es ziemlich gleichgültig, ob die zum Grunde liegenden Ideen vom Menschenwerth wahr oder falsch sind.

2) Da wir mit denen am leichtesten sympathisiren, die wir am meisten achten und lieben, so muß uns die Achtung eines

Andern desto mehr schmeicheln, seine Verachtung desto mehr schmerzen, je mehr er selbst in unsern Augen gilt Hieraus erklärt sich auch, warum Achtung und Verachtung derer, die mit uns gleiches Alters und gleiches Standes, oder uns an Charakter ähnlich oder an deren Umgang wir gewöhnt sind, so viel über uns vermag, und ungleich mehr, als das Urtheil der ganzen übrigen Welt.

3) Wir sind auch geneigt, die, welche uns achten, wieder zu achten, gesetzt auch wir hätten vorher keine sonderlich vortheilhaften Begriffe von ihnen gehabt. Denn da es unserer Eigenliebe schmeichelt, von Menschen, die etwas werth sind, geachtet und geehrt zu werden, so überreden wir uns gar zu gern, daß die, welche uns Achtung erweisen, auch Menschen von Einsicht und achtungswürdigem Charakter sind. Dennoch ist nicht jede Achtung für Andre, nach Helvetius, als ein Erzeugniß der Eigenliebe zu betrachten, als widerspreche es der Menschennatur, in Andern etwas anderes, als uns selbst, hochzuachten.

IV. Fortsetzung. Weitere Untersuchung über die Gründe des Ehrtriebes. (S. 211—221.)

Der Wunsch, geachtet und geehrt zu werden, hat noch folgende Gründe. Die gute Meinung des Publikums von uns hat den günstigsten Einfluß auf unsre Glückseligkeit. Desto nachtheiliger ist Verachtung und Schande unsrer Wohlfahrt, weil sie uns Zutrauen und Zuneigung entzieht. Aus dieser Rücksicht bequemen wir uns gern nach fremden Urtheilen. Zweideutig ist also der Einfluß dieser Art Ehrliebe auf die Sittlichkeit. Durch die uns erzeigte Ehre werden auch Andre aus

Sympathie zu gleich günstiger Meinung gegen uns gestimmt. Aus diesem Einfluß erklärt sich auch die Gewalt des Verlangens, sich von einer zugefügten Beschimpfung in den Augen der Welt zu reinigen. Endlich machen auch viele Menschen Achtung und Ehre, die sie anfangs blos als Mittel schätzten, am Ende um ihrer selbst willen zum vornehmsten Ziele ihrer Wünsche und Bestrebungen, zum Gegenstande ihres unbedingten und unmittelbaren Wohlgefallens. Dann macht sie Verachtung und Beschimpfung, so ungegründet sie auch seyn mag, in ihren Augen immer verächtlich und unglücklich. Eine für Tugend und gute Sitten gefährliche Gattung des Ehrtriebes.

Gewöhnlich wirken mehrere dieser Gründe oder alle zugleich, die sehr zusammengesetzte Empfindung des Ehrgefühls hervorzubringen. Hieraus erklärt sich auch die so große Gewalt und mannichfaltige Aeußerungsart des Ehrtriebes, so daß man z. B. sich sogar Verwandtschaft und Aehnlichkeit mit angesehenen Personen, selbst Aehnlichkeit in ganz zufälligen Dingen, wohl gar in körperlichen Unvollkommenheiten oder in moralischen Fehlern, zur Ehre zu schätzen geneigt ist. Diese Schwachheit findet sich auch sogar bei gebildeten Menschen.

V. Von der Liebe zum Nachruhme. (S. 221 — 230.)

Die Ehre ist ein Gut, das wir auch noch nach dem Tode zu besitzen und zu genießen glauben; eine Meinung, so alt, als das menschliche Geschlecht. Aus Liebe zum Nachruhme übernimmt der Ruhmbegierige jede Mühseligkeit, jede Gefahr, selbst den Tod. Aus dieser Quelle entspringen viele edle und große Entschließungen: und wie viel wirkt oft die Furcht vor dem

Tadel und Abscheu der Nachwelt zur Dämpfung ungestümer Begierden! Zur Rechtfertigung der Liebe zum Nachruhm bringt der Verf. folgendes bei.

Wir genießen schon während unsers gegenwärtigen Lebens die Ehre zum Voraus, die uns, wenn wir selbst nicht mehr hier sind, zu Theil werden wird; wir fühlen unsre Selbstachtung durch den Gedanken des Nachruhms schon jetzt ungemein belebt und gestärkt. Man hat daher nicht mehr Grund, jede Liebe zum Nachruhme eitle Thorheit zu nennen, als das Verlangen nach Achtung und Ehre überhaupt für kindische Schwachheit zu erklären. Auch dadurch gewinnt der Nachruhm an Werth in unsern Augen, daß schon unsere Zeitgenossen desto mehr Achtung gegen uns empfinden, je gewisser sie unsere Ehre bei der Nachwelt voraussehen. Mit dem Wohlgefallen am Nachruhm verbindet sich oft das edle Vergnügen an den weit reichenden gemeinnützigen Folgen unserer löblichen Thaten.

VI. Von den äußeren Zeichen der Achtung.
(S. 230 — 235.)

Die natürlichen äußeren Ehrenbezeigungen hängen nothwendig mit den durch sie auszudrückenden Empfindungen der Ehrerbietung und des Beifalls zusammen, bestehen in gewissen Blicken, Mienen, Gebehrden, Modifikazionen der Stimme u. dergl. und sind von selbst jedem verständlich. Sie gelten dem Verständigen mehr, als die willkührlichen, auf Gewohnheit und Herkommen gegründeten. Am meisten ziehen unter den letztern die mit besonderm Gepränge verbundenen vorzüglich den großen gedankenlosen Haufen an, und verstärken Hochach-

tung und Bewunderung. Mächtig ergreift hier die Sympathie das Gemüth. Es ist auch zu billigen, daß man das Feierliche und Rührende klug gebraucht, bei der großen Menge Ehrfurcht und Achtung gegen würdige Personen und Gegenstände zu wecken und zu unterhalten. Dagegen sind von der Methode, die alle auf die Sinnlichkeit wirkenden Besserungsmittel verwirft und sich blos deutlicher Begriffe dafür bedient, noch keine sonderlich empfehlenden Wirkungen bekannt. Vernunftaufklärung scheint nie anders, als in schöner Eintracht mit den Gefühlen, zur Veredlung und Beglückung unsers Geschlechts mit gutem Erfolge wirksam seyn zu können.

VII. Von der wahren und falschen Ehrliebe.

(S. 235 — 240.)

Wer sich selbst achtet, aus dem Bewußtseyn ächter Verdienste und Vorzüge, hegt eine wohlgegründete Selbstachtung. In objektiver Hinsicht wahre Ehrliebe fühlt der, welcher durch wirklich beifallswerthe Vorzüge die günstige Meinung Andrer zu gewinnen sucht, und jeden Vorzug nur in dem Grade achtet und als Mittel, Ehre zu erwerben, braucht, in welchem dies die Vernunft billigt. In subjektiver Hinsicht ist die wahre Ehrliebe die, welche den Trieb nach gegründeter Selbstachtung und edlen Stolz zur vornehmsten Quelle hat, während die falsche aus Eigennutz und Selbstsucht fließt. Eine objektiv lobenswerthe Ehrliebe kann subjektiv falsch und unächt seyn: ohne in der Wahl der Gegenstände seiner Ehrbegierde zu irren, kann man aus eigennützigen Absichten darnach streben, und die subjektive Triebfeder der Ehrliebe kann verächtlich seyn. Dennoch

ist es nicht tadelswerth, auch mancherlei Vortheile wegen Beifall zu wünschen; vielmehr ist es erlaubte Klugheitsmaxime, ja sogar Pflicht, durch Erwerbung und Erhaltung eines guten Namens für seine und der Seinigen Glückseligkeit zu sorgen. Wenn wir über unsern wahren persönlichen Werth mit uns einig sind, so werden wir auf dem Wege wahrer Verdienste Lob und Ehre suchen. Streben wir nur aus Eigennutz nach Ehre, so wird uns jedweder Weg zu ihr gleichgültig seyn und wir werden in diesem Punkte manchem Vorurtheile nachgeben.

VIII. Von den vornehmsten Modifikazionen und Ausartungen des Ehrtriebes. (S. 240—245.)

Eine besonders anhaltende und starke Thätigkeit des Ehrtriebes, welche nicht immer von der Vernunft geleitet wird, heißt Ehrbegierde; ein hoher Grad derselben Ehrsucht. Der Ehrsüchtige sucht Achtungsbezeugungen leidenschaftlich um ihrer selbst willen, ohne Rücksicht auf Selbstachtung, selbst ohne Rücksicht auf den Nutzen der Ehre. Alle Mittel und Wege dazu sind ihm gleichgültig. Ungemäßigte Begierde nach weit verbreitetem Beifalle und lobpreisender Bewunderung heißt Ruhmsucht. Ehrgeiz kann man als die ungemäßigte Begierde erklären, die erworbene Ehre zu erhalten, während Ehr- und Ruhmsucht mehr auf die bloße Erwerbung ausgehen. Ehrgeiz ist Ursache, daß Menschen aus allen Ständen durch den Schein der Dienstfertigkeit, Wohlthätigkeit, Uneigennützigkeit und anderer Tugenden ihren guten Ruf zu erhalten und zu befestigen, daher auch ihre schlimme Seite zu verbergen suchen. In sofern ist der

Ehrgeiz blos die Quelle von äußerlich-guten Handlungen, thut aber der Unsittlichkeit Vorschub. Eifersucht ist fast unzertrennlich vom Ehrgeiz. Dem Ehrsüchtigen ist daher an Andern nichts unerträglicher, als Pralerei und Ruhmredigkeit, d. h. übertriebene und lügenhafte oder doch unkluge und unbescheidene Ankündigung eigener Verdienste und Vorzüge. Der Ehrgeiz reißt auch öfters zu den größten Niederträchtigkeiten und Schändlichkeiten hin. Ein Beispiel ist des Kaisers Heinrich IV. Demüthigung gegen den Papst Gregor VII.

(Die Fortsetzung folgt.)

V.

Versuch über den Ehrtrieb, mit besonderer Rücksicht auf das Geschäft der Menschenerziehung, für Freunde der praktischen Philosophie, für Jugendlehrer und Prediger, von Christian Wilhelm Snell.

(Fortsetzung.)

IX. Fortsetzung. — Eitelkeit. (S. 246 — 264.)

Eitelkeit heißt die Art Ehrsucht, welche einen allzu großen Werth auf unwichtige oder eingebildete Vorzüge setzt, durch den bloßen Schein zu glänzen strebt, und sich über äußere Ehrenbezeugungen kleinlich, oft kindisch, freut. Hang zum äußern Prunk und zum Wetteifer im Aufwande mit den Höheren; kindische Nachahmung ausgezeichneter Personen in zufälligen Kleinigkeiten; ausschweifende Modesucht, Rang- und Titelstolz; gespannte Aufmerksamkeit und ängstliches Ausgehen auf fremden Beifall; ärgerliche Empfindlichkeit gegen jeden scheinbaren Mangel an Achtung; stolze Herablassung, affektirte Höflichkeit, alles dies und anderes mehr sind Aeußerungsarten der Eitelkeit.

Gefallsucht besteht in dem Bestreben, sich durch körperliche Schönheit, durch Putz und Artigkeit auszuzeichnen. Oft wird dieses Gefallen als Endzweck begehrt. Diese Art der Eitelkeit ist dem weiblichen Geschlecht besonders eigen. Sie äußert sich durch Leichtgläubigkeit gegen Schmeicheleien und verstellte Bewunderung, durch Neid gegen andre beliebte Weiber, durch das Bestreben, mit äußerer Artigkeit, Witz und feinem Geschmack oder Kunstfertigkeiten zu glänzen, in Gesellschaften den Ton anzugeben und über Gegenstände der Galanterie zu entscheiden, durch possirliches Wichtigthun über Modesachen, und vornehmlich durch die Verkehrtheit, den Menschen mehr nach äußerem Schimmer, als nach innerem Gehalt, zu schätzen.

Dieser Gefallsucht bei den Weibern steht die Pedanterei bei den Männern gegenüber, obgleich keine von beiden auf das eine Geschlecht nothwendig eingeschränkt ist. Der Pedant schätzt seine Vorzüge übermäßig, und legt dieß bei jeder Gelegenheit, selbst bei Kleinigkeiten, unschicklich und lächerlich an den Tag. Er verräth sich durch Peinlichkeit im blos Formellen. Kein Stand ist von Pedanterei ganz frei, am wenigsten der gelehrte. Aus Vorliebe für das Gründliche achtet der Pedant Sachen des Geschmacks für nichts. Er verräth sich oft durch Verachtung alles Neuen, durch Ueberschätzung des Alten und des berühmten Mannes in seinem Fache, durch Mikrologie, durch Hochmuth gegen Ungelehrte, durch große Ansprüche auf Ehrenbezeugungen u. dergl.

Aus Eitelkeit brüstet sich der Gelehrte und Künstler mit dem Beifall der Großen, äußert die heftigste Empfindlichkeit

gegen Tadel, und kriecht furchtsam vor dem literarischen Tribunal. Eitelkeit erzeugt den Sonderling und den leidenschaftlichen anmaßenden Reformator. Die Gabe, durch den absprechenden Ton der Zuversichtlichkeit zu imponiren, gewinnt dem Eiteln die Aufmerksamkeit des Publikums. Aus Eitelkeit entspringt oft die Jagd nach Witz in Gesellschaften, die Uebertreibung in Erzählungen, das Haschen nach dem Außerordentlichen, das scheinheilige Affektiren der Frömmigkeit, oder im Gegentheil das Prahlen mit Freigeisterei und Lasterhaftigkeit, und die Neigung, sich des Guten zu schämen, auch die Thorheit der Alten, sich der Jugend gleich zu stellen.

Beunruhigung und Verkümmerung des Lebens, Verachtung und Spott, selbst die blutigsten Kriege, Aufruhr und Empörungen, Religionsverfolgungen und Selbstmord haben oft Eitelkeit zur Quelle gehabt.

X. Charakterschilderung des Mannes von wahrer Ehrliebe. (S. 264 – 277.)

Der sittlich aufgeklärte und tugendhafte Mann kennt die große Bestimmung des Menschen nach ihrem ganzen Umfange und nach ihrer ganzen Erhabenheit. Nie verliert er das hohe Ideal der vollkommenen Menschheit aus den Augen, und nur, was ihn und andre diesem Ideale näher bringt, hat unbedingten Werth in seinen Augen. Für den höchsten Adel jedes Vernunftwesens erkennt er das Vermögen, sich aus freier Selbstmacht seiner Vernunft Gesetze zu geben, verbunden mit der Willenskraft, sie frei zu befolgen; und für seine erhabenste Würde hält er das Zusammenstimmen seiner Gesinnungen und

Handlungen mit diesen Gesetzen. Alles andre am Menschen achtet er nur in Beziehung auf die moralischen Anlagen und deren größte Ausbildung. Diesem obersten Endzweck weiß er alles übrige Große und Vortreffliche unterzuordnen. Was seinen sinnlichen Bedürfnissen Befriedigung gewährt und das Gemüth edel vergnügt, schätzt er zwar auch: aber Achtung verdient in seinen Augen nur, was dem Menschen selbst angehört und zur Erhöhung seines persönlichen Werths beiträgt. — Er verachtet die Thorheit und das Laster im goldenen Palast und auf dem Throne, und verehrt die Tugend in der Rasenhütte. Der Glanz des Reichthums, den die prunkliebende Eitelkeit so gern zur Schau ausstellt, macht auf ihn keinen Eindruck. Er hält sich selbst seiner eigenen Achtung nur insofern werth, als er sich des aufrichtigen Vorsatzes und der redlich gemeinten Bemühung bewußt ist, alle seine Kräfte seiner hohen Bestimmung gemäß zu brauchen. Frei von blinder Eigenliebe und Selbstdünkel, sucht er sich jedem verständigen und guten Menschen durch Gefälligkeit und kluges Nachgeben zu empfehlen, ohne sein edles Selbstgefühl gegen Uebermuth und Bosheit zu verleugnen, und er mißt seinen persönlichen Werth mit eben dem Maaßstabe, nach dem er fremden Menschenwerth bestimmt. Die Wahrnehmung seiner eignen Mängel erhält ihn in Demuth, Bescheidenheit und Nachsicht. Er freut sich nicht weniger, Andre, als sich selbst, wahrer Achtung werth zu finden. Die ewig unwandelbaren Gesetze seiner moralischen Natur bestimmen bei ihm die Gefühle der Achtung und Verachtung, welche bei so Vielen von Beispielen, Vorurtheilen und zufälligen Dingen abhängen. So sehr er seinen Hauptwerth und den

edelsten Theil seiner Glückseligkeit darein setzt, daß er sein eigenes Urtheil nicht scheuen darf, so wenig ist ihm Anderer Urtheil gleichgültig; selbst äußere Zeichen fremder Achtung gelten ihm als solche Etwas. Theils, weil sein und der Seinigen Wohl von der guten Meinung Andrer abhängt, theils weil er ohne das Zutrauen Andrer nichts Bedeutendes zu ihrem Besten wirken kann, sucht er sich durch jedes unschuldige Mittel in Ansehen zu setzen und darin zu erhalten. Fern aber ist er von jeder tadelhaften Menschengefälligkeit, die sich nach Thorheiten und Vorurtheilen bequemt, fern von der Feigheit, die dem Tadel der Unverständigen ängstlich ausweicht. Jede Beifallsbezeugung, die nicht auf wahre Verdienste geht, hat in seinen Augen eben so wenig Werth, als überhaupt unverdientes Lob. Und unverdiente Verachtung ist ihm viel zu verächtlich, als daß er ihr durch zaghafte Menschengefälligkeit oder schimpfliche Aufopferung seiner wahren Ehre zu entgehen suchen sollte. Da er weiß, wie zufällig und nichtig oder falsch meistentheils der Beifall der Menschen ist, so ist er durch Gründlichkeit der Denkungsart und Festigkeit des Charakters vor jeder Ausartung des Ehrtriebes bewahrt. Die Achtung der Weisen und Rechtschaffenen hält er, nächst dem innern Bewußtseyn seiner Tugend, für das größte aller Güter, die sein zeitliches Leben versüßen können. Denn sie befestigt bei ihm die Ueberzeugung von seinem persönlichen Werth, und erhöht durch Sympathie in ihm das wohlthätige Gefühl der Selbstachtung. Dieser wahren Ehre bei allen Verständigen und Rechtschaffenen strebt er durch unermüdete Selbstvervollkommnung nach.

Gemeinnützige Thätigkeit, gewissenhafte Redlichkeit in allen Lebensverhältnissen, unverdrossene Berufstreue, unbestechbare Gerechtigkeit, wohlthätige Menschenliebe, aufgeklärter Patriotismus, nie wankende pflichtmäßige Ergebenheit gegen Obrigkeit und Vaterland, Religiosität aus ächt-sittlichen Gesinnungen und zur Befestigung derselben, weise Mäßigung, Großmuth, sanftmüthige Duldsamkeit gegen fremde Schwachheiten, gelassene Ertragung der Beleidigungen, warmer Eifer, feste Beharrlichkeit und hoher standhafter Muth in Beförderung alles Guten, und endlich jene offene, mit Würde verbundene Gefälligkeit im Umgange, die sich selbst zu den Geringsten herabläßt, ohne sich zu erniedrigen, — dieß sind die Eigenschaften des Mannes von wahrer Ehrliebe.

Dritter Abschnitt. Praktische Bemerkungen über den Gebrauch des Ehrtriebes bey dem Geschäfte der Menschenerziehung. (S. 278 — 400.)

I. Allgemeine Betrachtungen über den großen Einfluß des Ehrtriebes auf den Willen und den ganzen Charakter des Menschen. (S. 278 — 295.)

Unter allen Trieben unserer Natur ist keiner, durch den sich so große Wirkungen in der Welt hervorbringen lassen, als durch den Ehrtrieb. Eine Ursache davon liegt in der großen Allgemeinheit, welche er vor vielen andern voraus hat. Die Ehrliebe gehört unter die wenigen Triebe, die, mit den mannichfaltigsten Modifikazionen und in sehr verschiedenen Graden, bei allen Altern und Ständen, ja bei allen menschlichen Indivi-

duen angetroffen werden. So verschieden die Meinungen über das, was Ehre und Schande bringe, ausfallen mögen, so dürfte sich doch wohl schwerlich ein menschliches Wesen finden, das den Wunsch, sich durch irgend Etwas Beifall und Achtung zu erwerben, und die Furcht vor Verachtung und Schande gar nicht kennen sollte. Der Ehrtrieb kann zwar geschwächt und auf einige Zeit gelähmt, aber nie oder doch nur äußerst selten völlig erstickt werden. Je gemäßigter er seiner Natur nach ist, desto gesicherter pflegt seine Herrschaft, desto dauerhafter pflegen seine Wirkungen zu seyn. Oft trägt er über die natürlichsten unauslöschlichsten Triebe, selbst über die stärksten Affekten in ihren heftigsten Anfällen den Sieg davon. Wie häufig sind die Beispiele, wo Furcht vor dem Tode der Ruhmbegierde oder der Furcht vor Schande weichen mußte? Die Furcht vor Schande verwandelt zärtliche Mütter in Kindermörderinnen, macht die Weiber der Hindus muthvoll, ihren Gatten auf den flammenden Scheiterhaufen zu folgen. Wie oft wird eine so mächtige und allgemeine Leidenschaft der Menschennatur, wie die Liebe, vom Ehrtriebe in Schranken gehalten?

Eine andre Ursache der Tauglichkeit des Ehrtriebes zur Lenkung der Gemüther besteht darin, daß man sich seiner leichter zweckmäßig bedienen kann. Um die Menschen bei der Ehrliebe zu fassen, bedarf es mehrentheils gar keines oder doch nur eines sehr geringen Aufwandes. Was vermochte nicht ein Eichen- oder Lorberkranz oder eine Ehrenmünze! Wie viel wird nicht durch bloße Worte, Namen, Titel, kleine Vorrechte, öffentlichen Tadel, entehrende Strafen u. dergl. ausgerichtet! Um die Menschen durch Ehrliebe zu leiten, dazu bedarf es

außer dem, daß man selbst in ihren Augen Etwas gelten muß, nur einer richtigen Kenntniß des menschlichen Herzens überhaupt und derjenigen Subjekte ins besondere, mit welchen man es zu thun hat.

Endlich vermag vermittelst des Ehrtriebes nicht nur der Höhere aus den Niedrigen, und der Vorgesetzte auf den Untergebenen, sondern auch jeder auf seines Gleichen, ja wohl gar der Geringe auf den Vornehmen und Mächtigen zu wirken. Da sich die gute Meinung Andrer weder durch Uebergewicht an Macht und Reichthum, noch durch die drohendesten Befehle erzwingen läßt, sondern oft Herablassung, Gefälligkeit und Nachgiebigkeit erfordert; so kann man von Seite der Ehrliebe auch denen am besten beikommen, die sonst das Glück zu hoch über die Menge hinaufgerückt hat.

Durch den Ehrtrieb kann der Mensch nicht nur zu einzelnen Handlungen bewogen, sondern auch zur ganzen Gesinnungsweise, zur Bildung oder Verbildung des sittlichen Charakters kann durch diesen Trieb ungemein viel gewirkt werden. Die Erziehung im weitesten Sinne besteht darin, daß man die physischen, intellektuellen und moralischen Fähigkeiten der Menschen von jedem Alter weckt und entwickelt, ihren Verstand unterrichtet und bildet, ihre Gefühle und Triebe auf das Gute hinlenkt, und sie theils durch Gewöhnung, theils durch Grundsätze dahin bringt, daß sie durch Vernunft und Willensfreiheit ihre sinnlichen Neigungen und Leidenschaften beherrschen lernen und so ihrer Bestimmung, als vernünftig-sittliche Wesen, Genüge thun. In etwas engerer Bedeutung heißt einen Menschen erziehen, ihn zu einer gewissen Art von Geschäften tüchtig

machen. In der gewöhnlichsten Bedeutung heißt erziehen, jedes zweckdienliche Mittel bei Kindern und jungen Leuten anwenden, um alle ihre Kräfte gehörig zu üben und anzubauen, und sie durch Lehre und Beispiel zu verständigen, tugendhaften, für die mannichfaltigen Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens passenden Menschen zu bilden. Eine kluge Benutzung des Ehrtriebes würde für die Menschenerziehung in dieser dreifachen Bedeutung außerordentlich wichtig seyn, oft aber wird von demselben der verkehrteste verderblichste Gebrauch gemacht, indem man durch Erregung falscher Scham zu allerhand Lastern verführt, einem unedlen herrsch- und verfolgungsüchtigen Stolze Nahrung giebt, und die Ehrsucht Weniger oder eines Einzigen auf die unseligsten Entschließungen lenkt.

II. Beantwortung einiger gegen die Brauchbarkeit des Ehrtriebes bei der Erziehung vorgebrachten Zweifel. (S. 295—306.)

Freilich besteht der eigentliche sittliche Werth des Menschen im Wollen und Ueben des Guten um seiner innern Vortrefflichkeit willen, und man kann die Menschen nicht früh genug auf die streng gebietende Stimme des Gewissens aufmerksam machen. Allerdings ist es des Menschen höchste Bestimmung, reine Achtung des Tugendgesetzes zum obersten Prinzip seines Thuns und Lassens zu machen. Aber nur durch allmähliche Veredlung seiner Sinnes- und Denkungsart kann er seiner höchsten Bestimmung immer näher gebracht werden, und der verdient den Namen des Besten und Tugendhaftesten unter den Menschen, welcher dem Ideale der reinen Sittlichkeit am nächsten

gekommen ist, und an dessen Rechtverhalten die Bewegungsgründe der Selbstliebe den geringsten Antheil haben. Es verdient daher an sich keinen Tadel, unter den Motiven, durch die man das Begehrungsvermögen auf das Gute und Gemeinnützige hinzurichten sucht, auch die Vortheile und Vergnügungen mit in Anschlag zu bringen, durch die sich ein vernunftmäßiges Betragen oft schon hier belohnt. Denn es wird schwerlich gelingen, durch die eigentlich sittlichen Beweggründe allein die Trägheit zu besiegen und die Gewalt der Sinnlichkeit in Schranken zu halten, wenn man nicht jene edlern Motive durch Furcht und Hoffnung unterstützt, und nicht wenigstens anfangs den Trieb der Selbstliebe mit zu Hülfe nimmt. Nur muß das Verfahren des Erziehers die sinnlichen Motive immer mehr entbehrlich zu machen, die Empfänglichkeit für die ächt moralischen Antriebe immer mehr auszubilden suchen. Darf nun aber bei der Erziehung auch von der Selbstliebe ein kluger Gebrauch gemacht werden, warum sollte die Ehrliebe hiervon ausgeschlossen seyn? Vielmehr entspringt sie ja zum Theil unmittelbar aus dem Triebe nach Selbstachtung, fließt insofern am leichtesten mit dem eigentlich sittlichen Willensprinzip (dem Verlangen nach moralischer Selbstachtung) zusammen und kann mit demselben zu Einem Ziele hinwirken.

Freilich ist bei dem Gebrauche der Ehrliebe, als eines Erziehungsmittels, alle Vorsicht anzuwenden, damit sie nicht eine unsittliche Richtung nehme. Sollten aber um der zufälligen Nachtheile willen, welche aus unkluger Benutzung und Leitung der Ehrliebe folgen können, alle große Vortheile, zu denen sie bei der sorgfältigen Erziehung führen, aufgeopfert werden müssen?

Gewiß, es hieße die Menschheit vernachlässigen und in der Vervollkommnung zurückhalten, wenn man den Trieb nach Achtung, der sich schon in dem zartesten Alter offenbart, nicht schon bei der frühesten Erziehung zu benutzen anfangen wollte.

III. Besondere Bemerkungen über den Gebrauch des Ehrtriebes, als eines Erziehungsmittels. (S. 306 — 318.)

Unter dem Ehrgefühl oder der Ehrliebe im Allgemeinen, als einem Bildungsmittel, wird nicht blos das Verlangen nach der Achtung Andrer, sondern zugleich auch der Trieb nach Selbstachtung (als die vornehmste Quelle jenes Verlangens) verstanden. Die Hauptsache kommt auf richtige Begriffe vom wahren Menschenwerth und auf ein richtiges (der sittlich-aufgeklärten Vernunft angemessenes) Achtungsgefühl an. Bei der Bildung der Menschen durch den Ehrtrieb muß also mit Berichtigung der Vorstellungen und Gefühle in diesem Punkte der Anfang gemacht werden. Die Belehrung muß von richtigen Grundbegriffen ausgehen, und eben so lichtvoll als herzlich seyn. Angeführte Beispiele des Achtungs- und Verachtungswürdigen werden ihr noch mehr Kraft geben. Die erdichteten aber müssen der Natürlichkeit und Wahrscheinlichkeit nicht ermangeln, wenn sie den Nacheiferungstrieb anregen sollen. Besonders leisten hier Lebensbeschreibungen Nutzen.

Ein andres Mittel, das Ehrgefühl zu wecken und zu stärken, besteht darin, daß man Achtung gegen das Achtungswerthe gleichsam unmittelbar durch Sympathie den Gemüthern mittheilt. Hier wirkt nämlich das Ansehen der Lehrer, ihr Ton,

ihr Ausdruck, ihr Benehmen bei sittlichen Gegenständen durch das Vertrauen, welches sie bei den Zöglingen haben, auf deren Gemüthsstimmung mehr oder weniger vortheilhaft. Ungemein wichtig ist auch das öffentliche Betragen angesehener Personen, wahre Begriffe von Ehre und Schande unter der Menge zu verbreiten und zu beleben. Regenten und ihre Stellvertreter drücken durch ihr Verhalten den durch Unterricht eingeschärften Grundsätzen gleichsam das Siegel der Aechtheit auf. Ihr exemplarischer Wandel leitet das Urtheil der Menge, berichtiget oder bestätiget es.

IV. Fortsetzung. (S. 318—332.)

Um den Trieb nach Selbstachtung zu beleben, präge man den Gedanken an den Adel und die hohe Bestimmung des Menschen den Gemüthern tief ein und erhalte ihn stets gegenwärtig. Beispiele von Menschen voll edlen Selbstgefühls und standhafter Ehrliebe wirken durch Sympathie lebhaft auf den Nacheiferungstrieb und erregen einen Enthusiasmus des guten Vorsatzes. Auch die lebendige Schilderung des innern geistigen Glückes der reinen Selbstachtung und des entgegengesetzten Elendes trägt hierzu bei. Man lege das Entehrende der Lasterliebe nah ans Herz, statt blos von den schlimmen Folgen derselben Motive herzunehmen, welchen ja der Kluge oft auszuweichen weiß. — Ein Betragen voll Zutrauen erhebt, das entgegengesetzte schlägt nieder und schwächt den Muth zur Besserung. Die absolute Achtungswürdigkeit der menschlichen Natur verträgt sich vollkommen mit den Pflichten des Gehorsams und der nothwendigen Subordinazion. Uebermuth und Herrschsucht

reizt die Untergebenen sehr leicht zum Widerstande. Es ist möglich, die Menschen, anstatt sie blos durch Drohungen und Strafen in Schranken zu halten, auch allmählich für edlere Antriebe empfänglich zu machen, und durch Erregung ihrer Selbstachtung sie zum Rechthandeln aus Pflichtgefühl und ächter Ehrliebe anzuleiten.

Unter die Mittel, wodurch man Kinder schon früh gewöhnen muß, ihren Launen und Leidenschaften zu widerstehen, und sich auch gegen ihre Neigung den Vorschriften ihrer Eltern und Erzieher zu unterwerfen, gehört gewiß auch ein weiser Gebrauch des Zwanges und der Strafen. Doch säume man nicht, schon von den zartesten Jahren an ihre edelsten Kräfte zu wecken und zu bearbeiten, sie mit dem hohen Werth ihrer auszeichnenden Anlagen bekannt zu machen. Sehen sie von verehrten Personen ihren Menschenadel anerkennen, so werden sie sich der Würde ihrer moralischen Natur immer besser bewußt werden; der Trieb, ihre eigene Achtung zu verdienen, wird erwachen, ihnen Tugend liebenswürdig, alles Schändliche zum Abscheu machen.

V. Ueber den Gebrauch des eigentlichen Ehrtriebes, als eines Bildungsmittels. (S. 333 — 341.)

Man erhalte denen, die man durch den Ehrtrieb bilden will, den Gedanken stets gegenwärtig, daß nur die Achtung und Ehre wegen wirklicher Vorzüge und lobenswerther Handlungen Werth habe, unverdiente Ehre aber das Gemüth mehr niederschlagen müsse, und Beifall wegen falscher Vorzüge werthlos sei. Man lehre den Tadel zur Vorsicht und Besserung

nützen, auf Unverständiger und Verdorbener grundlose Verachtung eher stolz seyn, als sich durch sie niederschlagen lassen. Man schärfe die große Frage ein: Worin habe ich meinen Werth und meine Ehre zu suchen? und lasse sie durch gewissenhafteste Selbstprüfung aus eigener Vernunft entscheiden. Hat man den Menschen gegen des Ehrgefühls Verirrungen verwahrt, dann lehre man den Werth des Beifalls, der Liebe und Achtung der Besseren kennen und würdigen; zeige, wie lange Verkannte durch ausdaurenden Pflichteifer sich doch zuletzt der Verständigen achtungsvolles Wohlwollen erwarben; stelle den Zustand Tugendhafter, die vermöge des von Rechtschaffenen genossenen Beifalls sich selbst achtungswürdig erscheinen, von der wünschenswerthesten Seite dar, so wie die entgegengesetzte Lage Verdienstloser und Lasterhafter nach ihrer niederschlagenden Beschaffenheit. Auch lasse man die Dauerhaftigkeit des weisen und gegründeten Beifalls lebendig an Beispielen und im Kontrast mit dem Wechsel des Pöbel-Lobes erkennen.

VI. Fortsetzung. (S. 341 — 354.)

Durch das eigene Gefühl mache man die Zöglinge nun auch mit den Wirkungen des Lobes und Tadels im Gemüth bekannt, und stärke dadurch den Ehrtrieb. Erstens. Man gebe ihnen selbst sein Wohlgefallen oder Misfallen zu erkennen, und zwar, wie sich versteht, über wahre Vorzüge oder Fehler. Die ernstliche Meinung dabei sei nicht zu verkennen. Auch Kinder merken oft die Schmeichelei, und wissen den unredlichen Schmeichler insgeheim zu verachten. Daher sei das Lob gemäßigt und aufrichtig. Nur die erkannte Herzlichkeit rührt die Sympathie, erregt gutes Selbstzutrauen.

Zweitens. Stärker noch, als durch eigenes Loben und Tadeln, wirkt man oft auf das Ehrgefühl durch Benachrichtigung von der guten oder schlechten Meinung achtungswerther Personen oder eines ansehnlichen Theils des Publikums. Dann regt man den Wunsch, des Beifalls werth zu bleiben, ihn in noch höherem Grade zu verdienen, oder sich das verlorene Zutrauen wieder zu erwerben.

Drittens. Man versetze den Menschen in Umstände, wo er sich selbst von Anderer günstiger oder ungünstiger Meinung über ihn überzeugen kann. Man verschaffe ihm Gelegenheit, durch seine Talente und Geschicklichkeiten wenigstens einige Aufmerksamkeit zu erregen, damit er anfange in seinen Augen wichtig zu werden, Zutrauen zu sich fassen lerne, und zum Weiterstreben angespornt werde. Der Beifall des größern Publikums reizt mehr, als der schon gewohnte der nächsten Angehörigen. Oft mehr, als die ernstlichsten Warnungen, fruchtet die selbstzugezogene Beschämung. Sympathie macht vorzüglich den Tadel und die Verachtung von Unsersgleichen wirksam. Oeffentliche Erziehungsanstalten erlauben dieses Bildungsmittel häufiger, als die Privaterziehung; nur müssen richtige Gefühle und Ideen über Ehre und Schande darin herrschen.

Zwar ist die uneigennützige, blos auf Stärkung der Selbstachtung ausgehende Ehrliebe edler, als die, welche blos auf die angenehmen Folgen fremder Achtung sieht, und sie ist also vornehmlich bei der Erziehung in Thätigkeit zu setzen; allein es ist doch auch erlaubt, ja selbst pflichtmäßig, durch die letztere das Gemüth von gröberen Neigungen abzulenken und in den Weg der äußeren Ordnung einzuleiten, bis die steigende Ver-

Bayerische Staatsbibliothek München

nunftkultur die sinnlichen Antriebe immer mehr entbehrlich macht. Nur bedarf es hier der ernstlichen Warnung vor dem verkehrten niedrigen Streben nach Ehre, welches bloß äußere Vortheile beabsichtiget, und der lebendigen Ueberzeugung, nur der innere Werth mache fremde Achtung wahrhaft begehrungswürdig, welchen sie auch nur wegen wirklicher Vorzüge haben könne.

VII. Klugheitsregeln, die bei dem Gebrauche des Lobes und Tadels zu beobachten sind. (S. 354–369.)

Auf Einige wirkt mehr Lob und Beifall, auf Andre mehr Tadel und Beschämung. Der Erzieher richte sich daher nach diesem Individuellen seiner Zöglinge. Um dem Ehrtriebe eine bestimmte Richtung zu geben, verschweige er nicht leicht die Gründe seines Tadels oder Beifalls. Er erkenne das Gute, ohne die Mängel zu übersehen, mäßige das Lob durch gerechten Tadel. Ungerechte Verweise erbittern oder stumpfen auch bald gegen gerechte Vorwürfe ab. Man beschämt einen Menschen auf das Empfindlichste, wenn man, indem man ihm seine Untugenden vorhält, auch zugleich sein Gutes anerkennt und lobt. Ein weiser Erzieher verbirgt manchmal sein Misfallen und zeigt mehr Zutrauen, als er wirklich hegt, ohne jedoch den Schein von Kurzsichtigkeit zu geben. Oft nimmt man mit Vortheil Gelegenheit, dem Zöglinge das Verächtliche und Schädliche des an ihm ignorirten Fehlers vorzustellen, und giebt ihm dabei zu verstehen, man denke noch zu gut von ihm, um ihn dessen fähig zu glauben. Bei dem ernstlichen Verweise hilft man dem Ehrgefühle dadurch auf, daß man sich bei nicht sehr böse gearteten und verdorbenen wenigstens zur Entschuldigung und neuen Hoffnung geneigt zeigt. — Bei der Besserung durch Beschä-

mung verfahre man nur stufenweise, langsam vom Geringern zum Größern fortgehend, um die Empfindlichkeit gegen Lob und Tadel zart zu erhalten. Die Drohung mit beschämenden Strafen wirkt oft mächtiger, als die Strafe selbst. Uebertriebene Beifallsbezeigungen erzeugen Eigendünkel, ungemäßigter Tadel und ungerechte Beschämung erbittern oder machen trotzig, oder muthlos, oder niederträchtig. Selbst nachdrückliche Züchtigungen müssen doch Gelegenheit und Muth nicht rauben, auf den Weg der Ehre zurückzukehren.

Da die Wirkung unsers Lobes und Tadels von unserm Ansehen bei Andern abhängt, so müssen wir selbst eine günstige Meinung bei unsern Zöglingen durch äußere und innere Eigenschaften zu gewinnen suchen, wenn unser Urtheil auf sie wirken soll. Zur Behauptung eines gewissen äußern Ansehens muß der Staat dem Erzieher und Volkslehrer durch Rang und Einkünfte behülflich seyn.

Die schädlichen Wirkungen des öffentlich ertheilten Lobes auf Schul- und Erziehungsanstalten (z. B. Eigendünkel, Trägheit, Erniedrigung zu den Mitschülern, deren Neid und Feindschaft man fürchtet,) so wie auch manche Nachtheile des öffentlichen Tadels (auf welchen bisweilen ein Schüler um der Mitschüler willen stolz ist) machen dem Erzieher und Lehrer die größte Vorsicht und Sparsamkeit in Anwendung dieser Besserungsmittel zur Pflicht.

VIII. Von dem Gebrauche der Satire, als eines Besserungsmittels. (S. 369 – 377.)

Wenn das eigentlich Unsittliche zu wichtig ist, als daß man darüber lachen könnte, so können lasterhafte Gesinnungen,

Bayerische Staatsbibliothek München

Neigungen und Handlungen nur insofern Gegenstände des Spottes und der Satire seyn, als sie nicht von ihren schändlichen verabscheuungswürdigen Seiten, sondern vielmehr als Ungereimtheiten dargestellt werden. Die spottende Satire muß sich begnügen, die Menschen durch die Furcht, lächerlich zu werden, von dem Thörichten und Widersinnigen in ihrem äußern Thun zu entwöhnen. Der Spott macht Keinen tugendhaft, legt aber doch den bösen Neigungen einen Zaum an, damit sie in ihren Ausbrüchen nicht lächerlich werden. Kommt es darauf an, tiefgewurzelte Thorheiten, herrschende Untugenden auszurotten, so würden die stärksten Gründe der Moral und die ernste Stimme des Gesetzes, ohne die Unterstützung von einem wohlangebrachten treffenden Spott, nur halbe Wirkung thun. Der Erzieher aber hüte sich, durch unwürdige Spöttereien an seinem Ansehen zu verlieren; er vergesse auch nicht, daß erbitternder, zu sehr demüthigender Spott bei sanfteren, zarten Subjekten mehr schade, als nutze, und spare ihn nur für verhärtete Gemüther.

IX. Ueber die Mittel, Eitelkeit, thörichten Stolz und andere Ausartungen des Ehrtriebes bei der Jugend zu verhüten. (S. 378—400.)

Man halte die Jugend vom Umgange mit Menschen voll falscher Ehrbegriffe, voll Rang-, Geld-, Kleider-Stolzes und anderer Thorheiten und Laster zurück, und bringe sie mit solchen in Bekanntschaft, welche von wahrer Achtung gegen alles Gute und Edle beseelt sind und dieselbe in ihrem ganzen Betragen offenbaren. Ansteckend ist eine eitelsinnige frivole Denkungsart und der verdorbene modische Gesellschaftston. Gegen dessen

Bayerische Staatsbibliothek München

Gefahren zu verwahren, spare man keine Lehre, Ermahnung, Warnung, kein mögliches Mittel überhaupt. Der unvernünftige Stolz auf vornehmen Stand und das Vermögen der Eltern wird nur zu oft schon in der frühen Erziehung erzeugt und genährt. Gewöhnt die Kinder von dem zartesten Alter an, in jedem, auch dem geringsten Menschen die Menschheit zu achten, jeden nach innerem, persönlichem Gehalte, nicht nach äußeren Verhältnissen, zu schätzen! Stellt Beispiele von denen, welche ihr empörender Geburts- oder Geldstolz lächerlich, verächtlich, unglücklich machte, ihnen zur Warnung vor! Lehrt sie wahres Verdienst achten! Verwahrt vor der Ehrsucht durch die Ueberzeugung, das höchste würdige Ziel des Ehrtriebes sei der eigene Beifall über das Rechtverhalten; auch der Beste könne verkannt werden, Tadel und Undank erfahren! Auch sei der Erzieher wegen des eigenthümlichen Hanges dieses und jenes Zöglinges zu irgend einer bestimmten Gattung des Stolzes auf der Hut, und beobachte vornehmlich in Gesellschaften diese Richtung des Ehrtriebes, um der völligen Ausartung und Verirrung zuvorzukommen oder entgegenzuarbeiten. Er zeige das Liebenswürdige der Bescheidenheit, das Lächerliche der Affektazion und Prahlerei, das Thörichte der Eigenliebe, der Eitelkeit und geistlosen Modesucht. Das Sittlich-Böse als schändlich vorzustellen, ohne darum dem, der damit behaftet ist, die ihm als Menschen gebührende Achtung zu schmälern, macht die Erziehung zu einem ihrer Hauptgeschäfte.

„Wer gar keinen andern Maaßstab seines Werthes kennt oder zu Rathe zieht, (mit diesen goldenen Worten des verewigten Garve aus seinen Versuchen 3. Th. S. 353. beschließt der

G 2

Verfasser seine Abhandlung) als das Wohlgefallen, welches die Welt an seinem Umgange findet, der wird, wenn er nicht unter ausgezeichnet vortrefflichen Menschen lebt, von dem Streben nach den höchsten Endzwecken seiner Natur eher abgezogen, als zu demselben ermuntert. Er lernt sich selbst wegen geringerer von Natur und Glück ihm blos geschenkter Vorzüge übermäßig schätzen, und die edleren, welche er sich selbst erwerben sollte, — wahre Einsichten und Tugenden, als für den Weltmann zwecklos und unbedeutend, vernachlässigen."

VI.

Adam Smith's literarischer Nachlaß.

(Schluß.)

Ueber die äußern Sinne. (S. 250—313.)

Man rechnet allgemein fünf Sinne, wodurch wir äußere Dinge wahrnehmen, Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmack und Gefühl. Die 4 ersten sind an besondere Organe geheftet. Das Gefühl scheint an kein Organ gebunden, sondern über den ganzen Leib verbreitet zu seyn, nur die Haare und Nägel an Fingern und Zehen ausgenommen. Ich werde über alle einige Bemerkungen machen aber in umgekehrter Ordnung mit dem letzten anfangen.

Ueber den Gefühlsinn.

Die Objekte des Gefühls kündigen sich dem sie berührenden Theile des Körpers durch Widerstand oder Druck an. Druck und Widerstand aber setzen ein Daseyn außer uns voraus. Der Tisch, den meine Hand berührt, könnte ihrer Bewegung nicht widerstehen, wenn er nicht außer ihr wäre. Ich fühle ihn nicht als bloße Affekzion meiner Hand, sondern als von ihr

unabhängig. Den angenehmen leisen, oder schmerzhaften Druck fühle ich wohl als Affekzionen meiner Hand, je nachdem meine Berührung sanfter oder derber ist. Aber das Ding, was drückt, fühle ich als durchaus von denselben verschieden. Wenn ich die Hand über den Tisch hin bewege, so trift sie endlich auf eine Stelle, wo der Widerstand aufhört. Ich nenne sie das Ende, Grenze, Rand des Tisches, dessen Ausdehnung und Figur durch die Richtung jener Linien und Flächen, welche den Rand ausmachen, bestimmt werden.

Auf diese Weise kann ein Blindgebohrner (oder sehr früh, ehe sich sichtbare Gegenstände dem Gedächtnisse eingraben konnten, des Gesichts beraubter) sich einen sehr deutlichen Begriff von der Ausdehnung und Figur seines Körpers und aller berührbaren Objekte machen, die seine Hand trift und umgreift. Legt er seine Hand auf seinen Fuß, so fühlt seine Hand den Widerstand des Fußes, der Fuß den Druck der Hand. Beide sind einander fremd, aber nicht ihm. Er fühlt in beiden, und hält sie für Theile seines Selbst, oder doch für etwas ihm Angehöriges, an dessen Behütung seiner Bequemlichkeit und seinem Wohlstande gelegen ist.

Legt er dagegen seine Hand auf den Tisch, so fühlt zwar seine Hand einen Druck, aber er ist sich nicht bewußt, daß auch der Tisch fühle. Legt er die Hand auf den Körper eines Menschen oder Thieres, so kann er zwar anderweitig wissen, daß beide fühlen, aber dieses Gefühl ist außer ihm, ist ihm fremd, und wenn er mehr Interesse daran nimmt, als an dem Zustande des Tisches, so ist es Wirkung des Mitgefühls, welches die Natur ihm für alle empfindende Wesen einprägte. Da sie ihn be-

stimmte, die Thiere zu beherrschen, so schien ihre wohlwollende Absicht zu seyn, ihm eine gewisse Achtung, selbst für den geringsten seiner Unterthanen, einzuflößen.

Die Kraft des Widerstandes nennen wir Festigkeit; das Ding, welches sie besitzt, einen festen Körper. So wie wir ihn außer uns fühlen, so fühlen wir ihn auch als von uns unabhängig. Wir nennen ihn eine Substanz, ein für sich bestehendes Ding. Fest und selbstständig sind daher in den meisten Sprachen zwei gleichbedeutende Wörter.

Festigkeit setzt Ausdehnung und zwar in drei Richtungen voraus, in Länge, Breite, Dicke. Diese finden wir an allen uns bekannten festen Körpern; sie scheint uns wesentlich, d. h. wir könnten nicht begreifen, wie sie ohne solche eines Drucks und Widerstandes fähig wären, der einzigen Kräfte, wodurch sie uns bekannt, wodurch wir selbst fähig werden, auf unsern eigenen und auf fremde Körper zu wirken.

Merkliche Ausdehnung setzt voraus Theilbarkeit. Ist auch der Körper so hart, daß unsere Stärke nicht hinreicht, ihn zu brechen, so setzen wir doch voraus, daß eine andere Kraft ihn zerbrechen könnte, wenigstens theilen wir ihn in der Einbildung.

Jeder feste, ausgedehnte Körper, er sei denn unendlich, wie der gemeine Verstand sich das Weltall denkt, muß eine Gestalt, Figur, d. h. Enden und Flächen haben.

Jeder solche Körper muß auch der Bewegung und Ruhe, d. h. einer Veränderung oder Erhaltung seiner Lage gegen andere fähig seyn. Daß kleine Körper beider fähig seyen, lehrt uns augenblickliche Erfahrung. Große Massen scheinen dem

Habitus der Einbildungskraft mehr zu Ruhe geeignet zu sein. Doch wird es uns nicht schwer, auch die ungeschlachtesten Massen in Bewegung zu denken, wenn uur eine hinreichende Kraft angebracht werden könnte. Die Philosophie lehrt uns durch unwiderstehliche Gründe, daß die Erde, und noch weit größere Körper, denn sie, nicht nur der Bewegung fähig, sondern in wirklich unaufhörlicher über alle unsere Fassung schneller Bewegung sind. In dem Weltsysteme ist es vielleicht nicht so schwer, große ungeheure Massen in Bewegung, als den kleinsten Theil der Materie in vollkommner Ruhe, in unverändertem Verhältniß gegen die ihn umgebenden Körper zu finden.

Diese vier Eigenschaften, Ausdehnung, Theilbarkeit, Figur und Beweglichkeit, scheinen im Begriffe einer (festen) Substanz zu liegen, d. h. sie sind davon unzertrennlich, können nicht weggedacht werden. Keine andere Eigenschaft liegt so in dem Begriffe der Solidität eingewickelt. Daraus wäre es zu rasch gefolgert, daß die Substanz keine andern Attribute haben könne. Und doch haben hochberühmte Philosophen diesen raschen Schluß nicht nur gezogen, sondern als Axiom behauptet.

Unter den äußern widerstandsfähigen Substanzen geben einige dem Drucke der Hand leicht nach, und verändern ihre Figur, andere geben nicht nach und behalten gegen den stärksten Druck derselben ihre Gestalt. Wir nennen jene weiche, diese harte Körper. In manchen sind die Theile so trennbar, daß sie nicht nur dem leisesten Drucke nachgeben, sondern den drückenden Körper in sich aufnehmen, und sich von ihm in jeder Richtung durchstreichen lassen. Wir nennen sie flüssige, und die weniger trennbaren vorzugsweise feste Körper. Inzwischen

hat man gefunden, daß Wasser, wenn es von allen Seiten beschränkt, gedruckt wird, etwa in einer hohlen, hermetisch verschlossenen metallenen Kugel, dem Drucke so sehr widersteht, als die härtesten, oder nach der gemeinen Sprache festesten Körper.

Einige Flüssigkeiten geben dem leisesten Drucke so schnell nach, daß wir ihren Widerstand kaum ahnden, sie kaum für Körper zu halten geneigt sind. Es war, wie uns Aristoteles und Lucrez lehren, eine Zeit, wo philosophischer Scharfsinn dazu gehörte, zu beweisen, daß die Luft ein Körper, d. h. eines Drucks, — Widerstands fähig sei. Was in alten Zeiten und für die gemeine Fassung in Absicht auf Luft zweifelhaft schien, das ist es noch in Ansehung des Lichts, dessen Stralen, wie sehr man sie auch zusammendrängen, verdichten mag, nie des geringsten Widerstands gegen die Bewegung anderer Körper fähig scheinen. Daher manche Philosophen noch die Materialität des Lichts bezweifeln oder leugnen.

Obgleich alle Körper widerstehen, so können doch alle uns bekannte zusammengedrückt, ohne Verminderung ihrer Masse in einen engern Raum gepreßt werden. Ein Experiment der Florentinischen Akademie schien das Gegentheil vom Wasser bewiesen zu haben. Aber neuere wiederholte Versuche haben gezeigt, daß auch Wasser, so stark es dem Drucke widersteht, ihm endlich nachgiebt, obgleich in einem sehr geringen Grade. Die Luft ist unter allen Körpern am leichtesten in einen engern Raum zu pressen. Von ihrer Verdichtbarkeit zeugt die Windbüchse, die Luftpumpe; ja es braucht, um uns davon zu überzeugen, nur einer mit Luft gefüllten und wohl verbundenen Blase.

Die Härte oder Weichheit der Körper, das Maaß ihres Widerstandes gegen Druck und Veränderung der Gestalt scheint von dem Zusammenhange, der ihre Theile gegenseitig anzieht, zu dependiren. Ihr Widerstand gegen Zusammenpressung mag zum Theil derselben Ursache zuzuschreiben seyn, aber ebenfalls dem Verhältnisse des leeren Raums, der zwischen ihren soliden Theilen eingeschaltet ist. Einen Körper, der gar keine leeren Räume in sich enthielt, durchaus mit widerstehender Substanz gefüllt wäre, sind wir geneigt uns als absolut dicht zu denken, als etwas, das jedem Versuche, ihn in engere Grenzen einzudrängen, zu pressen, mit unbezwinglicher Gewalt widerstünde. Wenn eine solide Substanz, ohne aus ihrer Stelle zu gehen, einen andern festen Körper in diese Stelle einließe, so würde sie augenblicklich in unserer Wahrnehmung aufhören Substanz zu seyn, denn sie würde die Eigenschaft verliehren, wodurch sie uns kund wird, die ihr Wesen ausmacht. — Daher der Begriff der Undurchdringlichkeit der Materie, d. h. der Unmöglichkeit, daß zwei solide Substanzen zugleich denselben Raum einnehmen sollten.

Diese Lehre, die so alt als Leucipp, Demokrit, Epikur ist, ward im 17ten Jahrhunderte von Gassendi erneuert, und von Newton und seiner Schule angenommen. Man kann sie als das gangbare, herrschende System ansehen. Es sind von jener Metaphysik, die alles verknüttet und nichts entwirrt, spitzfinnige Einwendungen dagegen gemacht worden, aber immer scheint es die einfachste, deutlichste, faßlichste Lösung der Phänomene, die es erläutert, zu geben. Mag man übrigens über Härte und Weichheit, Flüssigkeit u. s. w. annehmen, welches

System man wolle, die Gewißheit, daß unser Sinn die Körper außer sich, als von seinem Organe unabhängig, fühlt, bleibt unangetastet. Also nichts weiter von physischen Systemen.

Hitze und Kälte, die beinahe von jedem Theile des menschlichen Leibes gefühlt werden, sind insgemein mit Festigkeit u. a. unter den Eigenschaften der tastbaren Objekte aufgereiht worden. Aber alle Sprachen sind dagegen, zu sagen, daß Kälte oder Hitze getastet werde, berühre. Gefühl und Berührung sind nur zuweilen gleichbedeutende Worte, das letzte hat eine ausgedehntere Bedeutung, die innere und äußere Empfindungen begreift. Wir fühlen Hunger, Durst, Freude, Schmerz, Liebe, Haß.

Hitze und Kälte, obgleich oft durch dieselben Organe gefühlt, machen eine eigene Gattung von Empfindungen aus, die von den eigentlichen Objekten des Gefühlsinns, der Berührung ganz verschieden ist. Hitze und Kälte werden in dem Organe, nicht außer demselben gefühlt. Was wir im Sommer im Sonnenscheine, an einem Wintertage im Schatten fühlen, ist offenbar in unserm Körper, drückt nicht von außen auf ihn, weiset uns gar nicht auf ein äußeres Ding hin. Es ist eine Empfindung, die nur in dem fühlenden Organe, oder in dem unbekannten Prinzipe der Wahrnehmung wohnt, welches in jenem Organe, oder vermittelst dessen fühlt. Wenn wir die Hand auf eine Tafel legen, die über die dermalige Temperatur der Hand erhitzt, oder durchkältet ist, so haben wir zwei verschiedene Perzepzionen, die des soliden, widerstehenden Körpers, den wir als außer uns, und von der Hand unabhängig fühlen, und dann die der Wärme oder Kälte, die zwar durch die Berührung der Tafel in unserer

Hand erregt, aber als in der Hand oder dem durch sie fühlenden Prinzipe (Sinne) liegend, empfunden wird.

Obwohl die Empfindungen der Hitze und Kälte uns nicht unmittelbar die Gegenwart eines äußern Objekts zuflüstern, so lernen wir doch aus der Erfahrung, daß sie insgemein von einem solchen erregt werden; bald durch die Temperatur eines äußern Körpers, der mit dem unsrigen in Berührung steht, bald durch einen mehr oder weniger entfernten, wie das Feuer im Zimmer, oder die Sonne in Sommertagen. Durch Häufigkeit, Einförmigkeit der Erfahrung, durch Gewohnheit und Habitus der Gedankenverbindung, die daher entsteht, wird die innere Sensazion und ihre äußere Ursache so vermischt, und in unserm Begriffe vereinbart, daß wir, geneigt, sie für einerlei anzusehen, sie auch mit einerlei Worte bezeichnen. Die Verwirrung liegt jedoch mehr im Worte, als im Gedanken; denn der Begriff des Unterschieds bleibt immer, wenn schon unentwickelt, in der Seele, und nur wenige Aufmerksamkeit ist nöthig, um ihn zu entwikkeln *). Wenn wir mit der Hand über eine sehr heiße oder kalte Platte hinstreichen, so sagen wir zwar, jeder Theil derselben sei heiß, — kalt; aber wir meinen gewiß nicht, daß jeder Theil der Platte Hitze oder Kälte empfinde, sondern nur, daß er fähig sei, eines von beiden Gefühlen in unserm Körper zu erregen. Die Philosophen, welche sich viel Mühe gegeben haben, zu erhärten, die Hitze sei nicht im Feuer, die Kälte nicht im Eise, haben gegen ein Phantom gestritten, wenn sie die Em-

*) In allen mir bekannten Sprachen unterscheidet man auch den Kälte erregenden und Kälte empfindenden Körper, und den Zustand beider durch eigene Worte und Redensarten. Anmerk. d. U.

pfindung der Hitze und Kälte verstanden. Niemand hat je die eine dem Feuer, die andere dem Wasser zugeschrieben. Aber da die gemeine Sprache das Gefühl mit der äußern Kraft, die es erregt, verwechselt, so haben sie den Doppelsinn, vielleicht absichtlos, aufgegriffen, und über ihre Geistesüberlegenheit triumphirt, welche mit unumstößlichen Gründen eine Meinung aufstellte, die den Worten nach den gemeinsten Urtheilen der Menschen widerspricht, aber in der That ganz mit ihnen zusammentrift.

Ueber den Geschmacksinn.

Wenn wir eine feste oder flüssige Substanz schmecken, so haben wir allemal zwei verschiedene Empfindungen: a) die des fremden Körpers, dessen Druck auf das Organ ihn als außer demselben bestehend ankündigt; b) die des Geschmacks, des Kostens, das er im Organe hervorbringt, und welches in dem Gaumen und den Geschmacksorganen nicht als etwas äußeres, von jenen unabhängiges empfunden wird. Hier findet dieselbe Verwirrung der Ausdrücke, wie bei Hitze und Kälte, statt. Denn wenn wir einer Speise einen angenehmen oder widrigen Geschmack in jedem ihrer Theile beilegen, so wollen wir nicht sagen, daß sie in jedem eine Empfindung des Angenehmen oder Widrigen, sondern nur, daß sie in jedem die Kraft habe, dergleichen zu erregen. Diese Zweideutigkeit mißleitet das Urtheil in einem Falle so wenig als in dem andern. Kein Mensch läßt sich einfallen, die Speise, die er genießt, habe selbst ein Gefühl.

Ueber den Geruchsinn.

Jeder Geruch wird in der Nasenhöle empfunden, nicht als Druck oder Widerstand, also nicht als etwas äußeres, vom

Organe unabhängiges, sondern als am Organe allein haftend, oder dem Sinne, der durch das Organ empfindet, anklebend, angehörig. Erfahrung lehrt uns aber, daß diese Empfindung durch äußere Körper, z. B. Blumen erregt, daß die Stärke derselben von des Körpers Nähe, Größe abhängt. Wir sehen ihn als Ursache des Geruchs an — wir benennen die Empfindung und die Kraft, sie zu erregen, mit einerlei Ausdrücken; aber in diesem Falle so wenig, als in den beiden vorigen, mißleitet diese Doppeldeutigkeit unser Urtheil. Und kein Mensch hat je der Blume, dem riechenden Körper selbst die Empfindung des Geruchs zugeschrieben, die er erregt.

Ueber der Gehörsinn.

Jeder Schall wird im Ohre empfunden, nicht als Druck oder Widerstand gegen das Gehörorgan, also nicht als etwas äußeres. Die Affekzion des Ohrs fühlen wir blos im Ohre. Erst Erfahrung belehrt uns, daß diese Empfindung insgemein von entfernten Körpern erregt wird; daß die Entfernung oft größer ist, als die der riechenden Körper; ferner, daß die Empfindung des Schalles im Ohre nach der Entfernung, Richtung und Lage des sie erzeugenden Körpers verschiedene Grade, Modifikazionen erhält. Wir können bestimmen, ob der Schall aus einer großen oder geringern Weite, von der rechten oder linken Seite her, von vorn oder von hinten her komme. Und doch kann der eigentliche Schall, die Empfindung nur im Ohre seyn, ihre Stelle so wenig als das Ohr verändern, sich bewegen. Das Ohr hört nur da, wo es ist, streckt sein Empfindungsvermögen weder vorwärts noch hinterwärts, weder in kleine noch in große

Weiten aus. Wir drücken also durch jene Redensarten nichts weiter als unsere Meinung über die Entfernung, oder über die Lage des schallenden Körpers aus. Wenn wir sagen, der Schall sei in der Glocke, so meinen wir keinesweges, die Glocke empfinde selbst den Schall, sondern nur, sie verursache ihn in unserm Ohre. Die Verwechselung der Ausdrücke veranlaßt auch hier, selbst in dem gemeinsten Kopfe, keine Verwirrung der Gedanken.

Diese vier Arten sekundärer Eigenschaften, oder richtiger, Empfindungen, Hitze und Kälte, Geschmack, Geruch, Gehör, werden nicht als Druck oder Widerstand von außen, sondern als Bestimmungen, Modifikazionen der Organe, nicht als äußere selbstständige Substanzen, nicht einmal als Eigenschaften derselben, unmittelbar empfunden. Sie besitzen keine der Eigenschaften, die wir als unzertrennlich von festen, für sich bestehenden Substanzen, als ihr Wesen ansehen. Wir können sie uns so gar nicht denken. 1) Sie haben keine Ausdehnung, Länge, Breite, Dicke, Höhe, Tiefe. Die Körper, welche diese Empfindungen erregen, können alle diese Dimensionen haben, aber die Empfindungen selbst nicht. Wenn wir von einer Musik-Note sagen, sie sei lang oder kurz, so reden wir von der Zeitlänge, von Dauer. 2) Sie haben keine Figur. Nur die Körper, welche sie in uns hervorbringen, die Räume, in welchen wir sie empfangen, können eine Gestalt, z. B. Rundung haben. 3) Sie sind der Bewegung unfähig. Die Körper, von denen sie erregt werden, können näher oder entfernter seyn, eine verschiedene Lage zu dem Organe annehmen, und dadurch eine verschiedene, stärkere, schwächere Wirkung auf dasselbe hervorbringen. Aber

diese Wirkungen sind keiner Bewegung, also auch keiner Ruhe fähig. Wenn auch die Person, welche die Empfindungen hat, ihre Lage verändert, so sagen wir doch nicht, daß diese Empfindung fortrücke, steige, ihre Lage ändere, u. s. w. Denn sie scheint nur in dem Organe zu existiren, sonst nirgends. 4) Die Empfindungen scheinen auch untheilbar zu seyn. Wir können nicht denken, daß ein Grad von Hitze, Kälte, ein Geschmack, ein Schall — in zwei Hälften, oder in 4 — 8 Theile zerlegt werde.

Inzwischen sind doch drei derselben, Geschmack, Geruch und Schall, die, wenn gleich nicht theilbar, doch einer Zusammensetzung und Zersetzung fähig scheinen. So unterscheidet ein geschickter Koch die verschiedenen Ingredienzien einer Brühe, und vervielfältigt den Geschmack durch Mischungen — ein erfahrner Salbenmacher kann dasselbe in Rücksicht auf Wohlgerüche thun. Und in dem vieltönigsten Koncert unterscheidet ein feines, ein geübtes Ohr jeden Strich einer Geige, jeden einzelnen Ton, der zugleich mit andern angeschlagen wird.

Lernen wir durch Natur oder durch Erfahrung die Einfachheit oder Zusammensetzung der Empfindungen dieser Art unterscheiden? Ich glaube, einzig und allein durch Erfahrung; ich glaube, von Natur werden alle Gerüche, Schälle, Geschmäcke, welche die Organe gleichzeitig affiziren, als einfache unzusammengesetzte Wirkungen empfunden. Ich meine, erst und allein durch Erfahrung lernen wir die Affinitäten und Aehnlichkeiten zwischen der zusammengesetzten Empfindung und den einfachen Sensazionen, woraus jene besteht, kennen, und urtheilen, daß die verschiedenen Ursachen, welche die letztern erregen, in die

Zusammensetzung der Ursache der gemischten eingehen. So viel ist einleuchtend, daß diese Zusammensetzung und Zersetzung ganz von der Vereinigung und Trennung der Theile unterschieden ist, worin das Wesen der Theilbarkeit solider Ausdehnung besteht.

Selbst dieser Zusammensetzung und Zersetzung scheinen die Empfindungen der Wärme und Kälte unfähig. Sie können bald stärker, bald schwächer seyn, d. h. dem Grade nach differiren, nicht der Art nach. Die Empfindungen des Geschmacks, Geruchs, Gehörs, sind oft nicht nur dem Grade, sondern der Art nach verschieden. Es giebt bittern und süßen Geschmack, liebliche und widrige Gerüche, hohe, tiefe, helle und dumpfe Töne. Jede dieser Arten ist zahlloser Abänderungen fähig. Die Kombinazion solcher einfachen Empfindungen, die nicht nur dem Grade, sondern der Art nach differiren, macht die zusammengesetzte Empfindung aus.

Diese vier Klassen können also nicht Qualitäten oder Modifizirungen der äußern, selbstständigen Substanzen, (von denen sie erregt werden) seyn, da sie aller Eigenschaften ermangeln, die solchen Substanzen wesentlich sind. Wir sehen sie nicht also an; wenn auch unsere Ausdrücke doppelsinnig lauten, so sieht doch der unwissendste und ungelehrteste, sobald man sich verständigt, ein, daß diese Empfindungen nicht Eigenschaften, sondern nur Wirkungen der soliden, äußern, selbstständigen Substanzen, auf das lebendige Organ, oder das ihm einwohnende Sinnesvermögen seien.

Die Philosophen haben sie zum Theil nur für mittelbare indirekte Wirkungen der erregenden Körper gehalten. Z. B. in

dem Geschmackssinne drückt der erregende Körper zwar auf Gaumen und Zunge, aber dieser Druck wird nicht für unmittelbare Ursache der Geschmacksempfindung gehalten. Säfte aus dem schmackhaften Körper dringen, so glaubt man, in die Poren des Gaumens ein, und erregen in seinen reizbaren Fibern Bewegungen, Schwingungen, die Geschmacksempfindungen heißen. Wie aber Säfte dergleichen Schwingungen, und wie diese wieder Gefühle hervorbringen, die mit Bewegung doch nicht die allergeringste Verwandschaft haben, selbst der Bewegung unfähig scheinen, das hat noch kein Philosoph zu erklären unternommen, und wird hoffentlich keiner unternehmen.

Die Empfindungen der Hitze und Kälte, des Geruchs, Schalls, werden oft durch Körper erregt, die von dem Organe entfernt, weit entfernt sind. Nun ist es ein altes, feststehendes Axiom: Kein Ding kann da wirken, wo es nicht ist; ein Axiom, welches, däucht mir, unserer menschlichen und gewöhnlichen Denkart ganz zustimmt.

Die Sonne, der Urquell der Wärme und der Helle, ist von uns unermeßlich weit entfernt. Ihre Stralen, die mit unbegreiflicher Schnelligkeit die ungeheuern Zwischenräume durchschießen, führen die Empfindung des Lichts unsern Augen, führen allen empfindlichen Theilen des Körpers die der Wärme zu. Ja sie führen allen uns umgebenden Körpern Wärme, d. h. die Kraft zu, das Gefühl der Wärme zu erregen. (Denn das wollen wir sagen, wenn wir sagen, die Sonnenstralen führen der Luft, der Erde Wärme zu, oder erwärmen sie.) Ein gemeines Feuer verursacht dieselbe Wirkung, aber seine Wirkungssphäre ist beschränkter, (in engere Grenzen eingeschlossen.)

Der riechende Körper, der insgemein von dem Organe des Geruchs entfernt ist, wirkt, wie man annimmt, vermittelst sehr kleiner Theile, Ausflüsse oder Effluvien genannt, die in alle Richtungen ausgespreitet, und durch das Einathmen in die Nasenhöle gezogen, da die Empfindung des Geruchs hervorbringen. Die Kleinheit dieser Partikeln übersteigt alle menschliche Vorstellungskraft. Man schließe wenige Stunden lang einige Grane Bisam in eine goldne Büchse. Man nehme den Moschus dann heraus, und reinige die Büchse mit Seife und Lauge so sorgfältig als möglich. Nichts kann in ihr zurückgeblieben sein als solche Effluvien, die die innern Poren derselben durchdrungen und sich dem Ausbrühen entzogen haben. Die subtilste Wage wird im Gewicht keinen Unterschied zwischen der leeren, ungefüllten, und der so geleerten und gereinigten Büchse angeben. Und doch wird sie noch viele Jahre lang nach Moschus riechen, also Effluvien ausströmen, die sich ins Unendliche theilen, immer andere Ausflüsse in einem so langen Zeitraume ausduften.

Die Empfindung des Schalls wird häufig in weit größern Entfernungen von dem schallenden, als die des Geruchs von dem riechenden Körper erhalten. Die Schwingungen des schallenden Körpers, so nimmt man an, bringen analoge Schwingungen und Schütterungen in dem ihn umgebenden Luftkreise hervor, welche in allen Richtungen fortgepflanzt das Ohr erreichen, und da die entsprechende Empfindung erregen. Wenig Lehrsätze der Physik sind auf so wahrscheinliche Gründe gebaut, als dieser. Schon das Experiment mit einer Glocke, die im luftleeren Raume keinen merklichen Schall bewirkt, kann ihn

mehr als wahrscheinlich machen. Er wird noch mehr durch Neutons Berechnungen bestätigt, woraus sich ergiebt, daß die Geschwindigkeit des Schalls, d. h. die Zeit, die zwischen dem Anfange der Wirkung des schallenden Körpers und dem Anfange der Sensazion im Ohre verfließt, ganz der Schnelligkeit entspricht, womit die Stöße und Schwingungen einer elastischen Flüssigkeit, von der Dichte der Luft, sich fortpflanzen müssen. Franklins Einwendungen dagegen scheinen mir unerheblich.

Das sind die vermittelnden Ursachen, woraus philosophische Naturforscher den Zusammenhang der Empfindungen in unsern Organen mit den entfernten Körpern, die sie erregen, erklärt haben. Wie aber äußere Schwingungen in dem Organe Empfindungen erregen, die mit Schwingungen und Bewegungen nicht die entfernteste Aehnlichkeit haben, das hat noch kein Philosoph zu erklären versucht.

Ueber den Gesichtssinn.

Dr. Berkley hat in seiner neuen Theorie des Sehens, einem Meisterstücke philosophischer Analyse, die Natur der sichtbaren Objekte so trefflich erläutert, ihre Unähnlichkeit und ihren Zusammenhang mit den Objekten des Gefühls so scharf zergliedert, daß ich dem von ihm gesagten kaum etwas hinzufügen, nur versuchen kann, manches solchen Lesern, die sein Buch zu studiren keine Gelegenheit hatten, verständlicher zu machen. Was ich sage, ist, wo nicht von ihm entlehnt, doch durch seine Bemerkungen veranlaßt.

Daß die sichtbaren Dinge nicht als Druck oder Widerstand gegen das Auge empfunden werden, ist einleuchtend. Sie kön-

nen also ihre Aeußerlichkeit, ihre Selbstständigkeit nicht so, wie Gegenstände des Gefühls, ankündigen.

Wir sind inzwischen geneigt uns einzubilden, daß wir Dinge in einer Entfernung von uns sehen, daß folglich ihr Daseyn außer uns schon durch das Gesicht gegeben sei. Betrachten wir aber, daß der Abstand des Objekts vom Auge eine auf das Auge gezogene Linie ist, daß diese Linie ihm nur als Punkt erscheinen kann; so bemerken wir bald, daß Entfernung vom Auge kein unmittelbares Objekt des Sehens sey, daß alle sichtbare Dinge als an das Auge geheftet, oder, wie alle Empfindungen, als in dem Auge bestehend wahrgenommen werden könuen. Wer nur den flächsten Anstrich von optischen Kenntnissen hat, weiß, daß die sichtbaren Objekte auf dem Grunde des Auges, auf der sogenannten Netzhaut abgebildet werden, ganz so wie in einer Camera obscura; und der Sinn, dessen Werkzeug das Auge ist, empfindet sie wahrscheinlich blos auf diesem Theile des Organs und sonst nirgends. Darüber sind alle Optiker, alle denkende Beobachter einig. Wie jedoch das Gesicht lernen könne über Entfernungen zu urtheilen, das hat man auf mancherlei Wegen zu erklären versucht. Ich kann mich hier bei den verschiednen optischen Systemen nicht aufhalten.

Die Objekte des Gefühls sind Solidität, und die ihr nach unserer Denkungsart wesentlichen Modifikazionen, Ausdehnung, Figur, Theilbarkeit, Beweglichkeit.

Die Objekte des Sehens sind Farben, und das, was wir als wesentliche, unzertrennliche Modifikazionen der Farben ansehen, Ausdehnung, Figur, Theilbarkeit, Beweglichkeit. Das gefärbte Ding muß einen Umfang haben, muß einen bemerk-

baren Theil der Fläche, die vor uns erscheint, einnehmen. Es muß eine Figur, d. h. Grenzen haben, die seine Dimensionen bezeichnen. Jeder bemerkbare Theil der gefärbten Ausdehnung muß als theilbar, jeder als fähig gedacht werden, seine Lage und Verhältnisse gegen andere Theile zu verändern.

Farbe hat mit Solidität keine Verwandschaft. Ein Blindgeborner oder frühzeitig Erblindeter kann keinen Begriff von Farbe haben. Das Gefühl muß ihm aushelfen. Ich habe von Personen gehört, die im männlichen Alter das Gesicht verloren und gelernt hatten, durch das bloße Gefühl die verschiedenen Farben der Tücher oder seidenen Zeuge, woran sie zufälligerweise Antheil haben sollten, zu unterscheiden. Vermuthlich hängen die Kräfte, wodurch Körper im Gesichtsorgane die Empfindung der Farbe erregen, ab von Unterschieden in der Natur, Gestaltung, Anordnung der Theile, woraus ihre Oberflächen bestehen. Nun kann derselbe Unterschied auch einem sehr feinen, delikaten Gefühle so weit bemerkbar werden, daß eine Person dadurch gewissermaßen, obwohl unvollkommen, gefärbte Flächen unterscheiden kann, voraus wenn sie bei der Sache interessirt ist. Selbst ein Blindgeborner kann lernen ähnliche Unterscheidungen zu machen. Aber wenn er gleich die verschiedenen Farben, die von den Flächen zurückgeworfen werden, zu nennen, sich einen unvollkommenen Begriff von den entfernten Ursachen der Empfindung zu machen im Stande ist, so kann er doch gewiß von der Empfindung selbst so wenig einen Begriff haben, als der Blinde, der, wie Locke erzählt, die scharlachrothe Farbe mit dem Trompetenschalle verglich. So mag ein Taubgeborner wohl lernen, Worte zu artikuliren, d. h. die Sprach-

organe so zu formen, bewegen, gestalten, daß jeder Buchstabe, jede Sylbe ausgetönt wird. Aber wenn er auch dunkle Vorstellungen von den entfernten Ursachen der Laute, die er hervorbringt, und der Empfindungen, die er in Andern dadurch erregt, hat, so hat er gewiß keine von den Lauten, von den Empfindungen selber.

Wäre es möglich, daß ein Mensch ohne den Gefühlsinn geboren würde, so könnte ihm das Gesicht nie einen Begriff von Außenheit, von Widerstande, von Solidität beibringen. Aber es scheint, nie sei ein Mensch, ja nicht einmal ein Thier ohne Gefühl geboren worden, welches vom thierischen Leben unzertrennlich ist. Es ist daher überflüßig, eine Vermuthung über die wahrscheinlichen Wirkungen einer Beraubung, die mir unmöglich scheint, hinzuwerfen. Das Auge, von einer äußern festen Substanz gedrückt, fühlt ohnstreitig Druck, Widerstand, und führt uns, wie jeder fühlende Theil, den Begriff eines äussern, unabhängigen Daseyns zu. Aber hier wirkt das Auge als Gefühlsorgan, nicht als Werkzeug des Sehens. Ausdehnung, Figur, Theilbarkeit, Beweglichkeit der Farben haben zwar eine gewisse Korrespondenz und Verknüpfung mit den gleichnamigen Eigenschaften fester Körper, werden auch daher mit einerlei Namen benannt, sind aber in der That ganz unähnlich. Denn so wenig sich Farbe und Solidität gleichen, so wenig ihre Modifikazionen. Dr. Berkley bemerkt sehr richtig, daß wir uns zwar eine farbige oder eine solide Linie als in unbestimmte Weiten verlängert vorstellen, aber nicht eine an die andere angehängt denken können. Selbst die Einbildungskraft vermag nicht ein Objekt des Fühlens in ein Objekt des

Sehens verlängert vorzustellen. Beiderlei Objekte bilden 2 verschiedene Welten, die, ohnerachtet der Korrespondenz, in welcher sie gegen einander stehen, doch nicht die mindeste Aehnlichkeit haben. Die berührbare Welt hat, bis in ihre kleinsten Theile, drei Dimensionen, Länge, Breite, Tiefe. Die sichtbare hat deren nur zwo, Länge und Breite. Wir sehen nur Linien, Flächen, die durch Schatten und Farbenspiel uns (wie Gemälde es thun) berührbare, farbenlose, folglich den Schatten und Farbenkombinazionen durchaus unähnliche Objekte vorstellen, abbilden. Schatten und Farbenspiel bilden uns die berührbaren Dinge in verschiedenen Entfernungen vor, gewissen Regeln der Perspektiv gemäß. Wie wir diese Regeln lernen, ob durch einen besondern Instinkt, ob durch Abstrakzion und Erfahrung, die zum bewußtlosen Habitus werden, ist wohl nicht leicht auszumachen.

Die Deutlichkeit, Präzision und Genauigkeit, womit diese Perspektive uns über die Entfernung berührbarer Dinge urtheilen lehrt, sind größer oder kleiner, nach Maaßgabe ihrer Wichtigkeit, des Interesses, welches sie für uns haben. Z. B. wir unterscheiden die Entfernungen der Tische und Stühle unsers Zimmers mit der schärfsten Genauigkeit, und es ist allemal Mangel der Achtsamkeit und nicht des Gesichts, wenn wir bei hellem Tage darüber stolpern. Diese Präzision ist für uns von der äußersten Wichtigkeit und macht den großen Vorzug des sehenden Menschen vor dem blinden aus. Mit der wachsenden Entfernung nimmt diese Bestimmtheit des Urtheils ab, und wir sind oft ungewiß, welches von 2, 3, 4 Objekten, die in der mäßigen Entfernung einiger Meilen von uns liegen, uns das nächste

sei. Selten liegt uns viel daran, die relative Lage der berühr-baren Objekte in dieser Entfernung genau zu bestimmen. Bei sehr großen Weiten, wie die Abstände der Fixsterne, wird unser Urtheil ganz ungewiß, und die Perspektiv versagt uns jeden Dienst. Auch ist die genaueste Kenntniß der relativen Lage solcher Körper für uns blos Gegenstand einer fruchtlosen Neugier.

Die Entfernungen, in welchen Menschen, vermittelst des Gesichts, über die Lage der berührbaren Objekte, welche die sichtbaren darstellen, mit einiger Präzision zu urtheilen vermögen, sind sehr verschieden: der Unterschied mag bisweilen von ursprünglicher Bildung der Augen herrühren, aber oft kommt er von Gewohnheiten her, welche ihre Beschäftigungen sie annehmen lassen. Gelehrte, die meistens in ihr Studierzimmer gebannt, selten Veranlassung haben, in große Weiten hinauszuschauen, sind insgemein kurzsichtig. Seeleute sind es selten; solche besonders, die große Reisen gemacht haben, wo sie oft kein Land sahen, und immer nach dem Horizonte blickten, um etwa ein Schiff, eine Küste zu gewahren, sehen unglaublich weit. Der Schiffer bemerkt auf der weiten See nicht nur die Erscheinung eines dem Landbewohner ganz unsichtbaren Schiffs, er giebt sogar die Zahl der Masten, die Richtung des Laufs, die Stellung des Segelwerks an. Ist ihm das Schiff bekannt, so hat er oft seinen Namen schon genannt, bevor der Landmann nur seine erste Erscheinung inne wird.

Sichtbare Gegenstände, Farbe, und alle ihre Modifikazionen sind an sich bloße Schatten, oder Gemälde, die vor dem Gesichtsorgane vorüber zu schweben scheinen. An sich, und außer ihrem Nexus mit berührbaren Dingen, die sie abbilden, sind

sie für uns gleichgültig, unwichtig, so unschädlich, als unnützlich. Selbst wenn wir sie sehen, denken wir selten an sie. Wenn unsere Blicke auf sie geheftet sind, beschäftigt sich die Aufmerksamkeit großentheils nur mit den fühlbaren Dingen, die sie vorstellen.

Diese Verrückung der Aufmerksamkeit macht, daß wir sichtbaren Dingen eine Größe zuschreiben, die nur den berührbaren zukommt. Wenn man das eine Auge schließt, und vor das andere einen gläsernen Cirkel von flachem Glase, der nur ½ Zoll im Durchmesser hat, hält, so kann man die entferntesten Aussichten durch diesen Kreis umfassen, Ebenen, Wälder, Meerbusen, ferne Gebirge. Ihr seid geneigt euch einzubilden, das euch vorgestellte Landschaftsgemälde sei von unermeßlichem Umfange. Die berührbaren Gegenstände, die es abbildet, sind es unstreitig. Aber das sichtbare Gemälde derselben ist nicht größer, als der kleine Kreis, durch welchen ihr seht. Und könntet ihr im währenden Sehen eine Hand, einen Pinsel ersinnen, die fein genug wären, um zwischen dem Glase und eurem Auge zu zeichnen, so könnten sie die Umrisse der Ebenen, Wälder, Seen, Gebirge, Meerbusen, in den vollkommnen Dimensionen, wie sie das Auge sieht, auf das kleine Glas hinmahlen.

Jedes sichtbare Ding, welches dem Auge ein anderes sichtbares Ding verdeckt, muß wenigstens eben so groß, breit, als dieses erscheinen, muß einen gleichen Theil der sichtbaren Fläche einnehmen, die gerade dem Auge vorschwebte. Die Optik lehrt uns, daß alle Dinge, die unter gleich großen Winkeln gesehen werden, dem Auge gleich groß erscheinen müssen. Das Ding, was dem Auge ein anderes verbirgt, muß wenigstens unter

einem eben so großen Winkel gesehen werden, als jenes. Wenn ich meinen Finger vor das Auge halte, so bedeckt es den größern Theil des sichtbaren Zimmers, worin ich sitze, er müßte also so groß als dieser Raum erscheinen; allein von der Erfahrung belehrt, daß der tastbare Finger ein sehr geringes Verhältniß gegen die Weite des berührbaren Zimmers hat, bilde ich mir ein, der sichtbare Finger stehe in demselben Verhältnisse zu dem sichtbaren Zimmer. Mein Urtheil berichtigt das Augenmaaß, und reduzirt das große sichtbare Objekt, von welchem das kleine fühlbare dargestellt wird, unter seine sichtbaren Dimensionen, und, umgekehrt, vergrößert es das andere kleine sichtbare, welches ein großes fühlbares Objekt darstellt. Meine Aufmerksamkeit, ganz mit dem berührbaren, vorgestellten, und nicht mit dem sichtbaren, vorstellenden Objekte beschäftigt, erlaubt der sorglosen Phantasie, dem letztern eine Größe und Proportionen anzudichten, die nicht ihm, sondern dem erstern gehören.

Aus dem Lehrsatze der Optik, daß ein Objekt, wodurch ein anderes dem Auge verdeckt wird, wenigstens gleich groß erscheinen muß, folgt ein andrer, daß die Sphäre unseres Gesichts immer von gleichem Umfange ist, und daß, wenn wir die Hand so vor die Augen halten, daß wir nur das Innere derselben sehen, wir doch gerade so viel sichtbare Punkte erblicken, als wenn wir den größten Horizont überschauen.

Ein junger Mensch, der mit dem Staare auf beiden Augen geboren war, wurde 1728 von Herrn Cheselden so operirt, daß er zuerst deutlich sehen konnte. „Anfangs, sagt der Operator, dachte er sich die Dinge, welche er sah, äußerst groß, da er aber größere Dinge sah, so dachte er sich die erstern kleiner, immer

unfähig, noch einige Linien jenseits der Grenzen, die er sah, hinzuzudenken; das Zimmer, worin er war, wußte er, sei nur ein Theil des Hauses, aber daß das Haus größer aussehen sollte, als das Zimmer, konnte er gar nicht begreifen.“ Es war unvermeidlich, daß er anfangs denken mußte, kein sichtbares Objekt sei größer, könne dem Auge mehr sichtbare Punkte darbieten, die Sphäre des Organs stärker ausfüllen, als sein engster Gesichtskreis. Wurde dieser Kreis erweitert, so konnte er immer nicht begreifen, daß die sichtbaren Gegenstände, die er befaßte, größer als die vorhergesehenen seyn sollten. Er ward vermuthlich während der Zeit an den Zusammenhang zwischen berührbaren und sichtbaren Objekten gewöhnt, und in Stand gesetzt, zu begreifen, dasjenige sichtbare Objekt sei klein, welches ein kleines berührbares darstellte, und umgekehrt. Die großen Dinge erschienen seinem Gesichte nicht größer, als vorher die kleinern, welche, wie sie, seinen ganzen Gesichtskreis ausgefüllt, und ihm möglichst groß geschienen hatten; aber da er nun wußte, daß sie kleinere tastbare Objekte vorstellten, so erschienen sie seiner Vorstellung kleiner. Er hatte angefangen, mehr auf die vorgestellten fühlbaren, als auf die vorstellenden Objekte zu achten, und fieng also an, den letztern die Proporzionen der erstern zuzuschreiben.

Aus demselben Grunde schreiben wir sichtbaren Gegenständen eine Beharrlichkeit der Erscheinung zu, die sie nicht haben können, die nur von ihrer Verknüpfung mit Gegenständen des Fühlens abgeleitet ist. Z. B. ich bilde mir ein, der Stuhl, der am Ende des Zimmers steht, erscheine mir eben so groß, als da er neben mir dicht stand, und von mir

wenigstens unter einem viermal größern Winkel gesehen wurde, als jetzt, wo er also wenigstens sechzehnmal mehr Raum von der mir vorliegenden sichtbaren Fläche einnehmen mußte. Da ich aber weiß, daß die Größe des berührbaren Stuhls (mein Hauptaugenmerk) immer einerlei bleibt, so schreibe ich dem sichtbaren Stuhle, der ihn vorstellt, ob er gleich auf ein Sechzehntheil seiner vorigen Größe reduzirt ist, eine Beständigkeit der Ansicht zu, welche nicht ihm, sondern nur dem von ihm vorgestellten zukommt. Die Größe des sichtbaren Objekts nimmt ab und zu, stufenweise ab und zu, wie wir uns dem berührbaren nähern, oder davon entfernen. Wir sehen also, genau zu sprechen, nicht dasselbe Objekt, sondern eine Reihe sichtbarer Dinge, die sich zwar ähnlich, aber immer verschieden sind. Aber überzeugt, daß das berührbare Objekt, welches sie abbilden, immer dasselbe bleibt, schreiben wir ihnen eine Einerleiheit zu, die nur diesen zukommt, und wähnen in einer Entfernung von einer Meile und einer Klafter denselben Baum zu sehen, ohnerachtet er selbst dem Gesicht in der ersten ganz anders erscheint, als in der zweiten.

Es ist oft gesagt worden, und in der That nicht so übertrieben, als es klingt, daß niemand je dasselbe Objekt zweimal sah. Ob ich gleich geneigt bin mir einzubilden, daß alle Geräthschaften meines Zimmers meinen Augen immer einerlei erscheinen, so wechselt doch ihr Anblick unaufhörlich, nicht nur zufolge jeder Veränderung ihrer Lage gegen den Ort, wo ich sitze, sondern zufolge der mindesten Bewegung meines Kopfs, meiner Augen. Jede Bewegung ist Veränderung der äußern Verhältnisse. Die Perspektive wechselt unablässig mit jeder

dieser Veränderungen, und mit ihr die Ansicht der Objekte. Was für Mühe und Noth hat ein Maler, um die Person, die ihm sitzt, gerade in der Ansicht, der Lage zu erhalten, zu fassen, von der der erste Umriß abgezeichnet war. Selten ist er mit der Lage des Gesichts, die ihm dargestellt wird, ganz zufrieden, findet sie selten einerlei mit der, die er skizzirt hatte. Er sucht, so gut er kann, den Unterschied durch Gedächtniß, Phantasie und Annäherungstalent zu ersetzen, und ringt, so genau als möglich den gewöhnlichen Effekt des Blicks, der Mine, der Stellung, des Charakters der zu malenden Person auszudrücken. Selbst der Maler, der eine unbewegliche Statüe abzeichnet, fühlt dieselbe Schwierigkeit, nur in einem mindern Grade. Sie rührt von der Schwierigkeit her, sein eigenes Auge gerade immer in derselben Lage gegen die Statüe zu erhalten. Hier ist die Ursache der veränderten Ansicht nur einseitig, bei dem Malen einer lebenden Person mehr als verdoppelt, je nachdem der Maler und die zu malende Person zugleich, oder nicht zugleich ihre Lage verändern.

Die wohlthätige Absicht der Natur bei Verleihung des Gesichtssinnes war offenbar, uns über die Lage und Entfernungen der uns umringenden tastbaren Objekte zu belehren. Von dieser Kenntniß hängt das ganze äußere Verhalten des Menschen in den kleinfügigsten, wie in den erheblichsten Handlungen des Lebens, die Bewegung eines jeden Thieres ab. Ohne sie könnten wir nicht mit Sicherheit gehen — stehen — sitzen. Die sichtbaren Dinge, sagt Berkley schön, geben eine Art von Sprache ab, die der Urheber der Natur zu uns spricht, zu unsern Augen spricht, wodurch er uns von wichtigen Dingen belehrt. So wie

Worte und Laute an sich keine Verwandschaft mit den Dingen tragen, die sie bezeichnen, so haben die sichtbaren Objekte keine Aehnlichkeit mit den berührbaren, von deren Lage gegen einander sowohl als gegen uns sie uns unterrichten.

Er gesteht jedoch ein, daß, wenn von Natur vielleicht kein Wort geschickter ist, einen Gedanken auszudrücken, als einen andern, doch gewisse sichtbare Objekte an sich tauglicher sind als andere, gewisse berührbare Objekte vorzustellen. Ein sichtbares Viereck z. B. ist geschickter, als ein sichtbarer Cirkel, ein tastbares Viereck vorzustellen. Streng genommen, giebt es freilich kein sichtbares Viereck, keine sichtbare Kugel, weil alles Sichtbare uns natürlich als Fläche erscheint. Aber es giebt Kombinazionen von Farben, welche geeignet sind, dem Auge die nahen und fernern, vorspringenden und zurückweichenden Linien, Winkel, Flächen, der tastbaren Kugel, oder aber des berührbaren Vierecks darzustellen. Die Kombinazion, welche jene (die Kugel) vorstellt, ist untauglich dieses abzubilden, und umgekehrt. Es sei also, daß keine wahre Aehnlichkeit zwischen sichtbaren und tastbaren Objekten statt findet, genug, es ist zwischen ihnen eine Korrespondenz, welche jedes sichtbare Ding fähiger macht, besser ein fühlbares zu repräsentiren als ein anderes. Aber die meisten Worte haben keine Verwandschaft, nicht die mindeste Korrespondenz mit den Gedanken und Vorstellungen, die sie ausdrücken; und hätte es die Gewohnheit so angeordnet, so möchten sie eben so schicklich ganz andere Gedanken, Begriffe bezeichnen, als sie thun.

Dr. Berkley bemerkt, daß zwar Buchstaben keine Aehnlichkeit mit den Worten haben, welche sie bezeichnen, aber er

meint und sucht zu beweisen, daß dieselbe Kombinazion von Buchstaben nicht immer tauglich sein würde, ein anderes Wort vorzustellen, als sie vorstellt, daß jedes Wort am schicklichsten durch die ihm eigenthümliche Kombinazion von Buchstaben vorgestellt wird. Aber die Vergleichung ist ganz verändert, ganz heterogen. Erst wurde der Nexus zwischen tastbaren und sichtbaren Objekten erläutert durch den Zusammenhang zwischen gesprochenen Worten und den Begriffen, die sie uns zuführen; jetzt wird er durch die Verknüpfung zwischen geschriebenen und ausgesprochenen Worten erläutert, die von ganz verschiedener Art ist. Diese zweite Erläuterung paßt nicht einmal vollkommen auf den Fall. Wenn Gewohnheit die Funkzion und Bedeutsamkeit jedes Buchstabens völlig vergewissert, wenn sie z. B. festgesetzt hat, daß der erste Buchstabe des Alphabets immer gerade diesen Schall, der zweite einen andern Laut vorstelle; so wird freilich jedes Wort schicklicher durch eine gewisse Kombinazion geschriebener Charaktere repräsentirt, als durch eine andere. Aber die Schriftzeichen selbst bleiben doch willkührlich, haben nicht die mindeste Verwandschaft mit den artikulirten Lauten, welche sie bezeichnen. Das Schriftzeichen A möchte, wenn die Gewohnheit es so gefügt hätte, wohl eben so schicklich das B, und dieses das A vorstellen, d. h. den Schall, den wir mit einem und dem andern verbinden. Aber die sichtbaren Zeichen, welche unsern Augen die tastbare Kugel vorstellen, würden nicht so geschickt das tastbare Viereck repräsentiren, und umgekehrt. Es ist also augenscheinlich eine Verwandschaft zwischen jedem sichtbaren Dinge und dem tastbaren Körper, den es vorstellt, die weit inniger ist, als welche zwischen geschrie-

benen und gesprochenen Worten, oder zwischen den letzten, und den dadurch zugeführten Begriffen statt findet. Die Sprache, welche die Natur zu unsern Augen spricht, hat offenbar eine Vorstellkraft, eine Bedeutsamkeit, wodurch sie alle durch menschliche Kunst und Genie erfundenen Sprachen weit hinter sich hält.

Daß inzwischen diese Affinität zwischen sichtbaren und tastbaren Objekten allein, und ohne Beistand der Erfahrung und Beobachtung uns nie, durch alle Anstrengungen der Vernunft, belehren könnte, mit Bestimmtheit das vom sichtbaren Dinge vorgestellte tastbare zu errathen, das ergiebt sich nicht nur aus dem bisher Gesagten hinlänglich, sondern noch deutlicher aus Herrn Cheseldens Bemerkungen über den jungen Mann, dem er den Staar gestochen hatte. „Wir nennen zwar „den jungen Mann blind,“ sagt er, „wie alle Personen, die „mit den reifem Staar behaftet sind: aber sie sind es nie „in dem Grade, daß sie nicht Tag von Nacht unterscheiden „sollten; nur können sie keine Gestalt wahrnehmen, indem das „Licht schief durch die wässerige Feuchtigkeit oder die vordere „Fläche der Crystallinse einfällt, also die Stralen nicht in einen „Fokus auf der Netzhaut vereinigt werden können. Sie können „also nicht mehr unterscheiden, als ein gesundes Auge durch „gebrochene Gallerte, oder Glasfluß; wo die Mannichfaltigkeit „der Flächen das Licht so bricht, daß die Stralenbündel vom „Auge nicht in die gehörigen Brennpunkte zusammengefaßt wer„den können; also nur Farben, nicht Gestalten unterschieden „werden. So ging es unserm Pazienten; er kannte die Farben „abgesondert bei einem hellen Lichte, als er sie aber nach der

„Operazion sah, so waren die bleichen, matten Vorstellungen, „die er davon hatte, nicht hinreichend, sie ihn wieder erkennen „zu lassen, er dachte also nicht, daß es dieselben waren, die er „vorher unter denselben Namen gekannt hatte.“ Der junge Mann hatte also vor dem Stockblinden, der das Gesicht wieder erhalten hat, etwas voraus. Er besaß unvollkommene Begriffe von dem Unterschiede der Farben; er mußte wissen, daß diese Farben einen gewissen Nexus mit den tastbaren Gegenständen, die er zu erfühlen gewohnt war, hatten. Wäre er aus völliger Blindheit ans Licht getreten, so hätte er diesen Zusammenhang erst durch einen langen Kursus von Erfahrung und Beobachtung erlernen müssen. Wie wenig ihm dieser Vorsprung half, ersehen wir aus den angeführten Stellen der Erzählung Dr. Cheseldens, und noch mehr aus den folgenden.

„Als er erst zu sehen anfing, war er so weit entfernt, ein „Urtheil über Entfernungen zu fällen, daß er glaubte, alle Objekte berührten seine Augen, so wie das, was er fühlte, seine „Haut berührte; am angenehmsten waren ihm die glättesten, „regelmäßigsten, ob er gleich von ihrer Gestalt nicht zu urtheilen, noch zu errathen vermochte, was ihm denn daran gefiel. „Er kannte keine Gestalt und Figur, unterschied kein Ding von „dem andern an Größe und Form; wenn er aber hörte, was „die Dinge waren, deren Form er vorher ertastet hatte, so „beobachtete er sie sorgfältig, um sie einmal wieder zu erkennen. „Aber die Menge der zu lernenden Gegenstände überwältigte „sein Gedächtniß — er lernte, wie er sagte, und vergaß tausend „Dinge in einem Tage. Ich erzähle nur einen unerheblichen „Umstand. Da er oft vergessen hatte, welches die Katze und

„welches der Hund sei, und sich zu fragen schämte, so fing er „die Katze, die er durchs Gefühl kannte, betrachtete sie steif, „setzte sie dann nieder und sagte: Geh, Miez, ein andermal „werde ich dich kennen.“

Wenn der junge Mensch sagte, die Gegenstände, die er sah, berührten seine Augen, so meinte er gewiß keinen äußern Druck, oder Widerstand. Er wollte nur sagen, sie wären an seinen Augen haftend, geheftet, richtiger, sie wären in seinen Augen. Ein Tauber, der auf einmal zum Gehör gelangte, würde vielleicht eben so natürlich sagen, der Schall berühre sein Ohr, er fühle ihn als am Ohre haftend, richtiger, in dem Ohre. Herr Cheselden fügt noch hinzu: „Wir glaubten, er wisse bald, was „Gemälde, die man ihm zeigte, vorstellen sollten, aber bald „wurden wir unsern Irrthum gewahr; denn etwa zwei Monate „nach der Operazion entdeckte er auf einmal, daß sie solide „Körper vorstellten; er hatte sie bisher für theilweise gefärbte „Flächen angesehen; und selbst da war er nicht wenig verwundert, als er fand, daß die Theile, die durch Licht und Schatten „rund und eckigt erschienen, sich flach, wie die übrigen, und „nicht wie Dinge, welche sie vorstellten, anfühlten. Welcher „Sinn lügt, fragte er, das Gesicht oder das Gefühl?“

Die Malerei sucht zwar durch Licht und Schatten, wie die Natur, wenn sie dem Auge sichtbare Objekte vorstellt, dieselben Dinge nachzubilden; aber nie war sie im Stande, die Perspektiv der Natur zu erreichen, ihren Produkten die Stärke und Schärfe der Erhabenheit und des Vorragens zu geben, welche die Natur ihnen verleiht. Als der junge Mann anfing, die deutliche Perspektiv der Natur zu verstehen, so machte die bleiche,

matte Perspektiv der Malerei auf ihn wenig Eindruck; und er hielt ihr Werk für das, was es ist, eine mit Farben beschmierte Fläche. Dieses Zurückbleiben der Malerei hinter der Natur, mit welcher er nun vertrauter war, hinderte ihn, die Aehnlichkeit zwischen beiden zu entdecken. In der natürlichen Perspektive hatte er immer genaue Korrespondenz zwischen den Lagen, — Entfernungen der sichtbaren vorstellenden Objekte mit den fühlbaren vorgestellten wahrgenommen. Diese fand er in der malerischen nicht, wie er doch erwartet hatte, und die getäuschte Erwartung fiel ihm auf.

„Ein Jahr nach wieder erhaltenem Gesichte," fährt Herr Cheselden fort, „wurde er nach Epsondowns gebracht, und „da er eine weite Aussicht erblickte, war er darüber fast ent„zückt und nannte sie eine neue Art des Sehens." Nun war er augenscheinlich so weit, daß er die Sprache des Gesichts verstand. Die sichtbaren Objekte, welche ihm die weite Aussicht bot, schienen nicht mehr sein Auge zu berühren. Sie erschienen ihm nicht mehr von gleicher Größe mit den kleinen Dingen, an die er kurz nach der Operazion in einer engen Stube gewöhnt war. Sie nahmen auf einmal die Größe und Entfernung der berührbaren Objekte, die sie vorstellten, an. Nun war er also der Gesichtssprache mächtig, hatte sie in einem Jahre erlernt, einem Zeitraume, in welchem nicht leicht ein Erwachsener eine fremde Sprache vollkommen begreift. Schon in den ersten zwei Monaten schien er große Fortschritte gemacht zu haben. Er verstand doch schon in dieser frühen Periode die Perspektiv der Malerei; und ob er sie gleich anfänglich nicht von der genauern Perspektive der Natur unterscheiden konnte,

so hätte ihn doch eine so unvollkommene Nachahmung nicht getäuscht, wenn die Prinzipien des Sehens nicht vorher tief in seine Seele geprägt gewesen wären, wenn Ideenverknüpfung, oder ein anderes unbekanntes Prinzip ihn nicht bestimmte, gewisse tastbare Objekte zufolge der ihm vorgestellten sichtbaren zu erwarten. Ueber diese schnellen Fortschritte kann die schon erwähnte Darstellungsfähigkeit sichtbarer Objekte hinlängliche Auskunft geben. In dieser Natursprache, so zu sagen, sind die Analogien vollkommner, die Etymologien, Deklinazionen, Konjugazionen regelmäßiger, als in menschlichen Sprachen. Ihre Grammatik hat wenige Regeln, und diese Regeln leiden keine Ausnahmen.

Aber gesetzt, unser Subjekt habe erst auf dem langsamen Wege der Beobachtung und Erfahrung eine Kenntniß des Zusammenhangs zwischen sichtbaren und fühlbaren Objekten erlangt, so können wir daraus keinesweges den sichern Schluß ziehen, daß Kinder nicht eine instinktmäßige Perzepzion derselben Art haben. Dieser Instinkt mag in ihm, wo er nicht zu der gehörigen Zeit sich äußern konnte, wohl stufenweise durch Nichtgebrauch verfallen, und zuletzt ganz verwischt worden seyn. Vielleicht auch, daß einige schwache, unbemerkte Ueberreste desselben ihm die Erlangung einer Kenntniß erleichtert haben, die er ohnedem viel schwerer erreicht haben würde.

So viel scheint offenbar, daß vor aller möglichen Erfahrung die meisten neugebohrnen Thiere einen Instinkt dieser Art besitzen. Die Henne nährt nie ihre Jungen so, daß sie ihnen das Futter in den Schnabel steckt, wie die Drossel und der Hänfling. So bald ihre Küchlein ausgekrochen sind, führt

sie solche auf die Weide, wo sie gemächlich umherwandeln, und die deutlichste Vorstellung von allen sie umgebenden berührbaren Dingen zu haben scheinen. Sie verstehen die Gesichtssprache so gut, wenn sie eben ans Licht getreten sind, als späterhin, und laufen oft in gerader Linie mehrere Klaftern weit, um einige Körner aufzupicken, welche die Mutter ihnen anweist. Dieselbe frühe Richtigkeit des Augenmaaßes findet man bei jungen Rebhühnern und Haselhühnern. Die erstern laufen, sobald sie aus dem Ey geschlüpft sind, durch hohes Gras und Getraide, die andern durch Heide und Dickicht, und verletzen sich nie, welches unvermeidlich wäre, wenn sie nicht die schärfste, bestimmteste Vorstellung von den tastbaren Objekten hätten, die sie umringen und von allen Seiten beengen. Dies ist der Fall mit Gänsen, Enten, und, so weit meine Beobachtung reicht, mit den meisten Vögeln, die auf platter Erde nisten, mit den meisten, die Linnäus unter das Geschlecht der Hühner, der Gänse und der Rallen (der langschenkelichen und watenden Sumpfvögel,) zählt.

Die Jungen der Vögel, die ihre Nester auf Bäumen, Sträuchern, in den Höhlen und Spalten hoher Mauern, auf Felsen und Klippen und jähen Abhängen bauen, der meisten Arten, die Linné unter den Gattungen der Falken, der Elstern, der Sperlinge begreift, scheinen blind aus dem Ey zu kriechen, und es einige Tage zu bleiben. Die vereinte Sorgfalt beider Eltern nährt sie, bis sie fliegen können. Sobald diese Periode eintritt, und wahrscheinlich eine ziemliche Zeit vorher, genießen sie das Gesichtsvermögen in seinem größten Umfange, und unterscheiden mit der schärfsten Präzision die Gestalt und Propor-

zion der tastbaren Objekte, welche ein jedes sichtbares vorstellt. Nicht Erfahrung kann sie in dem kurzen Zeitraume so ausgesteuert haben, ein zuflüsternder Instinkt begabte sie mit dem Vermögen. Das Gesicht der Vögel scheinet schärfer und schneller zu seyn, als das anderer Thiere. Ohne sich zu verletzen, schießen sie in die dicksten Büsche, die dornigsten Gesträuche, die verflochtensten Geäste, und indem sie in den Lüften aufschweben, entdecken sie auf der Erde ein kleines Insekt, ein Korn, was ihre Speise ist.

Die Jungen verschiedener vierfüßiger Thiere scheinen, wie die der meisten auf der Erde nistenden Vögel, sobald sie auf die Welt kommen, den vollen Gebrauch des Gesichtssinnes zu haben. Den Tag, nachdem sie gefallen sind, folgt das Kalb, das Fohlen der Mutter aufs Feld: und wenn sie gleich aus Furchtsamkeit diese selten verlassen, so gehen sie doch gemächlich einher, welches voraussetzt, daß sie mit einiger Präzision die Gestalt und Verhältnisse der berührbaren Dinge unterscheiden. Bei dem Pferde scheint dieses Vermögen in keiner Lebensperiode vollständig entwickelt zu seyn. Es stutzt allewege über sichtbare Dinge, die kein Gegenstand der Scheu sein könnten, wenn sie ihm die Gestalt und Verhältnisse der fühlbaren genau andeuteten, z. B. über eine Baumwurzel, einen Kloz, einen Stein, eine Felsentrümmer, die am Wege liegt, und es gehört Erfahrung, Geduld und eine gute Gabe von Seiten des Reiters dazu, um es mit dem Objekte, vor dem es einmal zurückbebt, auszusöhnen. Inzwischen scheint ihm die Natur vom Anfange seines Lebens an die ganze Stärke des Gesichts zu verleihen, deren es empfänglich sein soll.

Andere vierfüßige Thiere kommen gleich den Vögeln, die an unzugänglichen Orten nisten, blind zur Welt. Ihr Gesicht öffnet sich aber bald, und erreicht sogleich, wie bei jenen Vögeln, die vollkommene Bestimmtheit, wie wir an Hunden und Katzen sehen. Die meisten Raubthiere sind, so weit meine Kenntniß reicht, in demselben Falle. —

Es ist schwer zu glauben, daß unter allen Thieren der Mensch allein von diesem instinktmäßigen Vorstellungsvermögen ganz entblößt sein sollte. Es ist dem Kinde entbehrlicher, weil es länger in völliger Abhängigkeit bleibt, so spät dem pflegenden Arme der Mutter und Wärterin entwächst. Ehe es nothwendig wird, hat Beobachtung und Erfahrung in der jungen Seele, durch Assoziazion der Vorstellungen, schon jedes sichtbare Objekt mit dem berührbaren Körper, den es vorstellt, sattsam verknüpft. Die Natur, kann man sagen, verleiht keinem Thiere ein Vermögen, das ihm entbehrlich ist, und ein Instinkt dieser Art ist für ein Thier entbehrlich, welches lange vorher, ehe der Instinkt ihm nützlich werden kann, Kenntnisse erwirbt, die ihn ersetzen. Inzwischen lernen selbst Kinder so früh die Entfernung, Gestalt und Größe der ihnen vorgestellten tastbaren Objekte kennen, daß ich geneigt bin, ihnen auch ein instinktmäßiges Vermögen dieser Art, obwohl in einem niedern Grade, zuzutrauen.

Das Kind, das kaum einen Monat alt ist, streckt die Hände nach dem vorgehaltenen Spielwerke aus. Es unterscheidet seine Amme, und die Personen, die es immer umgeben, von Fremden; es spreitet seine Arme hinter den Spiegel aus, um das Kind zu fassen, das er ihm vorstellt, und diese Täuschung

beweiset hinlänglich, daß es eine ziemlich deutliche Wahrnehmung der gewöhnlichen Perspektive hat, die nur in diesem Falle von ihren Gesetzen abweicht, und die es wohl schwerlich durch Erfahrung und Beobachtung kennen lernte.

Greift irgend ein anderer Sinn so der Erfahrung vor, führt uns irgend einer einen Begriff von festen und widerstehenden Körpern, welche seine eigenthümlichen Empfindungen erregen, zu? Empfindungen, die mit der erregenden Ursache nicht die mindeste Aehnlichkeit haben?

Der Geschmackssinn thut es gewiß nicht. Ehe wir die ihm zugehörige Sensazion erhalten, muß der sie erregende feste widerstehende Körper die Geschmacksorgane berühren. Er greift also der Erfahrung niemals vor.

Anders möchte es vielleicht mit dem Sinne des Geruchs seyn. Alle Säugthiere, sie mögen blind oder sehend zur Welt kommen, suchen bald nach der Geburt die Zitzen der Mutter. Der Geruchssinn allein kann sie leiten. Entweder erregt er die Begierde nach Futter, oder er zeigt dem Neulinge des Lebens die Stelle an, wo er es findet. Vielleicht thut er beides.

Wir wissen alle aus Erfahrung, daß, wenn der Magen leer ist, der Geruch einer angenehmen Nahrung die Eßlust erregt und reizt. Nun ist der Magen jedes neugebohrnen Thieres leer. Im Mutterleibe empfängt es seine Nahrung nicht durch den Mund, sondern durch die Nabelschnur. Kinder werden oft gesund und munter gebohren, wie es scheint, und versuchen zu säugen, aber bald nach dem Versuche geben sie die Milch von sich und sterben unter Krämpfen und Verzuckungen. Bei der Oeffnung findet man, daß der Eingeweidekanal nicht durch-

aus gebohrt war und Luft hatte, sondern, wie ein Sack, an einer gewissen Stelle der Nahrung den Durchgang verwehrte. Also mußten die Kinder vorher nicht durch den Mund, sondern durch die Nabelschnur genährt und zu dem Grade der Gesundheit und Stärke, womit sie zur Welt kamen, aufgefüttert seyn. Das Thier scheint im Mutterleibe den Pflanzen zu gleichen, die ihre Nahrung durch die Wurzel erhalten: diese Nahrung wird wahrscheinlich den verschiedenen Theilen des Körpers durch Röhren und Kanäle zugeführt, die in mancher Rücksicht von denen, die nachher diese Verrichtung übernehmen, verschieden sind. So bald das Thier in die Welt tritt, öffnet die Natur eine neue Art von Röhren und Kanälen, die sie vorher schon, mit zärtlicher Sorgfalt, stufenweise gebildet hatte. Sie sind alle leer und wollen gefüllt seyn, fordern Füllung. Ein unbehagliches Gefühl begleitet die erste Lage, eine behagliche Empfindung die zweite. Der Geruch der Substanz, welche tauglich ist, jene Leere zu füllen, vermehrt und reizt dies unbehagliche Gefühl, und bringt Hunger oder Eßlust hervor.

Aber alle Begierden, die ihren Ursprung in einem gewissen Zustande des Körpers haben, scheinen auch die Mittel ihrer Befriedigung herbeizuführen, an die Hand zu geben, und vor der Erfahrung einen Vorgenuß, eine Voreinpfindung des Vergnügens zu gewähren, welches an die Befriedigung gebunden ist. In dem Geschlechtstriebe, welcher oft (und, wie ich geneigt bin anzunehmen, immer) vor dem Alter der Mannbarkeit rege wird, ist dieses augenscheinlich und klar. Die Eßlust giebt dem Neugebohrnen die Operazion des Saugens, ihr einziges Befriedigungsmittel, ein. Das Kind saugt unaufhörlich, saugt auch,

wenn es nichts mit dem Munde berührt, und eine Vorempfindung, ein Vorschmack des Vergnügens, was ihm das Saugen gewähren soll, scheint es ihm zur Freude zu machen, den Mund in die dazu schickliche Gestalt und Form zu legen. Es giebt noch andere Begierden, bei denen die unerfahrenste Einbildungskraft eine ähnliche Wirkung auf die Organe hervorbringt, welche die Natur zu ihrer Befriedigung bestimmt hat.

Der Geruch erregt nicht nur die Eßlust, er leitet auch zu dem Gegenstande, der sie allein befriedigen kann. Er muß also eine dunkle Vorstellung von Aeußerlichkeit, von Entfernung zuschieben, welche unverkennbar in der Vorstellung einer Richtung eingewickelt liegt; denn Richtung schließt in sich die Vorstellung einer Bewegung, wodurch eine Entfernung überstiegen, ein Raum zurückgelegt, das Organ in Berührung mit dem Objekte der Begierde gesetzt wird. Daß der Geruch allein einen vorläufigen Begriff von Gestalt und Größe des Körpers, zu dem er hinleitet, geben sollte, scheint nicht wahrscheinlich. Die Geruchsempfindung hat mit Gestalt und Größe nicht die mindeste Verwandschaft, und wenn das Kind, wie ich glaube, eine Ahndung von diesen hat, so wird sie ihm vermuthlich weder unmittelbar von dem Geruche, noch mittelbar von der Begierde, welche dieser aufregt, sondern von dem Instinkte zugeweht, welcher das Kind lehrt, seinen Mund in die Gestaltung und Lage des Saugens zu modeln, ehe es noch den Gegenstand erreicht, an dem diese Gestaltung und Handlung mit Erfolge angebracht wird.

Da aber der Geruch doch die Richtung angiebt, in welcher ein äußerer Körper erreicht werden kann, so muß er wenigstens

eine dunkle, vage Vorstellung von dem Daseyn, wenn auch nicht von der Gestalt und Größe, des Dinges vorhalten, zu welchem er hinleitet. Das Kind, welches seinen Mund zu dem äußern Körper gleichsam hingezogen fühlt, muß sich den Geruch, der ihn so anzieht, als etwas diesem Körper zugehöriges, oder von ihm ausfließendes vorstellen, als etwas, was nachher als eine Qualität, ein Attribut dieses Körpers benannt, und dunkel gedacht wird.

Der Geruch giebt ferner wahrscheinlicherweise eine ziemlich deutliche Vorempfindung von dem Geschmacke der Speise, zu welcher er hinführt, an. Die respektiven Gegenstände unserer verschiedenen Sinne scheinen freilich großentheils gar keine Aehnlichkeit unter einander zu haben. Die Farbe hat an sich nicht die mindeste Verwandschaft mit Solidität, Hitze, Kälte, Schall, Geruch, Geschmack. Von dieser allgemeinen Regel machen nur die Objekte des Geruchs und des Geschmacks vielleicht die einzige Ausnahme. Der Geruch scheint von der Natur dem Geschmack als Wegweiser und Lehrer beigesellt. Er kündigt den muthmaßlichen Geschmack der uns vorliegenden Speise an. Durch ein verschiedenes Organ empfunden, scheint er in manchen Fällen eine schwächere Sensazion von derselben Art, wie der Geschmack, zu gewähren. Es ist also sehr natürlich anzunehmen, daß er dem Kinde eine ziemlich deutliche Ahndung von der Nahrung, die er ankündigt, zuträgt, und vor der Erfahrung seinen Mund nach derselben wässern macht.

Die zahlreiche Thierklasse, die Linné unter dem Namen der Würmer begreift, ist fast durchgängig ohne Kopf. Sie sehen nicht und hören nicht, wenigstens haben sie weder Augen, noch

Ohren, aber einige dieser Thiere haben das Vermögen der Selbstbewegung, und scheinen ihr Futter zu suchen. In diesem Geschäfte können sie von keinem andern Organe geleitet werden, als von dem des Geruchs. Aber die besten mikroskopischen Beobachtungen haben kein dergleichen Organ an ihnen entdeckt. Sie haben einen Mund, einen Magen, Eingeweide, aber keine Nase. Vermuthlich haben in ihnen die Geschmackswerkzeuge dieselbe Empfindlichkeit, die bei vollkommnern Thieren den Geruchsnerven zukommt. Sie schmecken vielleicht gleichsam in die Ferne, werden zu ihrem Futter durch eine Affekzion desselben Organs, welches es genießt, hingezogen; und Geruch und Geschmack sind bei ihnen nur zu unterscheiden als stärkere oder schwächere Sensazionen, durch dasselbe Werkzeug vermittelt.

Die Empfindungen der Wärme und Kälte, wenn sie durch den Druck eines (über die gegenwärtige Temperatur unserer Organe) erwärmten oder erkälteten Körpers erzeugt werden, können der Erfahrung und Beobachtung nicht vorgreifen, und uns instinktmäßig keine Vorstellung des festen, widerstandsfähigen Körpers, der sie erregt, zutragen. Hier gilt das, was wir von dem Geschmackssinne gesagt haben. Ehe wir diese Empfindungen erhalten können, muß nothwendig der äußere Körper, der sie erregt, nicht nur eine Vorstellung, sondern die deutlichste Ueberzeugung von seinem äußern, selbstständigen Daseyn zuführen.

Ein anders ist es vielleicht, wenn eine dieser Empfindungen durch die Temperatur der äußern Luft erregt wird. An einem stillen Tage, wo kein Wind weht, fühlen wir schwerlich die

äußere Luft als einen soliden Körper; und jene Empfindungen werden bloße Affekzionen unsers Körpers, ohne alle Beziehung auf einen fremden. Einige Umstände können jedoch machen, daß selbst die so entstandenen Empfindungen der Kälte und Wärme eine unbestimmte dunkle Vorstellung von einer äußern Substanz, die sie errege, zuführen. Ein neugebohrnes Thier, welches, mit Bewegungskraft begabt, seinen Körper auf einer Seite mehr, als auf der andern, angenehm oder unangenehm erwärmet oder erkältet fühlt, wird, denke ich, instinktmäßig und vor aller Erfahrung sich nach der Seite zu bewegen streben, von wo ihm dies angenehme Gefühl zufließt, und von der andern wegwenden. Aber schon der Bewegungstrieb setzt einen Begriff von Außenwelt, wenigstens eine Ahndung davon voraus; und der Trieb, das Bestreben, sich nach der Seite, wo die angenehme Empfindung herkommt, zu bewegen, und umgekehrt, läßt auf einen dunkeln Begriff von einer äußern Sache oder Stelle schließen, welche die Ursache dieser respektiven Empfindungen ist.

Erfahrung hat gelehrt, daß die Grade von Hitze und Kälte, welche angenehm sind, gleichermaßen der Gesundheit zusagen. Noch genauer scheint der Grad ihrer Ungesundheit nach dem Grade ihrer Unannehmlichkeit abgemessen. Wenn einer von beiden peinvoll wird, so ist er insgemein zerstörend, und zwar in kurzer Zeit zerstörend. Diese Empfindungen scheinen uns zur Verwahrung unserer eigenen Körper gegeben zu seyn. Sie erregen den Trieb, unsere Lage zu ändern, wenn sie zerstörend oder ungesund ist, und erlauben, reizen uns sogar, darin zu beharren, wenn sie zuträglich ist. Der Trieb, seine Lage zu ver-

ändern, setzt eine Vorstellung von verschiedenen Stellen, also von einer Außenwelt, so wie der Trieb, zu bleiben, die Möglichkeit eines Ortsveränderung voraus. Diese Empfindungen hätten dem Naturzwecke nicht entsprochen, wenn sie nicht instinktmäßig eine dunkele Vorstellung von Außenheit zuführten.

Ich bin geneigt zu glauben, daß auch der Schall, der Gegenstand des Gehörsinnes, obwohl im Ohre, und einzig im Ohre empfunden, uns einen dunklen, verworrnen Begriff von einer äußern Substanz, die den Schall erregt, eingiebt. Doch gestehe ich, daß ein Beispiel aufzufinden, wo das Gehör diese Wirkung so deutlich, als Gesicht, Geruch, und selbst der Wärmesinn, hervorbringe, mir nie gelungen ist. Ungewöhnliche, unerwartete Schalle stören uns immer auf, und lassen uns nach einem äußern Dinge umherschauen, wo sie herkommen. Der Schall, als bloße Affizirung unsers Gehörorgans, ist weder schädlich, noch zuträglich. Er kann angenehm oder unangenehm seyn, aber er kündigt an sich nichts an, was über das unmittelbare Gefühl hinausginge. Er sollte also nie Schrecken erregen. Schrecken (Allarm) ist immer Furcht vor einem nicht unmittelbar gefühlten Uebel, dessen unbekannte Ursache außer uns liegt. Aller alle Thiere fühlen dieses Schrekken, stutzen, werden aufgeschüttelt und geweckt durch ungewohnte, unerwartete Laute. Diese Wirkung ist so schleunig, so augenblicklich, daß sie alle Merkmale einer Eingebung des Instinkts, eines Eindrucks von der Hand der Natur trägt, welche nicht die Erinnerung an vorherige Erfahrung abwarten will. Der Hase und alle Thiere, deren einzige Vertheidigung in der Flucht besteht, besitzen, wie man glaubt, den Gehörssinn in dem höch-

sten Grade der Thätigkeit. Er scheint die Ausstattung der Memmen zu seyn.

Drei Sinne, Gesicht, Gehör, Geruch, gab uns die Natur nicht sowohl, um uns über die gegenwärtige Lage unserer Körper, als über die Lage anderer Körper zu belehren, welche, obwohl entfernt von den unsrigen, diese früher oder später affiziren, uns verletzen, oder wohlthun möchten.

VII.

De l'influence attribuée aux philosophes, aux Francs-Maçons et aux Illuminés sur la révolution de France. Par J. J. Mounier. à Tubingen chez J. G. Cotta. 1801.

(Von dem fälschlich vorgegebenen Einfluß der Philosophen, Frei-Mäurer und Illuminaten auf die französische Revoluzion. Von J. J. Mounier.)

Eine Schrift, die nicht nur von entschiedenem Interesse für unser Zeitalter, sondern auch von den wohlthätigsten Folgen für dasselbe seyn muß, wenn es ihr gelingt, den Nebel, welchen Barruel's und anderer ihm ähnlich denkender Männer Werke in vielen Köpfen verbreitet haben, glücklich zu zerstreuen, und das nur allzu sehr gesunkene Zutrauen unter den Menschen, besonders unter Regierern und Regierten, wieder herzustellen. Wenigstens wird es nicht die Schuld des Verfassers seyn, wenn diese jedem Rechtschaffenen so erwünschte Wirkung außenbleiben sollte. War je ein Jahrhundert dazu geneigt, auf zwei gleich schädliche Extreme überzuspringen, so ist es gewiß das unsrige;

keines konnte so viele Beispiele zu jenen Horazischen Worten liefern:

Dum vitant stulti vitia, in contraria ruunt,

als eben dieses. Ruhige Unbefangenheit, aber zugleich treffender Scharfblick, wahrheitsliebende Freimüthigkeit, verbunden mit aller zu dieser Untersuchung nöthigen Kenntniß der darauf Bezug habenden Thatsachen, ist auf jeder Seite dieses mit wahrem philosophischen Geiste geschriebenen Buches unverkennbar.

Es ist ganz natürlich, sagt der würdige Verfasser in der gedankenreichen Einleitung (S. 1—8.), den Ursachen der französischen Revoluzion mit desto größerm Eifer nachzuspüren, ein je wichtigeres Eräugniß sie selbst ist, und je größere Vortheile man sich von der Kenntniß jener Ursachen versprechen kann. Man wird das, was den Umsturz der Staaten vorbereitet, und was hingegen zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung und Ruhe dient, besser als vormals zu unterscheiden wissen; man wird den Despotismus des Pöbels noch mehr als den der Könige fürchten; man wird die Begriffe und Kennzeichen der Sklaverei, der Gesetzlosigkeit, und der wahren Freiheit, nicht so leicht mehr mit einander vermengen. Diese Vortheile aber würden außen bleiben oder zu nichte gemacht werden, wenn man sich bei der Aufsuchung jener Ursachen täuschte, wenn diese nichts anders zur Folge hätte, als daß man alte verderbliche Irrthümer bloß deswegen lieb gewönne, weil sie das entgegengesetzte Extrem der verderblichen Irrthümer unserer Tage wären. Und doch ist die Gefahr einer solchen Täuschung unläugbar vorhanden. Die von schmerzlichen Erinnerungen niedergedrückte Seele fühlt das Bedürfniß, ihren Unwillen auszulassen. Daher ist

sie immer bereit, bei dem geringsten Scheine sogleich zu urtheilen und zu verdammen. Die meisten Menschen wissen den Uebeln, welche sie fürchten, nichts als Uebel von der entgegengesetzten Art entgegen zu stellen, bekämpfen die Freigeisterei durch Aberglauben, schimärische Projekte von unumschränkter Freiheit durch Vertheidigung erniedrigender Unterscheidungen der Menschen und der Vorzüge mancher derselben ohne alles Verdienst, den Sinn dee Zügellosigkeit durch den Sinn der Knechtschaft, und die Vorurtheile des achtzehnten Jahrhunderts durch die Vorurtheile des zwölften. Dabei will man von gemäßigten Grundsätzen nichts hören. Weil manchmahl furchtsame oder egoistisch denkende Menschen ihre Feigheit oder Gleichgültigkeit mit dem Namen der Mäßigung haben beehren wollen, so hält man nun gemäßigte Grundsätze sehr häufig für Anzeigen von Schwachheit; da man doch ohne die Annahme gerade solcher Grundsätze den Irrthum unmöglich vermeiden kann; da nicht wenig Festigkeit dazu gehört, ihnen mit Beständigkeit anzuhängen; und da nur schwache Seelen sich leidenschaftlich für übertriebene Meinungen erwärmen. Wie sehr auch persönlicher Eigennutz das Urtheil über die Ursachen der französischen Revoluzion oft verfälschte, und dergleichen Menschen den alten Zustand der Dinge bloß deswegen gern wieder hergestellt sähen, weil ihr Vortheil und ihr Stolz dabei mehr ihre Rechnung fanden, bedarf keine Erinnerung.

Vornämlich hat man seit geraumer Zeit den Ursprung der französischen Revoluzion den Philosophen, den Freimäurern und den Illuminaten beigemessen. Dies nahm man desto begieriger auf, je mehr man sich dabei der Mühe alles weitern Nach-

denkens und Forschens überhoben zu seyn glaubte, und je mehr es der Fassungskraft selbst des trägsten und oberflächlichsten Kopfes angemessen war. Mit den Worten, Philosophen, Freimäurer, Illuminaten, beschuldigt, verurtheilt man, und erklärt daraus die verwickeltsten Begebenheiten.

Viele in einem solchen Geiste abgefaßte Schriften kündigen allen Grundsätzen von Freiheit, oder vielmehr aller menschlichen Vernunft den Krieg an. Sie beleidigen eine große Menge schätzbarer Personen; ihre Verfasser geben sich für Vertheidiger der guten Sitten und der Religion aus, indem sie die Vorschriften derselben übertreten; auf bloße Gerüchte, auf die geringfügigsten Muthmaßungen gründen sie Verläumdungen, und vermengen das Verbrechen und das Verdienst, die Ausschweifung und die Vernunft.

Von dem vorgeblichen Einfluß der neuern Philosophen auf die französische Revoluzion. (S. 9 — 135.)

Der Verfasser will hier unter Philosophen Männer verstanden wissen, welche sich der Untersuchung der Wahrheit in Bezug auf die für unsere Glückseligkeit wichtigsten Gegenstände gewidmet haben, welche bis zu den höchsten Grundsätzen unserer Erkenntniß und unserer Pflichten aufsteigen, und bei dieser wichtigen Untersuchung alles selbst prüfen, sich nicht anderer Meinungen blind unterwerfen, und die Resultate ihres Nachdenkens, aber nicht die bloß aus allgemein angenommenen Vorurtheilen hervorgehenden Folgen mit einigem Glück vor-

tragen. Freilich ist, wie in allen menschlichen Werken, so auch in den Werken der Philosophen, nicht alles gleich gut. Der denkende Mann nennt die Dinge gut oder böse nach dem Uebergewicht des Guten oder Bösen, welches sie bei sich führen: aber leidenschaftliche Menschen schätzen die Dinge nur immer von der Seite, welche ihren Vortheilen oder augenblicklichen Launen die angemessenste ist. Was diesen widerstreitet, scheint ihnen abscheulich; was mit ihnen übereinstimmt, ist untadelhaft. Indem sie das Schlimme, welches dem Guten beigemischt ist, übertreiben, fällt es ihnen leicht, dieses als schrecklich zu schildern; und eben so leicht können sie durch dieselbe Uebertreibung das Böse und Schädliche als etwas Vortreffliches und Heilsames darstellen. So konnte Rousseau dadurch, daß er nur die Irrthümer der Gelehrten und die Uebel, welche daraus entstehen können, in Betrachtung zog, behaupten, Unwissenheit sei dem Menschen nützlicher als ein durch Künste und Wissenschaften ausgebildeter Geist. So haben manche die bürgerlichen Unruhen, da sie nur immer die dabei vorkommenden Beispiele von Kraftäußerung, von Aufopferung, von Tugend und Tapferkeit, vorhielten, als etwas Wünschenswerthes ansehen lassen, indessen andere auf einem gerade entgegengesetzten Wege die Ruhe des Despotismus rühmten.

Auf diese Weise auch, und indem man eine empörende Beschreibung von den Uebeln machte, welche oft aus der Verschiedenheit der Religionen entsprangen, ward es möglich zu behaupten, man müsse die Grundsätze der Intoleranz annehmen, und abweichende Meinungen wie Verbrechen bestrafen.

Bei einer solchen Art, die Dinge zu beurtheilen, giebt es nichts, selbst die Religion nicht ausgenommen, was man nicht verwerflich finden könnte. Wie viele Gräuel sind nicht in ihrem Namen verübt, wie vieles Menschenblut, vorgeblich zu ihrer Ehre, vergossen worden! Vergißt man nun die Wohlthaten, welche ihr die Menschen verdanken, denkt man nichts als die Wuth der religiösen Fanatiker, so kann man verführt werden, nach dem Beispiel einiger Unsinnigen, vortheilhafte Schlüsse für den Atheismus daraus zu ziehen.

Dieselbe Bewandniß, wie mit der Religion, hat es auch mit der Philosophie. Es kostet wenig Mühe, sie unter gehässigen Farben darzustellen. Die Menschen sind von so vielen Täuschungen umgeben, daß sie oft selbst vor lauter Streben nach Erkenntniß in Irrthümer verstrickt werden. Es ist also gar nicht zu verwundern, wenn in den Schriften der Philosophen oft sehr nützliche Lehren mit falschen Grundsätzen vermischt angetroffen werden. Vorzüglich schädlich sind ihre Systeme dann, wann sie bei ihren Arbeiten nicht durch reine und uneigennützige Absichten geleitet werden, wann es ihnen mehr um ihren Ruhm als um das gemeine Beste zu thun ist, wann es ihnen mehr am Herzen liegt, den Menschen zu gefallen, als ihnen zu dienen.

Da die Wissenschaften und die Literatur im vorigen Jahrhundert mehr als in irgend einem andern bearbeitet worden sind, so hat dasselbe auch eine größere Menge Philosophen und Sophisten hervorgebracht. Allein es wäre äußerst undankbar, die Bemühungen der Philosophen bloß von diesem Gesichtspunkt aus zu betrachten. Welches ist das Loos der Nazionen,

denen es an Männern fehlt, welche herzhaft genug sind, um sich über die gemeinen Meinungen zu erheben, um die Vorurtheile des großen Haufens ihrer Prüfung zu unterwerfen? Was war Europa, ehe Griechenlands Philosophen Vorschriften der Moral und der Gesetzgebung verbreitet hatten, welche nachher die Römer begierig annahmen? Und als der Despotismus der Kaiser, und bald drauf die Herrschaft der Barbaren, jenen Welttheil in die Finsterniß der Unwissenheit wieder zurückgestürzt hatten, was milderte nach und nach die Wildheit der Sitten, die Sklaverei der Völker und die Tyrannei der Lehnsherrschaft? Was sonst, als die Rückkehr der Philosophie, d. h. die Bestrebungen einiger geistvoller Männer, den Fußtapfen der alten Philosophen nachzugehen, und die Wissenschaft, welche sie der Nachwelt hinterlassen hatten, mit neuen Zusätzen zu vermehren?

Schon vor der französischen Revoluzion hatten die Philosophen in verschiedenen Ländern die religiöse Intoleranz vertilgt, welche so viele grausame Verbannungen verursacht hatte; welche selbst noch in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich eine so große Menge Menschen bloß darum in Kerkern schmachten ließ, weil sie über die Gnade nicht so, wie der Papst und der König, denken konnten; welche zu derselben Zeit und in demselben Lande Diener der protestantischen Kirche, mit allem äußern Pomp der Gerechtigkeit, erwürgen, und die Kinder aus den Armen ihrer Mütter reißen ließ, um sie in der herrschenden Religion zu erziehen. Die Philosophen hatten die Inquisitoren in Spanien, Portugall, Italien, wegen ihrer Menschenopfer erröthen gemacht, und ihre Gewalt wenigstens sehr geschmälert. Sie verminderten in den römisch-katholischen

Ländern die Zahl derer, die aus einem abergläubischen Eifer, oder von ihren habsüchtigen Familien überredet, sich auf immer in Klöster begruben, ihr bürgerliches Dasein vernichteten, und sich der Gefahr aussetzten, im Fall sich ihre Meinungen änderten, ein verzweiflungsvolles Leben zu führen. Sie bewogen die Potentaten, in den Gerichtshöfen zu Gunsten der Unschuld ein immer behutsameres Verfahren beobachten zu lassen, sie waren Ursache, daß in dem größten Theile Europens die Tortur abgeschafft, und die Grausamkeit der Todesstrafen gemildert ward. Oft gelang es ihnen, die Aufmerksamkeit der Großen auf die Beförderung nützlicher Künste, auf die Unterstützung des Ackerbaues, auf die Vorsorge für Nothleidende zu lenken. Sie zeigten die Ungerechtigkeit der Sklaverei, in welcher die Schwarzen gehalten würden, und machten jedes Herz, das nicht ein Tigerherz war, die allmähliche Abschaffung derselben wünschen, jedoch auf eine Art, wobei alle Unruhen vermieden, und die Herren der Sklaven sowohl vor der Einbuße ihrer Güter als vor der Rache und der wilden Wuth ihrer Sklaven gesichert würden. Dennoch hatten die Philosophen mit allen ihren Bemühungen in Frankreich noch nicht die Einziehung einer großen Menge unnützer Aemter und Vorrechte erlangen können, in deren Genuß sich viele Müßiggänger unter dem Vorwande befanden, daß einer ihrer Ahnen ein Lehn besessen, als Ritter die Waffen geführt, oder Aemter käuflich an sich gebracht hätte. Sie hatten nicht die Abschaffung der Leibeigenschaft, unter deren Druck die Bauern in mehrern Provinzen noch seufzten, bewirken können. Noch hatten sie nicht der Beraubung der Finanzen, dem Drucke der Generalpächter, der Partheilichkeit der Gerichtshöfe bei

Untersuchung der Verbrechen solcher Personen, deren Familien in einigem Ansehn standen, der anstößigen Käuflichkeit der Aemter, dem Willkührlichen in den richterlichen Aussprüchen, der Menge der Advokaten, der Dunkelheit der Gesetze, dem durchgängigen Mangel an Sicherheit für unvermögende und arme Personen, welche unaufhörlich der Gefahr ausgesetzt waren, von der an Machtäußerung mit einander wetteifernden militärischen oder bürgerlichen Gewalt nach Willkühr eingekerkert zu werden, Einhalt thun können.

Man sieht, auf welche Bemühungen der Ruhm der Philosophen sich gründet. Immerhin tadele man die Bewunderung, welche Thoren einer gleißenden, auf die Ausschmückung sonderbarer Meinungen oder auf die Vernichtung moralischer Grundsätze abzweckenden Beredtsamkeit schenken; immerhin übergebe man der Verachtung jene Menge feiler, den Lastern der Großen schmeichelnden Dichter, welche die eheliche Treue und Sittsamkeit lächerlich zu machen suchen, und den Ehebruch, die Verführung, die Schändung der Unschuld und die Treulosigkeit der Verführer lobpreisen. Der in gänzlicher Dunkelheit lebende Mann von einer gesunden Beurtheilungskraft und von reinen Absichten verdient allen denen tausendmahl vorgezogen zu werden, welche man die glücklichen Gaben, welche man Geist oder Genie nennt, anstatt dieselben zum Dienste ihrer Mitmenschen anzuwenden, ausschließlich nur zu Mitteln, Glücksgüter zu erwerben oder Beifallsbezeugungen zu erhalten, brauchen sieht. Aber indem man die Schriftsteller, welche keinen andern Zweck haben als Leidenschaften zu erregen, mit der verdienten Verachtung belegt, muß man sich sorgfältig hüten, diejenigen mit ihnen zu vermengen,

welche durch nützliche Schriften Wohlthäter des menschlichen Geschlechts geworden sind.

Wenn man ausruft, daß noch nie solche Abscheulichkeiten begangen worden wären, als in unsern Zeiten, so giebt man zwar einen gerechten Unwillen, eine gerechte Verwunderung zu erkennen, wie man dieselben in einem aufgeklärten Jahrhundert habe begehen können: aber die, welche mit der Geschichte bekannt sind, werden deswegen nicht behaupten, daß die Zeiten der Unwissenheit frei von Unruhen und Frevelthaten gewesen wären. Denn sie wissen sehr gut, daß die während der Gefangenschaft des Königs Johannes, während der Streitigkeiten der Herzoge von Burgund mit den Armagnacs, und der Ligue mit den Protestanten, ausgeübten Grausamkeiten gewiß nicht von Philosophen herrührten *).

Bemerkenswerth ist der große Unterschied zwischen den Irrthümern, welche die Philosophie, und denen, welche die Unwissenheit hervorbringt. Die Wirkungen und Folgen jener ersten können den Philosophen den richtigen Weg zeigen, statt daß eine lange Reihe von Jahrhunderten dazu gehört, um ein Volk aus dem Zustande der Barbarei heraus zu reißen und den Geschmack an Wissenschaften in denen Ländern wieder zu erwek-

*) Als der Herzog von Burgund zehntausend Menschen in seiner Residenz ermorden ließ, und ein wilder Pöbel ein Vergnügen darin fand, lebendige Menschen zu zerreißen, zu verbrennen, zu braten, so hatte man in der That nicht Ursache, sich über den Einfluß des philosophischen Geistes zu beklagen; denn als ein Burgundischer Soldat eine Statue der Jungfrau Maria mit seinem Degen gehauen hatte, hieb ihn das Volk in Stücken, und glaubte nichts gewisser, als daß bei dem Streiche des Ruchlosen das Blut aus der Statue gesprützt wäre.

ken, wo man zu Gunsten des Despotismus die Freiheit des Denkens und der Rede unterdrückt hatte.

Nach jenen vorausgeschickten so wahren Betrachtungen handelt der Verfasser die erste der Hauptfragen seines Werkes ab, nämlich diese, ob die Philosophen die erste Schuld an der Umstürzung der alten Regierungsverfassung Frankreichs hatten? So allgemein auch dieses sowohl von denen, welche es den Philosophen zum Ruhm anrechnen, als auch von denen, welche ihnen ein Verbrechen daraus machen, behauptet wird, so ist doch der Ursprung der Revoluzion in ganz andern, die Philosophen gar nichts angehenden Umständen zu suchen. Diese werden ausführlich angezeigt, und sind überhaupt folgende:

Dem Verfall der alten Regierung gieng eine allmähliche und immer weiter gehende Schwächung des Ansehens und der Macht des Monarchen voraus. Die höhern Gerichtshöfe, welche vorher Werkzeuge des Thrones gewesen waren, wurden nach und nach die Nebenbuhler desselben. Dazu kamen die Verschwendungen des Hofes, die unaufhörlichen neuen Abgaben, das daraus entstehende Mißvergnügen des Volkes, und theils die betrüglichen Vorspiegelungen der Minister, theils der unkluge Widerstand gegen den allgemeinen Wunsch der Nazion, daß die Versammlungen der Reichs-Landstände von Zeit zu Zeit immer wieder gehalten würden, daß sie die gesetzgebende Macht mit dem Könige theilten, und daß die Minister verantwortlich gemacht werden möchten.

Was können nun für alle diese Umstände die Philosophen? War etwa die Philosophie die Ursache der Verkäuflichkeit der Richterstellen, der Anmaßungen der Richter, und ihrer Strei-

tigkeiten mit der Krone? Oder war sie die Ursache des Verfalls der Finanzen? Gaben nicht alle Männer, welche nur einige Grundsätze von Gerechtigkeit und einiges Gefühl für Menschlichkeit hatten, nicht nur in Frankreich, sondern in allen Ländern Europens, jenen Bestrebungen der Franzosen, der Nazion Theilnahme an der Gesetzgebung und an der Auferlegung neuer Abgaben zu verschaffen, ihren Beifall? Zwar wird man jetzt wenige finden, welche aufrichtig genug wären, zu gestehen, daß sie damals diese Meinung gehegt haben; aber ich fordere jeden unpartheiischen meiner Leser auf, hierüber sein eigenes Bewußtseyn und sein Gedächtniß zu befragen.

Der allgemeine Wunsch der Franzosen, frei von den Fesseln einer drückenden und despotischen Regierung zu werden, ward ihnen nicht erst von Philosophen eingeflößt. Jedes Volk, wofern es nur nicht durch eine allzulange Gewöhnung an Sklaverei und Geistesdruck alles Gefühl und alle Spannkraft verloren hat, sieht es sehr gut ein, daß es nicht da sei, um den Launen gewisser Menschen, oder auch ganzer Menschenklassen, zum bloßen Spielwerke zu dienen. Das römische Volk bedurfte keiner Philosophen, um auf den heiligen Berg zu ziehen. Wilhelm Tell schöpfte seinen Unwillen über den grausamen Uebermuth des Landvogts Geßler, und den Entschluß, diesem Tyrannen Troß zu bieten, nicht aus philosophischen Werken. Gewiß weit mehr, als die neuere Philosophie, haben die Englische Konstituzion und die Revoluzion der Nordamerikanischen Staaten zur Verbreitung von Freiheitsideen in Frankreich beigetragen; Ideen, welche vorzüglich auch durch die oft übertriebenen, heftigen, und bisweilen gefährlichen Gegenvorstellungen

der Parlamenter bestärkt wurden, welche man doch nicht einer Vorliebe zu den Philosophen beschuldigen kann, deren Schriften sie vielmehr verbrennen ließen.

So viel ist freilich wahr, daß es in eben dem Maaße, als die Menschen sich aufklären, schwerer wird, sie in der Sklaverei zu erhalten, und daß die Philosophie, indem sie die Menschen von ihren Rechten unterrichtet, zugleich ihre Liebe zur Freiheit verstärkt: und eben dies ist die Ursache, warum tyrannische Fürsten immer große Bestrebungen angewandt haben, das Menschengeschlecht im Zustande der Dummheit zu erhalten. Sind durch mißverstandene Freiheitsideen oft große Uebel erzeugt worden; so müssen uns diese desto mehr auf die Beschaffenheit einer wahren Freiheit aufmerksam machen, aber uns nicht die Barbarei der Zeiten der Unwissenheit zurückwünschen, oder das traurige Loos der unwissenden Bewohner Asiens beneiden lassen, welche seit so langen Jahrhunderten unter dem Joche des Despotismus schmachten.

Im Jahr 1787 dachte man noch nicht einmal auf Mittel, die Regierung zu ändern. Man tadelte die Fehler der Verwaltung, man machte sie lächerlich; aber man beschäftigte sich nicht mit der Sorge, ihnen abzuhelfen.

Man klaget die Oekonomisten an. Allein diese philosophische Sekte hegte, überhaupt genommen, Grundsätze, welche den Revoluzionsgrundsätzen sehr widerstreitend und selbst der politischen Freiheit keinesweges günstig waren. Zwar drangen sie darauf, daß das Eigenthum durchaus geachtet, daß der Erwerbfleiß von allen seinen Fesseln befreiet, und daß alle Men-

schen mit Gerechtigkeit behandelt werden sollten; aber zugleich drangen sie auf Einheit der Regierungsgewalt.

Wenn manche sogenannte Philosophen, wie es nicht zu läugnen ist, die Freiheit mit Gesetzlosigkeit verwechselten, und, indem sie gegen den monarchischen Despotismus eiferten, zugleich Grundsätze aufstellten, welche den Despotismus des Pöbels begünstigten, so sind von ihnen die Freunde der wahren Freiheit gar sehr zu unterscheiden, unter welcher nichts anders als die Vereinigung der zum Schutze der Gerechtigkeit nothwendigen Mittel zu verstehen ist.

Man hat die, welche die Grundsätze der Englischen Konstituzion rühmten, eben sowohl als die, welche dieselben verabscheuten, zu Theilnehmern einer Verschwörung gegen die königliche Gewalt gemacht. Montesquieu selbst, Voltaire, Malesherbes, Necker, alle diese waren Verschwörer. Herr Mounier deckt S. 36 — 45. die Nichtigkeit dieser Verleumdungen auf.

Die Philosophen, sagen manche, haben doch in ihren Schriften Grundsätze der Freiheit verbreitet, und diese haben nicht wenig zur Entstehung der Revoluzion beigetragen. — Um die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit dieses Vorwurfs gehörig zu beurtheilen, erwäge man folgende Bemerkungen:

So lange die Menschen außer aller politischen Verbindung betrachtet werden, sind sie einander an Rechten gleich und nur an Stärke ungleich, d. h. keiner kann von dem andern etwas fordern, was dieser nicht auch von ihm zu fordern berechtiget wäre.

Da der Zweck der bürgerlichen Regierung kein anderer als

der ist, die Gerechtigkeit zu beschützen, so ist sie verbunden, die Ungleichheit der Kräfte unter den Individuen aufzuheben und dafür eine öffentliche Macht zu schaffen, um die Gleichheit der natürlichen Rechte in Ansehn zu erhalten. Aber eine öffentliche Macht ist unmöglich ohne Einführung einer Ungleichheit der verschiedenen Gewalten, d. h. ohne Einführung verschiedener, mit besondern Vorrechten versehener Aemter. Nun ist zwar nicht jeder ohne Unterschied zur Verwaltung dieser Aemter fähig. Aber gewiß ist es billig, keinem einzigen von denen, welche sich der Führung derselben würdig machen können, den Zugang zu denselben zu verschließen: denn jede Bevorrechtung, welche zur Aufrechthaltung der guten Ordnung nicht nothwendig ist, widerstreitet der Gerechtigkeit; diese verlangt, daß allen Mitgliedern einer Gesellschaft, so weit es nur die Sicherheit derselben erlaubt, dieselben Vortheile zugestanden werden. Die einzigen vernunftmäßigen Ausschließungen von gewissen Aemtern sind diejenigen, welche geschehen, damit man sich vorher erst noch der Talente und der Redlichkeit der öffentlichen Beamten und ihres Eifers für das Wohl des Staates recht versichere.

Es findet demnach in allen Regierungsverfassungen eine Ungleichheit der Gewalten in Rücksicht auf die Aemter, und einige Ungleichheit der politischen Rechte in Rücksicht auf die Zulassung zu Aemtern statt. So giebt es vorzüglich auch eine große und durchaus unvermeidliche Ungleichheit der Reichthümer, welche theils von unserer größern oder geringern Arbeitsamkeit, theils von unsern größern oder geringern Geschicklichkeiten und Talenten, theils von zufälligen, mehr oder minder günstigen Umständen abhängt.

Wenn also die Philosophen gesagt haben, daß die Gerechtigkeit für alle Menschen eine und dieselbe sey, daß diese vor dem Gesetze, so wie sie es vor Gott sind, in allem, was sich nicht auf öffentliche Aemter bezieht, einander gleich geachtet werden müssen; wenn sie jene Menge lästiger, nur zum Vortheil Einzelner geschaffener Privilegien mißbilligten; wenn sie sagten, daß alle Ungleichheit der Reichthümer und der Gewalten die natürliche Gleichheit nicht vergessen machen dürfe, und keinesweges diejenigen zu verachten und herabzuwürdigen erlaube, welche nicht im Besitze derselben Vortheile sind; so haben sie sehr nützliche Wahrheiten gesagt, so haben sie ihre Schuldigkeit gethan. Aber wenn schwärmerische Brauseköpfe eine völlige Gleichheit, Theilung, oder Gemeinschaft der Güter eingeführt wissen wollten, wenn sie behaupteten, man könne alle Obrigkeiten entbehren, oder daß alle Menschen zu Führung obrigkeitlicher Aemter geschickt wären, daß selbst die ärmsten und unwissendsten an den Berathschlagungen über die Staatsangelegenheiten Theil nehmen, und daß die Entscheidung darüber bloß von ihrer Stimmenmehrheit abhängen solle; so haben sie ohne Zweifel die gefährlichsten Irrthümer gepredigt. Diese Art von Gleichheit ist es, von welcher Raynal sagte, daß, diese einführen, so viel hieß als Tiger von ihren Ketten loslassen. Aber die Schriften, welche dergleichen Grundsätze enthielten, hatten vor der Revoluzion nicht den mindesten Einfluß geäußert. Der gemeine Haufen las sie nicht, oder verstand sie nicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

VIII.

De l'influence attribuée aux philosophes, aux Francs-Maçons et aux Illuminés sur la révolution de France.

(Schluß.)

Die Liebe zur Gleichheit ist eben so wenig, als die Liebe zur Freiheit eine Geburt neuerer Zeiten; sie ist eine natürliche Neigung des menschlichen Herzens, welche man mit dem öffentlichen Wohl in Uebereinstimmung setzen muß. Da, wo die Grundsätze der Gerechtigkeit noch verkannt werden, bemühen sich die Mächtigern diese Neigung zu vertilgen. Aber mit zunehmender Geistesbildung und Sittenverbesserung erscheint eine Zeit, wo man, ohne die dem Andenken großer Männer schuldige Hochachtung und die daraus entspringende Theilnahme an dem Wohle ihrer Familie zu verlieren, sich nicht mehr dazu versteht, ihren Nachkommen wegen eines nicht ihnen selbst eigenen Verdienstes das Recht, andere verächtlich zu behandeln, einzuräumen, und wo man mit wahrem Ruhm nicht mehr das Alterthum der Macht und der Privilegien verwechselt. Sobald der Handel

und der Erwerbfleiß einen Theil der Reichthümer in die Hände derjenigen übergehen lassen, welche nicht Edelleute heißen, und diesen nicht mehr, weder an Einsichten und Kenntnissen, noch an Ehrgefühl nachstehen, so wird es nach und nach nothwendig, sie an denselben Vortheilen Theil nehmen zu lassen. So heißt schon längst in England jeder vorzüglich gebildete Mann ein Gentleman. Ein solches auf eine gemäßigte Gleichheit hingerichtetes Streben bemerkt man jetzt in ganz Europa. Es ist eine unvermeidliche Folge der Fortschritte des menschlichen Geistes; es kann in der Zukunft in manchen Staaten allmähliche Veränderungen hervorbringen; aber nimmermehr kann es für sich allein eine Regierung umstürzen, wenn nicht ganz andere Ursachen zu ihrem Untergange vorhanden sind.

Hauptsächlich dadurch, sagen manche, haben die Philosophen die französische Revoluzion herbeigeführt, daß sie die Unterdrückung des Jesuiterordens bewirkten. Nun ist es zwar wahr, daß ihnen dieser Orden sehr verhaßt war; denn obgleich manche Mitglieder desselben wegen ihrer guten Absichten, oder wegen ihrer den Wissenschaften geleisteten Dienste, alle Achtung verdienten, so flößten ihnen doch, im Ganzen genommen, ihre Erziehung und ihr Unterricht einen gewissen, für die Ehre und das Interesse ihres Ordens Ränke machenden und auskundschaftenden Geist ein, und dieses Interesse behielt über alle ihre Pflichten die Oberhand. Als leidende Werkzeuge des Willens ihrer Obern wurden sie in der politischen Welt Vertheidiger des Despotismus, und in der Kirche Vertheidiger der Unfehlbarkeit des Papstes. Aber dennoch waren es nicht die Philosophen, welche die Unterdrückung dieses Mönchsordens veranlaßten;

zwar wünschten, zwar billigten sie dieselbe; aber sie war nur die Folge des Hasses, welchen er sich bei vielen Regierungen durch sein unaufhörliches Intriguiren zugezogen hatte. In Frankreich war der Sturz das Werk der Parlamenter, von welchen er noch weit mehr verabscheut ward, als von den Philosophen.

In der That müssen wir in Verwunderung gerathen, wenn wir jetzt, wo man die Jesuiten als nothwendige Stützen zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung vorgestellt sieht, die Klagen wieder einmal durchlesen, welche man einst über sie zu führen pflegte. Das Parlament zu Paris warf ihnen in einem Schluß 1762. vor, daß sie nnter dem Schein, als ob sie alle Reichthümer verachteten, immer sehr sorgfältig darauf bedacht gewesen wären, sich durch den Handel zu bereichern; daß sie eine große Menge von heimlichen Verschwörungen angezeddelt, daß sie den Mord mehrerer Fürsten veranstaltet hätten, daß sie durch ihre eigene Schuld 1606. aus Venedig, 1618. aus Böhmen, 1643. aus Maltha, 1723. aus Rußland, und 1759. aus Portugall verbannt worden wären. Man machte Auszüge aus den Schriften ihrer Theologen bekannt. „Ihre Meinungen“ sagte das Parlament von Bretagne in seinem compte rendu „zielten auf „den Umsturz aller Gesetze des natürlichen Rechts, der Heilig„keit der Verträge, der Ehrfurcht für die bürgerlichen Gesetze, „und aller gesellschaftlichen Verbindungen ab; sie vernichteten „die königliche Gewalt, erschütterten die Thronen, und predig„ten den Königsmord.“ *)

*) Diese den Jesuiten gemachten Vorwürfe widersprechen nicht dem, welchen man ihnen allgemein gemacht hat, daß sie den Despotismus begünstigten. Sie wollten, daß die Fürsten, jedoch nur unter ihrer Leitung,

Mithin machten die alten französischen Parlamenter den Jesuiten damals gerade dieselben Vorwürfe, welche die Freunde der letztern jetzt den neuern Philosophen zu machen pflegen. Ohne Zweifel waren diese Vorwürfe zum Theil übertrieben, zum Theil zu allgemein ausgedrückt. Die unschuldigen Mitglieder des Jesuiterordens konnten nicht verantwortlich für die Fehler ihrer Kollegen seyn, eben so wenig, als wahre Philosophen für die ausschweifenden Behauptungen sophistischer Schriftsteller verantwortlich seyn können: aber eine Kaste, welche viele gefährliche Mitglieder enthält, muß durch die öffentliche Macht aufgehoben werden; und wenn die Philosophen eine dergleichen ausmachten, welche ihre Oberhäupter, ihre Ordensregeln, geheime Verbindungen, und einen herrschsüchtigen, nach Macht und Gewalt strebenden Geist hätte, so müßte auch diese aufgehoben werden; anstatt daß man, so lange sie, den Gesetzen gehorsam, ihre Kräfte aus eigenem Antriebe der Untersuchung der Wahrheit widmen, ihnen kein Hinderniß in den Weg legen kann, ohne die Fortschritte des menschlichen Geistes hemmen zu wollen.

Es heißt also in der That eine sehr seltsame Meinung vertheidigen, wenn man behauptet, daß die Jesuiten, welche schon bis dahin nicht mächtig genug waren, den Wirkungen des Hasses, welchen sie gegen sich selbst eingeflößt hatten, zu entgehen, im Stande gewesen seyn würden, die Revoluzion von Frankreich abzuhalten.

eine ganz unumschränkte Macht besäßen, und suchten sie derselben zu berauben, sobald sie ihnen nicht gehorchten.

Man hat mehrern neuern Philosophen mit Recht vorgeworfen, die Religionsgrundsätze vernichtet oder untergraben zu haben. Ich kann nicht läugnen, daß dieses wirklich von mehrern geschehen sey; und ich bin dabei sehr überzeugt, daß die Religionsgrundsätze für das Glück der Staaten von der größten Wichtigkeit sind. Sie ertheilen den Vorschriften der Moral eine Heiligkeit, welche die besten Gesetze ihnen nicht geben können. Die Gesetze können nur die an den Tag gekommenen Verbrechen bekämpfen, können nur durch Furcht zurückhalten, können wilde Seelen zwar an Fesseln legen, aber die Wildheit selbst nicht wegschaffen. Bei dem mühsamen Kampfe zwischen unserm Pflichtgefühl und unsern Leidenschaften leisten uns die Religionsgrundsätze den mächtigsten Beistand, sie machen uns die größten Aufopferungen erträglich, und geben bei Widerwärtigkeiten die Hauptquelle des Trostes ab.

Auch ist es für das allgemeine Beste nicht genug, uns in unserm Innern mit Gott und mit unsern Pflichten gegen ihn zu beschäftigen; es sind auch öffentliche Gottesverehrungen nöthig, in welchen wohlthätige Wahrheiten, und die Vorschriften der Tugend ohne Aufhören in die Gemüther des Volkes zurückgerufen werden. — Könnte man es wohl im Ernste läugnen, daß die Lehre des Christenthums noch weit mehr als die Philosophie zur Freiheit der Menschen beigetragen habe? Welcher Philosoph würde wohl bei einem mächtigen Monarchen Gehör gefunden haben, wenn er zu ihm gesagt hätte, daß der niedrigste seiner Unterthanen sein Bruder, vielleicht an Tugenden ihm noch überlegener, und eben deswegen in den Augen der Weisen und Edeln noch achtungswürdiger sey? —

Zu irreligiösen Schriften muß man aber nicht solche rechnen, welche solche Irrthümer angreifen, durch welche die Religion in eine Quelle von Verbrechen verwandelt wird, z. B. die Klostergelübde, die Anmaßungen der Päpste, das verderbliche Vorurtheil von der allein selig machenden Kirche rc. Auch würden wirklich irreligiöse Schriften, so verderbliche Wirkungen sie auch während der Zeit der Revoluzion in Frankreich hervorgebracht haben mögen, dennoch allein und ohne andere Ursachen dieselbe nimmermehr hervorgebracht haben. Die Religionsmeinungen sind gar nicht an diese oder jene Regierungsform gebunden. Zu eben der Zeit, wo man mit dem wärmsten Eifer der römischen Kirche anhing, ward Italien mit einer Menge Freistaaten angefüllt, und die Städte der Schweiz erkämpften ihre Freiheit gegen die österreichischen Herzoge und den Lehnsadel. Als hingegen die Bewohner der vereinigten amerikanischen Staaten sich von der englischen Regierung losrissen, war mehr Gefühl der Frömmigkeit bei ihnen, als bei den Völkern Europens, anzutreffen. — Zwar sucht man uns zu überreden, daß die Grundsätze der römischkatholischen Kirche der monarchischen, die Grundsätze der protestantischen Kirche hingegen der republikanischen Verfassung günstiger wären. Allein wenn man die beständig eingeprägten Lehren beider Kirchen genau prüft, so wird man dieselben in allem, was die höchste bürgerliche Macht betrifft, mit der einzigen Ausnahme übereinstimmend finden, daß die Protestanten der bürgerlichen Oberherrschaft das Recht, die Kirchenzucht zu bestimmen, und über die Kirchenlehren eine Oberaufsicht zu führen, zueignen, statt, daß die katholische Geistlichkeit sowohl in ihrer Lehre, als in ihren Entscheidungen

von bürgerlichen Oberherren ganz unabhängig seyn will. Ueberhaupt werden die Diener einer Religion mehr oder weniger Anhänglichkeit an die bestehende Regierung haben, je mehr oder weniger sie von den Gesetzen begünstiget werden; und wenn in einem Staate unter mehreren Religionen Eine die herrschende ist, so werden ganz natürlich die Anhänger der bloß geduldeten oder gedrückten leichter geneigt seyn, eine politische Revoluzion zu wünschen. Aber gewiß ist es nicht wahr, daß mit dem Unglauben auch nothwendig Haß gegen die bestehenden Regierungen verbunden seyn müsse. Unter den Ungläubigen, so gut wie unter den Religionsverehrern, giebt es einige, welche die Freiheit lieben, andere hingegen, welche Vertheidiger des Despotismus sind. So war Thomas Hobbes, er, welcher alle Rechte und alle Pflichten auf bloße Konvenzion gründete, alle religiösen Gefühle für eine Wirkung der Furcht, und alle unsere Entschliessungen für nothwendige Folgen unserer Neigungen hielt, dennoch ein eifriger Anhänger des Despotismus; und der gottesfürchtige Milton hingegen ein allzu enthusiastischer Freund der Freiheit. — Manche Schriftsteller haben unter den Ungläubigen der neuesten Zeiten Friedrich II., Katharina II., einige andere noch lebende Fürsten, und viele Männer, welche in Frankreich eine große Gewalt besessen haben, z. B. den General-Controlleur Terrai, den Kanzler Meaupou, den Siegelbewahrer Lamoignon, den Kardinal Brienne ꝛc. genannt; aber sieht man denn nicht, daß, indem man dergleichen Namen anführt, man zugleich selbst beweist, daß Unglaube in Religionssachen nicht immer revoluzionäre Meinungen zur Folge habe? —

Oft, nur um das Vergnügen zu haben, die Philoso-

phen anklagen zu können, thut man, als ob alle die für Philosophen zu halten wären, welche es zu seyn scheinen wollen, alle die, welche sich bemühen, sich durch sonderbare Meinungen auszuzeichnen, alle die, welche von allem dem, was rechtschaffene Menschen hochschätzen, mit Verachtung sprechen, und welche mehr die Kraft und Stärke der Bösewichter bewundern, als sie die Greuelthaten derselben verabscheuen: aber ist es denn, um unter die Männer zu gehören, welche sich durch Erforschung der Wahrheit auszeichnen, schon genug, einige, vielleicht verunglückte, Romane, einige Verse, einige Aufsätze in Journalen verfaßt zu haben? Wenn man solche sich für Philosophen ausgebende von Politik und Moral sprechen hört, so schaudert man mit Recht vor der Verderbniß ihres Verstandes und Herzens zurück, und man wünscht, daß die Oberherrschaft doch nie bis in so nichtswürdige Hände herabsinken möge: aber man schließe doch ja aus den schlechten Schriften oder den unsinnigen Reden solcher Menschen eben so wenig auf die Philosophie, als man von einem Renommisten auf die Ehre, von einem Inquisitor auf die Religion, von einem Quacksalber auf die Arzneikunst schließen würde. Sollte aber der Abscheu, welchen sie einflößen, in mancher Augen den Werth der Wissenschaften und der Freiheit herabsetzen, so werfe man den Blick nur schnell auf die schrecklichen Grundsätze derer, welche der Unwissenheit und der Sklaverei das Wort reden; und gewiß wird man die Grausamkeit und den Stolz derselben nicht weniger empörend finden. Man wird sie mit kaltem Blute die Anzahl der Schlachtopfer ausrechnen hören, welche sie für die Sicherheit ihrer Privilegien, oder für die glückliche Durchsetzung ihrer Ansprüche, würgen zu können wünschen, und

man wird sich, um sich mit den Menschen wieder auszusöhnen, gezwungen finden, seine Zuflucht endlich zu den Betrachtungen wahrer Philosophen zu nehmen, oder bei Männern von gemäßigter Denkungsart Hülfe zu suchen, welche ihren Geist in reinen Absichten ausgebildet haben, und deren Eitelkeit ihren natürlichen Verstand nicht verfinstert hat.

Ueberdieß sind freilich auch ächte Philosophen nicht untrüglich. Allein es ist etwas ganz anders, sagen, daß die Philosophie die französische Revoluzion, und alle die Uebel, welche in ihrem Gefolge waren, verursacht habe; als sagen, daß manche durch ihre Leidenschaften oder durch falsche Systeme irre geführte Philosophen sich zu dem Haufen der Aufrührer gesellt haben, und daß die Häupter dieser Aufrührer nach dem Falle der alten Regierung sich die Irrthümer mehrerer berühmten Schriftsteller zu Nutze gemacht haben, um die Religionsgefühle und die Sittlichkeit des Volkes zu verderben.

Aber wie viele andere Philosophen und Gelehrte haben den Abscheu nicht verbergen können, welchen sie gegen die Verbrechen der Revoluzion fühlten! Man durchlaufe die Liste jener berühmten Gesellschaften, welche den Ruhm Frankreichs und Europa's ausmachen, die Mitglieder der Akademien der Wissenschaften, der Inskripzionen, der Französischen und mehrerer andern Akademieen in den vornehmsten Städten Frankreichs. Man mache sich die Meinungen und das Schicksal ihrer Mitglieder während des Laufes der Revoluzion bekannt, und man wird sehen, ob nicht der größte Theil der Philosophen und Gelehrten die Verbrechen der Revoluzion verdammt, ob sie nicht sich geweigert haben, den Tyrannen zu dienen, ob sie nicht Schlachtopfer derselben geworden sind. —

Hätte die Tyrannei des öffentlichen Wohlfahrtsausschusses nur einige Zeit noch fortgedauert, so würde sie, weit entfernt, die Philosophen zu begünstigen, damit geendiget haben, alle Künste und Wissenschaften zu vertilgen, und Frankreich in ein Land von Barbaren umzuschaffen, das, wie die Staaten von Algier oder der Mameluken, regiert worden wäre.

Eine Lehre, deren grausame Wirkungen während der Revoluzion man nicht in Zweifel ziehen kann, ist die, welche in der Politik mehr den Zweck als die Mittel in Erwägung zu ziehen empfiehlt, und welche es für erlaubt hält, zur Beförderung des allgemeinen Besten Einzelnen die Gerechtigkeit zu versagen. So erkühnen sich schwache Sterbliche, gleich der Gottheit, das Böse zur Beförderung des Guten dienen zu lassen, gerade als ob es auch in ihrer Macht stände, der glücklichen Erreichung ihrer Absichten gewiß zu seyn, und die Leidenden schadlos zu halten. Diese ruchlose Lehre verwischt die Schande des Verbrechens, und macht uns geneigt, über dasselbe, als über die rühmlichste That, zu frohlocken. Sie macht uns gegen das Geschrei der Unschuld taub; sie setzt, aus Liebe zu einem System, an die Stelle des sittlichen Gefühls, welches die Natur in unsre Seele pflanzte, niedrige Berechnungen von Eigennutz und von Wahrscheinlichkeiten. Sie erzeugt eine gänzliche Vergessenheit der Rechte, welche allen Menschen gemein sind, und die ungereimte Voraussetzung einer öffentlichen Sicherheit ohne die Sicherheit der Einzelnen. Diese Lehre vermag tugendhafte Menschen in lasterhafte zu verwandeln: aber man würde fälschlich sagen, daß sie von Philosophen erzeugt worden sey. Sie war jederzeit die unzertrennliche Gefährtin aller Arten des Fanatismus. Zu allen

Zeiten gab es Menschen, welche, um zu einem rechtmäßigen, oder auch nur für rechtmäßig gehaltenen, Zweck zu gelangen, sich einen Ruhm daraus machten, gleichgültig gegen die Wahl und die Natur der Mittel zu seyn. Ohne Zweifel verdammt eine aufgeklärte Religion ein solches System; dennoch kennet man die frommen Betrügereien und die großen Verbrechen, welche zur Aufrechthaltung, zur Ausbreitung der Religion oft anbefohlen und zur Pflicht gemacht wurden. Man weiß, daß man in der Politik die Kunst zu betrügen und zu schaden für so unumgänglich nöthig gehalten hat, daß man dieselbe für einen wesentlichen Theil der Talente eines Staatsmannes ansieht. So ward der Name Politik häufig als gleichbedeutend mit den Namen der Hinterlist, der Heuchelei, der Ränke, gesetzt. In dem 14ten, 15ten, und 16ten Jahrhundert waren die Italiener in dieser schändlichen Kunst bekannt; und wie viele Staatenvorsteher sind nicht noch jetzt erklärte Anhänger derselben. Wie viele giebt es, für welche der Vortheil des Fürsten, oder eines Volkes, zum Nachtheil der Rechte eines dritten die einzige Regel ihrer Entscheidungen ist. Mit einem verachtenden Lächeln sehen sie auf die in ihren Augen schwachen Geister herab, welche behaupten, daß die Gerechtigkeit gegen das geringste Individuum eben so heilig, als gegen Tausende von Menschen, gehandhabt werden müsse. Ist es wohl zu verwundern, wenn eben das, was sich die einen zu Gunsten einer alten Regierung erlauben, auch von andern gethan wird, die eine neue Regierung wünschen? Jene ersten sind zwar weniger gefährlich, weil sie wenigere Gelegenheiten haben, von ihren Grundsätzen Gebrauch zu machen; anstatt daß, sobald die alte Regierung zertrümmert ist, die Re-

sultate dieser Meinung sich in eben dem Maaße vervielfältigen, in welchem die Menge der nach der Oberherrschaft ringenden Nebenbuhler zunimmt: aber beide Partheien sind doch gleich sträflich. Es ist eben so gewissenlos, wenn Mirabeau sagt, die ins Kleine gehende Moral tödtet die höhere, (la petite morale tue la grande) als es ist, wenn die gewählten oder erblichen Oberhäupter einer Nazion behaupten, alles müsse der sogenannten Staatsräson weichen. Und wenn sogar manche Philosophen dergleichen Grundsätze angenommen haben, so kann man doch dieses der Philosophie selbst eben so wenig zur Last legen, als der Religion und der monarchischen Regierung, wenn etwa religiöse und königlichgesinnte Männer denselben Irrthum behauptet haben.

[Wenn man weiter fragt, warum doch die Menschen, und insbesondere die Politiker, so geneigt sind, den eben so täuschenden als verderblichen Grundsatz, der Zweck heiliget jede Mittel, zu einer leitenden Regel ihres Verhaltens zu machen, so wird man den letzten Grund davon in nichts anderm, als in Eigennutze und in Herrschbegierde, oder auch in Mangel an richtigen Einsichten und in Unwissenheit zu suchen haben. Ich sage, auch in Unwissenheit: denn wie viele brauchen nicht z. B. den Namen Staatsräson, ohne auch nur je einen deutlichen und bestimmten Begriff damit verbunden zu haben? Soll dieser nicht ein bloß von hinterlistigen Politikern ausgesonnener, zum Deckmantel jeder von der Regierung verübten Ungerechtigkeit dienender Begriff seyn, so kann er weiter nichts als den von einer wirklichen Kollision des öffentlichen und Privatwohls hergenommenen Grund anzeigen, den Einzelnen etwas leiden zu lassen, was ihm

jedoch der Staat zu vergüten schuldig ist. Denn so wenig der Einzelne sich zum Nachtheil des gemeinen Besten bereichern darf, so wenig darf der Staat sich zum Nachtheil und auf Kosten des Einzelnen bereichern wollen. Eine Staatsräson, welche das letzte beabsichtiget, ist nichts als Ungerechtigkeit, welcher man durch den Mißbrauch eines viel sagenden Wortes den Schein des Rechts zu geben sucht. Wo nicht eine wirkliche, nicht erdichtete, Kollision des öffentlichen und Privatvortheils zu erweisen ist, da ist auch der Begriff von Staatsräson nicht anwendbar.]

Der Verfasser beschließt seine Abhandlung von dem Einflusse der Philosophen auf die französische Revoluzion mit einigen Bemerkungen über den Namen, Jakobiner. Es wäre einmal Zeit, sagt er, die eigentliche Bedeutung eines Wortes genau zu bestimmen, welches an so viele Frevelthaten erinnert, welches den größten Abscheu einflößen muß, dessen Mißbrauch so schädlich und strafbar ist, und welches man gleichwohl zu mißbrauchen nicht aufhört. Bekannt ist der Ursprung dieses Wortes. Man weiß, daß im Jahr 1790. Männer, welche Frankreich zu großen Veränderungen vorbereiten wollten, in Paris eine Gesellschaft errichteten, welche Berathschlagungen über öffentliche Angelegenheiten zum Zweck hatte. Sie versammelte sich in einem Mönchskloster, welches den Namen der Jakobiner führte. Aus Spott ertheilte man diesen Namen auch den Mitgliedern jener Gesellschaft; sie rechneten sich denselben zum Ruhm an, und so verbreitete er sich über alle in den Provinzen errichteten Gesellschaften dieser Art. Sie bestanden aus Enthusiasten, aus einer großen Menge von leicht zu verführenden Unwissenden, und aus

vielen habsüchtigen und grausamen Menschen, welche ihren Ehrgeiz unter dem Schein eines brennenden Eifers für das allgemeine Wohl verhüllten. Die Mitglieder dieser Gesellschaften verdarben und bestachen in den Städten den Pöbel, welchen es so leicht war in Wuth zu bringen. Sobald sie sich zu Häuptern eines zahlreichen Haufens von Räubern emporgeschwungen hatten, jagten sie allen Bürgern Schrecken ein, und unterjochten die gesetzgebenden Versammlungen. — Bekannt sind die Gräuelthaten, durch welche von nun an der Name, Jakobiner, ein Gegenstand der allgemeinen Verabscheuung ward. Dennoch lag die Ursache des Unwillens, welchen sie nothwendig erregen mußten, nicht darin, daß sie Grundsätze hegten, welche der guten Ordnung zuwider liefen. Man ist nicht strafbar, wenn man, wofern man nur dabei den Gesetzen gehorsam bleibt, seine Meinung zu einer öffentlichen Prüfung vorträgt, ohne andere zu zwingen, sie zu der ihrigen zu machen. — Die demokratischen Grundsätze der Jakobiner haben nur dadurch so vieles Unheil angerichtet, weil sie sträfliche Mittel angewandt haben, um dieselben geltend zu machen. Für die meisten Jakobiner waren sie nur ein Deckmantel ihres Ehrgeizes. Man hegt demnach einen sehr falschen Begriff von dem Jakobinismus, wenn man ihn mit der Vorliebe für die demokratische Regierungsform verwechselt. Der rechtschaffenste Mann kann bei zu wenig Erfahrung mit einer Art von Schwärmerei für eine uneingeschränkte Demokratie eingenommen seyn; aber Jakobiner verdient man nur dann genannt zu werden, wenn man mit dieser Meinung eine so wilde Denkart verbindet, daß man alle die ins Verderben gestürzt oder getödtet wissen will, welche nicht derselben Meinung zugethan

sind. Und gleichwohl ist nichts gewöhnlicher, als daß man diesen schimpflichen Namen selbst denen beilegen hört, welche vor allen bestehenden Regierungen Ehrfurcht äußern, aber bei allen gleiche Verbindlichkeiten voraussetzen, und zugleich allen Völkern Rechte zuerkennen, welche die Freunde der Menschheit ihren Regierern vorzuhalten nie aufhören werden, ohne doch dabei die öffentliche Ordnung und Ruhe zu stören. Menschen, welche zum Vortheil einer unumschränkten Monarchie, oder einiger bevorrechteten Familien, oder selbst zu Gunsten der möglich besten Regierungsform und der vollkommensten Religionseinrichtungen, alle Grundsätze der Gerechtigkeit verletzten und ohne Mitleid würgten, würden gerade in dem, was Gutdenkende so sehr empört, d. h. in dem Gebrauche ungerechter Mittel und in der Gleichgültigkeit gegen anderer Unglück, die vollkommenste Aehnlichkeit mit den Jakobinern haben. Wollte man diesen Namen von denen, die sich mit demselben brüsteten, auf andere übertragen, so könnte man sagen, daß es eben so gut monarchische, aristokratische, und hierarchische Jakobiner gebe, als demokratische.

IX.

Johann Hartmann Eberhardt über den Zustand der schönen Wissenschaften bei den Römern. Aus dem Schwedischen. Mit Zusätzen. Altona, bei Hammerich. 1801. (Nebst einem Register der Personen und Sachen.) 348 S. außer XVIII. S. Vorerinnerung. 8.

Dieses gelehrte Werk ist von dem Herausgeber mit einigen Berichtigungen und vielen literar-historischen Zusätzen versehen worden, welche seinen Werth für den Freund der alten Literatur um vieles erhöhen. Die ungemeine Belesenheit, von welcher jede Seite zeugt, empfiehlt es dem Philologen und Humanisten als einen Schatz von Gelehrsamkeit und als ein sehr brauchbares Hülfsmittel seines Studiums. Unsere Zeitschrift muß sich in folgendem gedrängten Auszuge auf denjenigen Theil seines Inhalts beschränken, welcher für die Kulturgeschichte und etwa für die Aesthetik einige Ausbeute gewährt.

§. 1. Die schönen Wissenschaften (studia humanitatis et literarum, artes, quae ad humanitatem pertinent, artes ingenuae et humanae) waren mehrere Jahrhunderte ein den

Römern unbekannter und vernachläßigter Gegenstand, wie sich in einem militärischen, aus Hirten, Ackersleuten und Flüchtlingen gebildeten Staate kaum anders erwarten ließ. Roms häufige Kriege, die aus seiner Lage entsprangen, und immer zu seinem Vortheil ausschlugen, machten es eroberungssüchtig. Innerhalb des Staates herrschte drückende Armuth. Die zwischen Krieg und Ackerbau vertheilte Zeit ließ zur Ausbildung des Genies, zur Erwerbung gelehrter Kenntnisse keine übrig. Die ganze Erziehung zweckte auf die Bildung muthiger Soldaten, guter Ackersleute und Mitbürger ab. In Religion und bürgerlichen Gesetzen und Gebräuchen ward die Jugend unterrichtet. Vaterlandsliebe ward durch kurze Sinnsprüche und glänzende Beispiele ihr eingeprägt. Dieses, so wie einfache Meß- und Rechenkunst, galt für wissenswürdig, und machte den Gegenstand der für beiderlei Geschlecht eingerichteten öffentlichen Schulen (ludi literarii) aus. Der Nationalcharakter der Griechen, welcher einem ernsthaften, gesetzten, arbeitsamen Römer nicht anstand, trug bei, daß die Römer von den schönen Wissenschaften und der Philosophie der Griechen nichts weniger als gute Begriffe hatten. Außer S o l o n s Gesetzen wollten sie nichts von den Erfindungen und Kenntnissen der Griechen wissen, welche sie nur für sittenverderbliche Erzeugnisse des Leichtsinns und der Kraftlosigkeit dieses Volkes hielten.

Unter den schönen Wissenschaften versteht der Verfasser D i c h t k u n s t, B e r e d s a m k e i t und G e s c h i c h t e. Der alte Sprachgebrauch aber befaßte mehr unter den studiis humanitatis.

§. 2. Roms Einwohner waren den Griechen Barbaren. Und doch hatten sie Männer in ihrer Mitte, die den Weisen oder politischen Philosophen Griechenlands nichts nachgaben, wie aus ihrer Staatseinrichtung, ihrem Gottesdienste, ihrem Privatleben, ihren Sitten u. s. f. erhellte. Die Zeit bewies auch, daß es ihnen weder an Genie, noch Trieb zu den schönen Wissenschaften fehlte, sobald Umstände ihre Neigung begünstigten.

§. 3. Von den ältesten Zeiten her pflegten die Römer zum Andenken verdienter Männer im Staate bei ihren Gastmälern zu singen und zu spielen. Diese Lieder und Melodieen waren, wie die bei Opfern und Prozessionen, ernster Art. Die Fescenninischen Aernten- und Weinlese-Gesänge hingegen waren mit plumper beißender Satire angefüllt. Vom Lande kamen sie in die Stadt, und wurden bei Hochzeiten, Triumphen, und endlich auf dem Theater mit aller der Leichtsinnigkeit gebraucht, welche sich die ältern griechischen Komiker herausnahmen.

§. 4. Doch hatte Rom zu dieser Zeit keine wirkliche Poesie, keinen eigentlichen Poeten. Größer achtete man eine gute Rednergabe, die Rom in seiner republikanischen Form sehr zu statten kam. Das Volk bekam dann nahen Antheil an der Gesetzgebung und Regierung. Man suchte das Volk zu überzeugen oder doch zu überreden. Gedächtnißreden auf Verstorbene wurden eingeführt. Das Gewicht der Sache, das Zutrauen zu der Person, welche redete, und das Ungewöhnliche, etwas Besseres zu hören, ersetzten den Mangel an Wohlredenheit.

§. 5. In der Geschichte, die sich mit Dichtkunst und Wohlredenheit für verwandt hält, und überflüssigen Stoff und Aufmunterung fand, brachte man es jetzt nur zu den magern Tagebüchern des Pontifex Maximus.

§. 6. So verhielt es sich mit den schönen Wissenschaften zu Rom bis zum Ende drs ersten punischen Krieges. Nach diesem Friedensschlusse führte Livius Andronikus das erste Drama zu Rom in griechischem Geschmacke ein. Schon ein Jahrhundert zuvor hatte man zur Versöhnung der Götter wegen einer verwüstenden Pest die ludi scenici (Tanz nach der Musik eines Pfeifers) gehalten. Nävius arbeitete auch im dramatischen Fache; erlaubte sich aber dieselbe Zügellosigkeit, wie die ältern griechischen Komiker, gegen einige Vornehme, und erfuhr deshalb die Strenge der Gesetze. Ennius und Plautus führten die dramatische Dichtkunst zu größerer Vollkommenheit, bis Terenz ihr die größte Ausbildung gab.

Zusätze des t. H.

Ennius versuchte sich als lyrischer, didaktischer, epigrammatischer und satirischer Dichter. Plautus und andere lateinische Komiker schöpften größtentheils aus den Griechen, hinter welchen sie aber zurückblieben, jedoch mehr in der Tragödie, als in der Komödie.

§. 7. Die ziemliche Anzahl komischer Dichter unter den Römern innerhalb der achtzig Jahre von Livius Andronikus an bis zum Tode des Terenz wurden doch nur als ein Schatten der attischen angesehen. In der tragischen Poesie zeichneten sich Pacuvius und Accius aus, und erhielten in der häufigen Lektüre und bei der theatralischen Darstellung Beifall.

Quinctilian rühmt sie auch in Ansehung der Gedanken, der Ausdrücke, und der Wahl der Charaktere, und schreibt die Fehler auf Rechnung des Zeitalters und den Mangel der letzten Feile.

§. 8. In den sogenannten Atellanischen Dramen kamen die wegen ihrer groben Sitten bekannten Osker vor, und die Planipedien zweckten auf Gelächter ab, wobei die Schamhaftigkeit oft beleidigt wurde, zuweilen aber doch ernstere Rollen und schöne Stellen erschienen.

§. 9. Lucil, Zeitgenosse des Terenz, machte den ersten Versuch mit der römischen Satire, einer Dichtungsart, in welcher er Laster und Thorheiten seiner Zeit mit der Freiheit der ältern griechischen Komiker durchzog. Cicero und Quinctilian rühmen ihn. Dem Horaz sind seine Verse zu wenig gefeilt, seine Kritiken zu strenge: denn Zeit und Geschmack hatten sich geändert. Außer dieser neuen Materie beschäftigten sich römische Dichter ebenfalls mit historischen und philosophischen Gegenständen. Nävius besang den ersten, Ennius den zweiten punischen Krieg. Letzterer wagte sich sogar auf ein weiteres Feld der römischen Geschichte in seinen Annalen. Mochten gleich diese Versuche unsere gereimten Chroniken nicht weit übertreffen, so schätzte man sie doch als die ersten und einzigen, und sie reizten die Neugierde des Privatmanns, beschäftigten die Kritik der Grammatiker. Lucretius Carus stellte in seinem Gedichte de rerum natura Epikurs philosophisches System dar. Cicero fand in ihm viel Genie und Kunst. Macer schrieb Verse de virtutibus herbarum.

§. 10. Durch die Poesie erhielten sowohl die schönen, als auch die eigentlichen Wissenschaften der Griechen bei den Römern Eingang. Zur Erlernung der griechischen Sprache nahmen die vornehmen Römer gelehrte Griechen an, und besoldeten sie für ihre eigene und ihrer Kinder Rechnung. Auch Leibeigene, theils Griechen, theils Syrer, wurden von den Atheniensern in der Sprache geübt, und nach Rom verkauft. Selbst die ältern Schulen (ludi literarii) bekamen Gelegenheit, mit neuen Einrichtungen im Fach des Unterrichts zu wetteifern, welche von den sogenannten Grammatikern auf eigene Hand vorgenommen wurden.

§. 11. Livius Andronikus schon erklärte seinen Lehrlingen die griechischen Dichter, und übersetzte die Odyssee ins Lateinische. Ennius hatte in seinem Lande und auf Sardinien Lektionen gegeben, ehe Cato ihn mit sich nach Rom nahm, wo er unfehlbar fortfuhr, Vorlesungen über griechische Schriftsteller zu halten, und sie ins Lateinische zu übersetzen. Dieß Alles gehörte zur Beschäftigung eines Grammatikers oder Literators, welcher außerdem noch in der Dichtkunst, Beredtsamkeit und Musik Unterricht gab. Jene Schulanstalt erweiterte sich allmählich so, daß es der Art nicht weniger als zwanzig in der Hauptstadt gab, und die Provinzen ebenfalls ähnliche Einrichtungen bei sich in Gang kommen sahen.

Zusatz d. Herausg. Alle Schulen dieser Zeit waren nur Privatinstitute.

§. 12. Die Beredtsamkeit, welche anfangs ebenfalls die Grammatiker lehrten, wurde in der Folge von eigenen Lehrern, den rhetoribus latinis, vorgetragen. Weil die Jugend durch sie blos dreist und kühn gemacht zu werden schien, wurden sie

durch ein Verbot der damaligen Censoren beschränkt. Jedoch kam nachher die Einrichtung wieder zu Stande; besonders blühte des Gallus rhetorische Schule. Diese Profession gewann Zutrauen. Aber man nahm niemand gern an, der nicht bei einem Grammatiker die Grundwissenschaften erlernt hatte. Oft schrieben sie für solche, die Prozesse zu führen hatten, und führten sie auch selbst.

§. 13. 14. Durch diese Schulanstalten und die in denselben mit griechischen Rednerwerken gemachte Bekanntschaft gelangte das Studium der Redekunst zu höherer Vollkommenheit. — Cajus Gracchus war das größte Rednergenie, das Rom bis auf diese Zeit gesehen hatte. Als Günstling des Volks und Abscheu des Senats büßte er in einem blutigen Handgemenge der Parteien sein Leben ein. Nachher zeichneten sich nur M. Antonius und Luc. Crassus aus, und zu ihrer Zeit hatten nach Cicero die lateinische Sprache und Beredtsamkeit ihre höchste Reife erreicht. Aber unter den einheimischen Unruhen war es nur dem Cicero und einem Hortensius vorbehalten, die von Antonius und Crassus glücklich erhobene Beredtsamkeit zur höchsten Vollkommenheit zu bringen, so daß sie der griechischen den Vorrang streitig machen konnte.

§. 16. Diesem Zweige der schönen Literatur fehlte es jetzt nicht mehr an großer Aufmunterung. Denn einem Redner standen die vornehmsten Ehrenstellen und Staatsämter offen.

§. 17. 18. Unruhige Zeiten beförderten die Ausübung der Beredtsamkeit in hohem Grade. Hortensius hatte ein vortreffliches Genie, ein unvergleichliches Gedächtniß, eine unermüdbare Arbeitsamkeit, eine angenehme und starke Stimme,

und eine lebhafte Aktion. Seine Schreibart war ausgesucht, schön, der Materie angemessen, fliessend, voll und prächtig, so wie eine lebhafte Einbildungskraft und die Nachahmung asiatischer Redner es mit sich brachte. Er fing in seinem 19ten Jahre an, sich vor den Gerichtshöfen zu zeigen, ward bald dem M. Antonius und L. Crassus an die Seite gesetzt, und verdunkelte den Cotta und Sulpitius. Als Consul zog er sich in die Ruhe zurück. Die Beredtsamkeit verdankt ihm die sogenannten Partitionen und Kollektionen; denn er theilte zuerst seine Reden in gewisse vorzutragende Hauptpunkte ein, und wiederholte kürzlich am Ende Alles, was bei jedem Punkte für und gegen die Sache war angeführt worden, mit den dazu gehörigen Beweisen.

§. 19 – 25. Cicero, zehn Jahr jünger als Hortensius, nahm sich ihn zum Muster, und ging ihm endlich vor. Er übertraf ihn an Kenntnissen und Arbeitsamkeit. Der junge Cicero hatte sich an griechische Lehrer gewandt, um die Gründe der schönen Wissenschaften und der Philosophie zu erlernen. Er hielt sich an die neuere platonische Sekte, als die für Beredtsamkeit am besten passende, und schrieb ihr seine Fortschritte zu. Im sechs und zwanzigsten Jahre fing er Sachen an vor Gericht zu führen, und das Volk bewunderte die edle Dreistigkeit und patriotische Denkungsart des jungen Redners. Die Fehler seines Stils und seiner Deklamation zu verbessern, besuchte er in Athen, Kleinasien und Rhodus die angesehensten Philosophen und Redner. Durch uneigennützige Vertheidigung seiner Mitbürger in Rechtssachen erwarb er noch mehr Zutrauen und Erkenntlichkeit. Als Consul hielt er zwölf Reden über Gegenstände,

auf denen die Ruhe und Erhaltung des Volkes beruhte. Seine philippischen Reden, seine besten Arbeiten, kosteten ihm das Leben.

Cicero war der römische Demosthenes. Mit allem Fleiß legte man sich unter ihm auf die Beredtsamkeit, worin er besondere Uebungen anstellte. Er schrieb selbst lehrreich über diese Kunst, die er auch durch die Bekanntmachung seiner Reden sehr beförderte.

Zusätze d. H. Im philosophischen Unterricht benutzte Cicero den Akademiker Philo.

§. 26. Nächst dem Cicero huldigten zu dieser Zeit mehrere große Männer den schönen Wissenschaften. Lucullus legte eine große Bibliothek an, wozu alle Freunde der Wissenschaften Zutritt hatten, und wo er sich oft zu ihrer Gesellschaft einfand. Kurz zuvor hatte Sylla des Apelliko große Bibliothek von Athen nach Rom bringen lassen. Es gehörte zu dem übrigen Luxus dieser Stadt, gelehrte Werke allerlei Art, wie die Meisterstücke der berühmtesten Mahler und Bildhauer, zu sammeln; ein Zweig der Ueppigkeit, welcher unfehlbar für die Bildung des römischen Geistes der nützlichste war. Ein Tyrannio, welcher in den vornehmsten Häusern Roms Unterricht gab, schaffte sich einen zahlreichen, das Vermögen eines Privatmanns übersteigenden Vorrath an. Daß Cicero hierin keine Kosten sparte, leuchtet aus seinem Briefwechsel mit Atticus hervor. Dieser sein Freund, der nicht minder ein Liebhaber von Büchern war, benutzte die Gelegenheit seines Aufenthaltes in Athen dazu, in den daselbst befindlichen Sammlungen, von den besten

Schriftstellern, für seine eigene und Cicero's Rechnung, Abschriften nehmen zu lassen.

§. 27. Jetzt arbeitete man auch mit großem Fleiße an der Veredlung der lateinischen Sprache, ohne welche man es in der Beredtsamkeit nicht weit bringen konnte. Sie litt viel an ihrer Reinheit durch Reisen der Eingebohrnen und ihren auswärtigen Aufenthalt, so wie durch beträchtliche Einwanderungen der Fremden in Rom. In einigen Familien erhielt sie sich zwar durch Unterricht; aber sie auf Regeln zu bringen machte erst Terentius Varro, Cicero's Freund, den ersten glücklichen Versuch in seiner Schrift de lingua latina. In dieser Absicht schrieb Julius Cäsar zwei Bücher de analogia, wie auch Messalla. Des ersteren Verdienste sind bekannt.

§. 28. Zu dieser Zeit zeigten sich die Antiquarier im historischen Stile; so brauchte der erste römische Geschichtschreiber Sallust viele veraltete Ausdrücke.

§. 29. 30. Dem von Cicero gefühlten Mangel an einer historischen Wissenschaft hätte zur Zeit des Flors der Beredtsamkeit und der lateinischen Sprache unfehlbar abgeholfen werden können. Den großen Männern, welchen ihr Talent und ihre Lage die Bearbeitung der Geschichte erleichtern mußte, fehlte es an hinlänglicher Muße. Sie konnten nur einzelne Stücke und Memoiren liefern.

§. 31. Außer diesen nützlichen Zeitvertreiben, womit ein Theil der Großen in Rom sich während der Muße beschäftigte, gaben sie sich auch gern mit Poesie ab, deren Gegenstände nicht immer ernsthaft, auch mehrentheils satirisch, lächer-

lich, leichtsinnig waren. Die letzteren waren den sehr verdorbenen Sitten der Zeit gemäß. Reden gleich die Göttinnen des Gesanges in Katulls Gedichten eine feinere Sprache, so erscheinen sie doch weniger ehrbar und schamhaft.

§. 32. In diesem Zustande befanden sich die schönen Wissenschaften in Rom kurz nach der Schlacht bei Philippi, welche den Untergang der republikanischen Partei zur Folge hatte. Diese Staatsumwälzung fiel gerade in die Zeit, da die Römer die Gelehrsamkeit der Griechen eingesogen hatten, und mit ihren Lehrern wetteiferten. — Jetzt ist der Einfluß des Souveräns auf die Wissenschaften zu betrachten.

§. 33. Unter Augusts kluger und gemäßigter Regierung fehlte es den schönen Wissenschaften weder an Schutz noch an Aufmunterung. Er selbst war nach der gewöhnlichen Erziehung der damaligen Zeit gelehrt, liebte die Gelehrten, und ward in dieser Denkungsart von Mäcenas, seinem Günstlinge, unterhalten, der daher der gelehrten Welt unvergeßlich geworden ist. Durch seinen Fürspruch wurden die besten Köpfe am Hofe bekannt und mit Wohlthaten überhäuft, so daß sie gemächlich dem erforderlichen Fache ihr Talent widmen konnten. Er veranstaltete es, daß die Schauspiele im Circus zur Unterhaltung der Römer häufiger und prächtiger, als bisher, gegeben wurden, und wandte Alles auf die theatralischen Unterhaltungen. Kurz vor der Revoluzion hatte Rom ein stehendes Theater erhalten, welches zu erlauben man zuvor Bedenken getragen hatte. Pompejus bauete es aus eigenen Mitteln, und weihte es zu einem Tempel der Venus ein. Augustus führte auf seine Kosten ein neues auf, welches den Marcellus erhielt,

und vermochte den Balbus zur Erbauung eines dritten. Noch mehr, als die gewöhnlichen Schauspiele, gefielen die Pantomimen. In Aesop und Roscius hatte Rom kurz zuvor große Schauspieler, den einen für tragische, den andern für komische Dramen besessen. Sie standen in allgemeiner Achtung.

§. 34. Die weit getriebene Kunst der Pantomime, welche so großen Beifall fand, hemmte den weitern Fortgang der dramatischen Poesie. Augustus beförderte die Achtung und selbst die Vermögensumstände der Schauspieler, und nahm den Prätoren ihr altes Recht, ihnen Verweise zu geben, und sie in Ordnung zu halten, wodurch die Histrionen zu übertriebener Dreistigkeit verführt wurden.

§. 35. 36. Die Poesie ward inzwischen in Rom dasjenige Studium, womit sich der bessere Theil des Volks am meisten beschäftigte. Ihr widmeten die Reichen ihre Muße und Ehrbegierde: die Aermern suchten sich durch sie den Großen zu empfehlen. Aber unter so vielen, welche sich angriffen, Verse zu schreiben, finden sich nur wenige vorzügliche Köpfe, welche bei August nähern Zutritt hatten, und welche der Favorit unter seine Freunde aufnahm, denen auch sein Tisch offen stand. Diesen hat die Römische Poesie die Vollkommenheit zu danken, welche sie unter Augusts Regierung erreichte. Virgil machte sich durch seine Hirtengedichte, worin er den Theokrit nachahmte, durch seine Georgika, womit er den Hesiodus übertraf, und durch seine Aeneis bekannt. Ob er an diese Epopee gleich nicht die letzte Hand legen konnte, und mit dem Entwurfe selbst nicht zufrieden war, so machte sie doch die Nachwelt unschlüssig, ob ihm oder dem Homer in diesem

Stücke der Vorrang gebühre. Horatius, welcher in der Armee des Brutus der Schlacht bei Philippi beigewohnt hatte, ward nichts desto weniger von Mäcenas angenommen, der ihm von seinem Herrn reichliches Auskommen und Gelegenheit verschaffte, seinen epikurischen Grundsätzen gemäß zu leben. Horaz ging in seinen Oden und in seinem carmen saeculare allen andern vorhergehenden römischen Dichtern so augenscheinlich vor, daß er allein des Lesens werth geachtet wurde, und die andern in Vergessenheit brachte. Pindar war sein Muster. In seinen Satiren bedient er sich des feinen spielenden Scherzes, woran man damals Geschmack fand. Sein Brief de arte poëtica enthält wahrscheinlich einen kurzen Abriß der vorzüglichsten Regeln des Neoptolemus Parianus, und seine Episteln betreffen moralische und kritische Gegenstände.

§. 38. In der Elegie thaten sich Tibullus, Propertius, Gallus und Ovidius hervor, alle bei Hofe wohl bekannt und begünstigt, ausgenommen den erstern, welcher in der Stille für sich lebte, und über seine Liebe schrieb. Dem Quinctilian gefiel er am besten, obgleich andere den Propertius vorzogen. Für härter erkannte jener Kunstrichter den Gallus. Ovid war zu einer Zeit der Lieblingsdichter, am Hofe und in den besten Gesellschaften seiner Talente und seines Umganges wegen wohl gelitten. Aus seinen übriggebliebenen Gedichten sieht man, wie leichtsinnig und verliebt er gewesen ist, und wie schwer es ihm fiel, unter den Geten in Tomi zu leben, wohin ihn August verwies.

§. 39. Horaz hatte Recht von den römischen Dichtern zu sagen, daß sie in Ansehung der Materie und der Versgattung

nichts unversucht ließen. Nun rief August den Titus Livius von Padua an den Hof, und Rom erhielt einen vortrefflichen Geschichtschreiber, den man dem Herodot an die Seite setzte.

§. 40. Verschiedene Privatmänner bearbeiteten zu gleicher Zeit einzelne Theile der griechischen und römischen Geschichte.

§. 41. So wie die Poesie und Geschichte unter August auf eine so ausgezeichnete Art bearbeitet wurden und stiegen, so gieng dagegen die Beredtsamkeit rückwärts. Bloße Privatprozesse waren einem künftigen Redner übrig geblieben, sich hervorzuthun. Die causae publicae, welche bisher der Beredtsamkeit so viel Stoff gaben, mußten jetzt seltener werden, oder eine Richtung erhalten, wo keine Ehre, sondern allgemeiner Haß und Verachtung zu erhalten stand. Roms Einwohner hatten ohnedies in den täglichen theatralischen und circensischen Schauspielen allen Geschmack, Redner zu hören, und die Jugend hatte alle Lust verloren, auf die ehedem gebräuchliche Weise, mit Fleiß und Mühe sich auf die Ausübung der Redekunst vorzubereiten, so daß man der Beredtsamkeit eine andere Gestalt zu geben, und sie zu erleichtern suchte.

§. 42. Hierauf arbeiteten die sogenannten Kakozelen hin, welche nur etwas Neues, vom gewöhnlichen Sprachgebrauch Abweichendes, Verwickeltes, Zweideutiges und Prächtiges hervorzubringen strebten. Cassius Severus, der sich nicht minder Achtung seiner Rednertalente wegen erwarb, als er sich durch bittern Tadel und beissende Satire verhaßt machte, gab den Ton zum neuen Geschmack in der Beredtsamkeit an, und machte hierin Epoche.

§. 43. Mit dem Stile der Redner mußte auch ihre Aussprache und Aktion verändert werden. Sie war bei Cicero und seinen Zeitgenossen männlich und hatte Würde. Er wünschte nicht, daß ein angehender Redner die theatralische Gestikulazion nachahmen, oder sich an die singende Aussprache der asiatischen Rhetoren gewöhnen sollte. Manche, die ihren Reden poetischen Schmuck zu geben suchten, rechneten sichs zum Verdienst, wenn, was sie im ungebundenen Stil geschrieben hatten, gesungen und durch Geberden ausgedrückt werden konnte. Gallio machte sich besonders dieser Affektation wegen bekannt, und sein Wortgeklingel ward der gekräuselten Sprache des Mäcenas an die Seite gesetzt.

§. 44. August war kein Freund jener Kakozelie, welche auch zu seiner Zeit keine Aufnahme erhielt. Asinius Pollio errichtete eine öffentliche Bibliothek, wo er einer gelehrten Versammlung seine Aufsätze vorlas, mehr um ihres Beifalls, als um ihrer Kritik willen. So pflegte man auch seine Arbeiten in der schönen Literatur in einer von August angelegten Bibliothek zu recitiren. Die aufmunternde Ehre, das Geschriebene nebst dem Brustbilde der Verfasser in Wachs an die Bibliothek zu liefern, widerfuhr keinem, ohne vorhergegangene Prüfung und Billigung. Dergleichen Rezitazionen geschahen auch auf dem Theater, auf dem Forum, in öffentlichen Badehäusern, und bei Privatmännern, die ihre Zimmer dazu hergaben. Selbst August war oft gegenwärtig, ermunterte und belohnte. Gedichte, historische oder oratorische Arbeiten las man vor.

§. 45. Unter Augusts Nachfolger, Tiberius, der zwar gelehrt war, und zur Sekte der Antiquarier gehörte, aber durch

unverhüllten Despotismus die Satire reizte, ward der Fortgang der schönen Literatur gehemmt. Satirische Dichter wurden verurtheilt, Geschichtswerke öffentlich verbrannt, und den Rednern ward die Freistätte eröffnet, Delatoren abzugeben, und gegen die, welche sich Tiberius zum Opfer erkohren, peinliche Prozesse zu führen.

§. 46. Was hatte die Literatur von einem Kaligula zu erwarten, welcher zwar einige Schriften wieder frei gab, aber Homers und Virgils Gedichte, und des Livius Werke, aus allen Büchersammlungen verwies? Der Eigenliebe dieses Tyrannen mußten die Rednertalente Andrer verheelt werden.

§. 47. Der blödsinnige Claudius schrieb zwar selbst hetrurische, karthagische, römische Geschichte, und vertheidigte Cicero's Schreibart, ließ sich aber zum Nachtheil der schönen Literatur von seinen Freigelassenen und Weibern leiten. Pomponius wird als tragischer Dichter, Rusticus als Geschichtschreiber mit Ruhm erwähnt. Der treffliche Redner Passinus ward durch Agrippina's Veranstaltung vergiftet, welche dagegen den L. Annäus Seneka aus dem Exil zurückrufen ließ, um ihren Sohn Nero in der Poesie und Beredtsamkeit zu unterrichten.

§. 48. Dieser Seneka behauptet unter den Reformatoren der schönen Literatur der Römer einen ausgezeichneten Platz. Sein Vater M. Seneka hatte zu Augusts Zeiten eine rhetorische Schule zu Rom gehalten. Jener bewies in Epigrammen und Tragödien dichterische und rednerische Talente. Den neuen (verderbten) Geschmack der römischen schönen Literatur zu gründen, mußte ihm um so leichter fallen, je mehr sein politisches

Ansehen galt. Nero versprach selbst im Anfange viel für die schönen Wissenschaften: aber bald blieb seine Ehrbegierde dabei stehen, ein Dichter und der größte Musiker zu seyn. Er ward der Gegenstand der Satire eines Petronius, Persius und Sosianus. Der Geschmack wurde zwar belebt, aber keiner durfte mit seinen Talenten den Kaiser verdunkeln.

§. 49. Lucan's Pharsalia erkannte man bald als ein Gedicht, das gegen die Gesetze der Epopee und des guten Geschmacks verstieß. Die übrig gebliebenen Reden, Briefe und Abhandlungen des Seneka zeugten von seinen ausgebreiteten Kenntnissen und von seinem Genie. Quinctilian rühmt ihn in beiden Rücksichten.

§. 50. Nero's Nachfolger fand Mittel, denjenigen eine jährliche Besoldung vom Staate zuzuwenden, welche in der römischen und griechischen Beredtsamkeit öffentlich unterrichten sollten. Er zog wirkliche Poeten satirischer und tragischer Art und Redner hervor, und belohnte sie. Aber gerade, als die schönen Wissenschaften unter ihm und seinem ältern Sohne Titus sich wieder zu erheben angefangen hatten, fielen sie in ihr Unvermögen unter Domitian zurück.

§. 51. Dieser, weder selbst Gelehrter noch Literaturfreund, gab doch den Dichtern und Rednern bei den seiner Schutzgöttin Minerva angestellten Festen Gelegenheit, um den Preis zu wetteifern. Oeffentliche Bibliotheken ließ er wieder herstellen und bereichern. Die stoischen und kynischen Philosophen gaben Anlaß, daß er alle Philosophen aus der Hauptstadt und ganz Italien verwies.

§. 52. Unter ihm machten sich die Dichter Statius und Martialis, und der treffliche öffentliche Lehrer der Redekunst Quinctilian bekannt. Auch der ältere Plinius schrieb zu dieser Zeit über grammatikalische und oratorische Materien, und seine Naturgeschichte, nachdem er andre historische Arbeiten aus politischen Gründen abzubrechen war genöthigt worden. Der Dichter Valerius Flaccus konnte daher auch seine Argonautica nicht vollenden. Juvenal ergoß seine Erbitterung über die verdorbenen Sitten seiner Zeit in seinen Satiren, ward aber weiter nach Thebais versetzt, um Dienste zu thun.

§. 53. Tacitus mußte mit seinen Zeitgenossen das Aeußerste, wohin Sklaverei treiben kann, erfahren. Aber die Regierung des Nerva und Trajan ließ freier athmen. Indessen konnten die schönen Wissenschaften nach einem funfzigjährigen Zwange und Drucke sich nicht so leicht erheben. Die älteren Personen, die sich aus Furcht der großen Welt entzogen hatten, und sich in der Stille auf dem Lande vergnügten, um entweder die Landkultur oder das Landleben zu besingen, oder auch einen größern Gegenstand zu bearbeiten, waren nicht geneigt, zurückzugehen, und jüngere nahmen unvorbereitet deren Stellen ein. Indessen zeichneten sich jetzt unter den Gelehrten Tacitus und der jüngere Plinius aus. Dieser nahm sich jenen als Redner zum Muster. Aber nur die historischen Werke des Tacitus haben unser Zeitalter erreicht. Sie verrathen den Staatsmann. Der Stil ist sinnreich, zierlich und kurz.

§. 54. Des Tacitus Freund, der jüngere Plinius war ein Schüler des Quinctilian, und seines Onkels, des

ältern Plinius. In seinen Briefen ahmte er den Cicero nach. Unter Domitian machte er sich durch seine Rednertalente und durch seinen Charakter vortheilhaft bekannt. Die Briefsammlung dieses fleissigen Gelehrten giebt einen deutlichen Begriff vom Zustande der schönen Wissenschaften unter Trajan. Die ehemaligen Rezitazionen waren noch üblich; Zuhörer aber mußte man durch sogleich ausgetheilte geringe Sportuln erst zusammenbringen. Diese waren auch schuldig zu applaudiren, welches sich ebenfalls auf gerichtliche Redner erstreckte. Largius Licinius brachte dieses Unwesen auf, das schon Nero zuerst veranlaßt hatte. Man rezitirte Gedichte, historische Aufsätze und Reden. Plinius nennt eine Menge Dichter. Der alte Silius Italikus vollendete jetzt sein Gedicht vom punischen Kriege. Selbst Plinius dichtete in der Muße Hendekasyllaben nach Katull, und komische Stücke. Passienus ahmte die Elegien des Properz und die Oden des Horaz nach. Außer dem Tacitus nennt Plinius mehrere Historiker. An Rednern mangelte es jetzt auch nicht. Aber die juristische Beredtsamkeit ward als ein Nahrungszweig ziemlich eigennützig behandelt. Die Jugend erregte durch Dreistigkeit und Eigendünkel schlimme Erwartungen.

§. 55. Vom Ende der Regierung Trajans darf man den Verfall der schönen Wissenschaften zu Rom datiren. Sein kenntnißreicher Nachfolger, Hadrian, verfolgte jedes glänzende Talent mit neidischer Eifersucht. In der von ihm errichteten Bibliothek wurden Gedichte und Reden rezitirt, und in der Folge 10 Grammatiker, 3 Redner, 1 Philosoph, 5 Sophisten und 2 Rechtsgelehrte zum Jugendunterricht angestellt. Mit Hadrian

war Geschmack für Philosophie allgemeiner geworden, und er selbst erstreckte denselben bis auf die Magie und die meisten Zweige des heidnischen Aberglaubens; aber die beiden Antonine, Pius und Marcus Aurelius, schränkten sich innerhalb der stoischen Sekte ein, und brachten ihre moralischen Grundsätze in Ausübung. Dieß wirkte in dem Grade auf die schönen Wissenschaften, als die Philosopben es sich angelegen seyn ließen, ihre natürliche Beschaffenheit umzutauschen und sie in ihre Form zu gießen. Man findet daher in dieser Zeit keine Dichter, und kaum einen Redner. Nur Fronto unterrichtete als Rhetor den Markus Antoninus in der Redekunst; aber sein Stil ward für trocken und rauh angesehen, wegen des neuen philosophischen Geschmacks, der in oratorischen Materien eingeführt zu werden anfing.

§. 56. Alexander Severus, gleich dem Pertinax Liebhaber der Literatur, schätzte die griechische höher, welche ohnedieß mit der Sprache seit längerer Zeit her bei den vornehmen Römern bessern Eingang gefunden hatte. Gern befand er sich in der Mitte der Gelehrten und bei Rezitazionen, und ließ sich die Erziehung in den Provinzen angelegen seyn. Messala zeichnete sich als Redner aus.

§. 57. Zu dem sichtbaren Verfall der schönen Wissenschaften trugen die verflossenen und folgenden unruhigen Zeiten nicht wenig bei. Der Dichter und Redner Gordian ward ums Leben gebracht. Gallienus war zu launisch und zu sehr für die griechische Philosophie eingenommen, um der römischen Literatur einen kräftigen Beistand leisten zu können. Es gab übrigens Dichter, Redner und Historiker von Ruf und Ansehen.

§. 58. Nach den Zeiten Numerians eilten die schönen Wissenschaften der Römer ihrem Ende zu. Politische Verwirrungen und Zerrüttungen unter Diokletian, Maximian und Galerius erstickten alle Lust für Literatur. Nur in Gallien unter des Constantius Chlorus milder Regierung kam sie noch einigermaßen fort. Er sparte keine Kosten, die bekannte Schule in Autun wieder herzustellen, und trug das Geschäft dem panegyrischen Redner Eumenius auf. Von Claudius Mamertinus sind auch zwei lateinische Panegyrici übrig. Ihr Stil ist zwar nicht dem des Plinius zu vergleichen; aber der historische Geschmack war doch noch tiefer gesunken, als der oratorische.

§. 59. Unter Constantin dem Großen schienen sich die schönen Wissenschaften wieder zu erholen. Allein die heidnischen Sophisten erregten den christlichen Lehrern solche Religionsstreitigkeiten, die alle ihre Aufmerksamkeit erforderten. Die Residenz ward von Rom nach Konstantinopel verlegt, wohin auch die Gelehrten sich begaben, um dem Hofe näher zu seyn. Die griechische Sprache ward nun Hofsprache, in die Konstantin seine Reden, Briefe und Rescripte aus dem Lateinischen übersetzen ließ. Lactantius, Rhetor in Nikomedien, ward zum Lehrer des ältern kaiserlichen Prinzen Crispus berufen. In Rom lehrte Donatus die Grammatik. Man schrieb Gedichte über biblische Materien; denn der damaligen Kirchendisciplin gemäß konnte ein christlicher Poet sich weder mit der dramatischen Poesie noch mit der Epopee abgeben, welche heidnische Fabellehre erforderte: am allerwenigsten ertrug das Christenthum die Satire, für die der Römer sonst so geneigt war. Man

konnte sein Genie an moralischen, biblischen Materien, an Idyllen, Bukoliken und geistlichen Gesängen üben.

§. 60. Konstantin der Große suchte durch allerlei Freiheiten und Vorzüge die Studien in seinen Staaten aufzumuntern; nahm aber zu nahen Antheil an den bloßen Religionsangelegenheiten. Julianus Apostata, verliebt in die damalige griechische Philosophie, schrieb in griechischer Sprache. Allein sein Verbot gegen die Christen, am öffentlichen Unterricht Theil zu nehmen, und die klassischen Schriftsteller zu lesen, zielte auf Barbarei, Finsterniß und heidnischen Aberglauben ab.

§. 61. Inzwischen hatten Luxus und Weichlichkeit ihre verderblichste Höhe erreicht, wie der Augenzeuge Ammianus Marcellinus in seiner Geschichte unpartheiisch beschreibt. Viele flohen Gelehrsamkeit, wie ein Gift; allenfalls nahm man die untaugliche Geschichte des Marius Maximus, und Juvenals Satiren in die Hand. Das poetische Genie fiel auf Kleinigkeiten und Spielereien. Einige griffen sich mit der Satire an. Aber keiner machte unter den Dichtern mehr Glück, als Ausonius, der den Gratian unterrichtete und von ihm mit dem Konsulate beehrt ward. Zwei christliche Poeten waren Prudentius und Latronianus.

§. 62. Die gerichtliche Beredtsamkeit war sehr verfallen. Uebrigens hatten Ambrosius und Pontius Paullinus sich durch ihre Rednertalente und ihre Gerechtigkeitsliebe allgemeine Achtung erworben. Der Römer Symmachus verband mit unermüdbarem Eifer für die heidnische Religion

große Stärke in der lateinischen Beredtsamkeit, worin er dem jüngern Plinius nachahmte. Außer diesen Gelehrten gab es noch einige Redner und Historiker.

§. 63. Da die Folgen des herrschenden Luxus und der Unordnungen der Hauptstadt bei den öffentlichen Lehrhäusern so überhand genommen hatten, daß die ausschweifende Jugend statt der Vorlesungen der Professoren die Schauspiele besuchte, so suchten Valentinian, Valens und Gratian durch eine Anordnung dieses Unwesen abzustellen, welche im theodosischen Kodex eingerückt ist. Aurelius Augustinus, der berühmte Kirchenvater, verließ Karthago, wo er als Rhetor unterrichtete und Prozesse führte, und gieng nach Rom, von wo aus ihn Symmachus als Professor der Beredtsamkeit nach Mailand sandte. Aber der alte Schaden konnte nicht mit erwünschtem Fortgange geheilt werden. Wenigstens muß der letzte anzuführende lateinische Dichter in Aegypten aufgesucht werden.

§. 64. Claudius Claudianus, den mehrere Nazionen sich zueignen wollten, war aus Alexandrien, welches lange die Heimath aller Art von Gelehrten gewesen war. Aus seinen Schriften leuchten viele Kenntnisse hervor, und er erhob sich durch seine Bekanntschaft mit den besten griechischen und lateinischen Dichtern und durch sein glückliches Genie über sein Zeitalter. Er schrieb panegyrische Gedichte, Invectiven, Briefe, Idyllen, Epigramme, und genoß viel Ehre. Sein metrischer Stil paßte in Roms glückliches Zeitalter.

Aber die Umwälzung nahte mit starken Schritten, welche der Gewalt Roms ein Ende machen sollte. Dieß geschah im Jahr Christi 476, zwölf Jahrhunderte nach Roms Grundlegung. Die schönen Wissenschaften giengen mit dem Staate und mit der Sprache selbst zu Grunde.

X.

Histoire physiologique des Sensations, par Cabanis.

[Physiologische Geschichte der Empfindungen, von Cabanis: aus den Mémoires de l'Institut National des sciences et des arts etc. T. I. p. 96—154.]

In meinem ersten Aufsatz habe ich kurz und im Allgemeinen die hauptsächlichsten Verhältnisse angezeigt, in welchen die Organisazion des Menschen einerseits mit seinen Bedürfnissen und physischen Fähigkeiten, andererseits aber mit der Bildung seiner Vorstellungen, mit der Entwickelung seiner Neigungen, mit seinen moralischen Fähigkeiten und Bedürfnissen stehet. Wir haben gesehen, daß den ursprünglichen, schon von der Natur selbst gestifteten Verschiedenheiten, und den zufälligen, durch die Abwechselungen des Lebens herbeigeführten Veränderungen der Organe immer gewisse analogische Verschiedenheiten und Veränderungen in der Bildung der Denkart, und in dem Charakter der Leidenschaften entsprechen. Daraus haben wir geschlossen, daß es, sowohl um die theoretische und praktische

Philosophie fester zu begründen, als auch um die Mittel zur Vervollkommnung der menschlichen Natur vorzuzeichnen, durchaus nothwendig sey, die mancherlei physischen Umstände, welche einen Menschen andern Menschen, ja auch sich selbst so unähnlich machen können, sorgfältig zu studiren: und die Gegenstände dieser Untersuchung werden den Inhalt mehrerer Aufsätze ausmachen, welche zusammen mir alles zu umfassen scheinen, was die Physiologie der Philosophie als Stoff zu neuen Betrachtungen anbieten kann. Das erste, was hier unsere Blicke auf sich zieht, ist „die Geschichte der in ihren ersten Erscheinungen beobachteten Empfindungen.“ Der Einwirkung aller Körper unterworfen findet der Mensch in den Eindrücken, welche dieselben auf seine Organe machen, nicht nur die Quelle seiner Kenntnisse, sondern auch die Ursachen seines Lebens; denn leben heißt empfinden: und in dieser bewundernswürdigen Verkettung von Phänomenen, welche seine Existenz ausmachen, hängt jedes Bedürfniß von der Entwickelung irgend einer Fähigkeit ab; jede Fähigkeit befriedigt, selbst durch ihre Entwickelung, ein Bedürfniß; und seine Fähigkeiten wachsen durch die Uebung, so wie sich seine Bedürfnisse mit der Leichtigkeit, sie zu befriedigen, vermehren. Aus der immerwährenden Einwirkung der äußern Körper auf seine Sinne entspringt demnach der wichtigste Theil seines Daseyns. Aber ist es auch wahr, daß die Nerven nur die Eindrücke empfangen und in sich aufnehmen, welche sie von diesen Körpern erleiden? Ist es wahr, daß in dem Gehirne kein Bild entstehe und das Sinnwerkzeug keine Bestimmung erhalte, als vermöge jener von den Sinnen aufgenommenen Eindrücke? Dies ist die Frage.

Die allmählich zunehmende und willkührliche Bewegung ist es, an welcher der Mensch sein eigenes Leben und das Leben anderer Wesen vorzüglich erkennt: ihm ist die Bewegung das eigentliche wahrhafte Zeichen des Lebens. Wann er einen Körper sich bewegen sieht, so leiht ihm seine Einbildungskraft Leben. Ehe er einen Begriff von den Naturgesetzen hat, nach welchen die Flüsse fortströmen, die Meere aufbrausen, die Wolken in der Luft verjagt werden, so schreibt er diesen verschiedenen Gegenständen eine Seele zu: aber in eben dem Maaße, als sich seine Kenntnisse erweitern, wird er inne, daß viele Bewegungen, z. B. seines Arms, durch eine äußere Kraft bewirkt werden, welche diesen ohne, ja selbst wider seinen Willen, aus seiner Stelle rückt. Und nun bedurfte es für ihn nicht weiter einer großen Aufmerksamkeit, um einzusehen, daß diese letzte Art von Bewegungen in keinem Zusammenhange mit denen stehen, welche durch seinen Willen bestimmt werden: und bald knüpft er den Begriff des Lebens nur noch an die willkührliche Bewegung.

Aber seit den ersten und einfachsten Beobachtungen über die thierische Oekonomie hat man unter den Erscheinungen der Bewegung leicht eine Verschiedenheit bemerken können, welche sehr verschiedene Ursachen derselben vorauszusetzen scheint. Wenn die Bewegung, mit welcher wir uns von einem Ort zum andern begeben, und die Thätigkeit einer großen Menge Muskeln von dem Individuum absichtlich bestimmt werden, so giebt es hingegen Bewegungen einer andern, und zum Theil analogischen Art, welche ohne alle seine Theilnahme erfolgen, und welche sein Wille nicht nur weder erwecken noch aufhalten, sondern selbst

nicht einmal im Geringsten verändern kann. So gehen die Absonderungen mittelst einer Reihe von Thätigkeiten vor sich, an welchen wir keinen Theil, und von welchen wir auch nicht das leiseste Bewußtseyn haben: der Umlauf des Blutes und die wurmförmige Bewegung der Eingeweide, welche durch Muskelkräfte oder durch gewisse zusammenziehende Bewegungen, welche denen, die von den eigentlich sogenannten Muskeln hervorgebracht werden, sehr ähnlich sind, erfolgen, geschehen gleichfalls ohne unser Wissen: und es steht eben so wenig bei uns, diese verschiedenen Verrichtungen aufzuhalten oder zu leiten, als es bei uns steht, den Frost eines Quartanfiebers aufzuhalten, oder in einem hitzigen Fieber glückliche Krisen hervorzubringen. Können nun wohl so verschiedene Wirkungen einerlei Ursache haben?

Wenn auch bei manchen Arten von Thieren, welche keine Nerven haben, z. B. bei den Polypen, und bei allen gallertartigen Thieren, die Empfindung in andern Theilen ihren Sitz hat und sich äußert, so kann man doch als gewiß annehmen, daß bei dem Menschen die Nerven der alleinige Sitz der Empfindlichkeit sind. Eine sehr einfache Erfahrung liefert den Beweis dazu. Wenn man alle Stämme der Nerven, welche in immer neuen und kleinern Abtheilungen sich in einen Theil verbreiten, unterbindet oder durchschneidet, so wird dieser Theil sogleich ganz unempfindlich; man kann ihn stechen, zerreissen, brennen; das Thier fühlt nichts davon: alle Fähigkeit, sich willkührlich zu bewegen, ist ganz vernichtet: bald auch verschwindet selbst die Fähigkeit, einige einzelne abgesonderte Eindrücke zu empfangen, und unbestimmte zusammenziehende Bewegungen zu äußern: jede Lebensverrichtung ist zu Grunde gerichtet; und alles endiget mit

der Auflösung, welcher der Tod alles Lebendige überliefert. Ich habe vorhin von einzelnen abgesonderten Eindrücken gesprochen. Dieser Ausdruck bedarf einiger Erklärung. In eben der Zeit, als die Nerven Empfindlichkeit in die Muskeln bringen, bringen sie auch Leben hinein; sie machen dieselben geschickt, die Bewegungen, welche die Natur ihnen auflegt, zu vollstrecken: aber sie selbst sind aller Bewegung unfähig. Die stärksten Reize erregen nicht die geringste Zusammenziehung in ihnen; mit einem Worte, sie empfinden, aber bewegen sich nicht. Nach der Erfahrung, welche ich eben angeführt habe, stehen die unter dem Schnitt oder der Binde liegenden Nervenäste mit dem ganzen Nervensystem in keiner Gemeinschaft mehr: das Individuum wird die Zusammenziehungen nicht mehr inne, welche die Theile, in welche sich diese gereizten Nerven verbreiten, noch erleiden können; und man sieht leicht, warum das nicht anders seyn kann. Da aber gleichwohl aus diesem Reize gewisse, mehr oder minder regelmäßige Bewegungen in denen Muskeln, welchen jene das Leben zuführten, erfolgen, so ist es eben so offenbar, daß diese Wirkung nur von einigen Ueberresten von Empfindlichkeit in manchen Theilen herrühren könne, welche sich immernoch, obgleich schwächer und unvollkommener, auf eben die Weise, als im natürlichen Zustande, äußert. Aber es sind nur einzelne und abgesonderte Eindrücke, welche Nervenäste noch empfangen: und, um es beiläufig zu sagen, man sieht hieraus, daß, obgleich die Reizbarkeit von der Empfindlichkeit in einigen Phänomenen unterschieden zu seyn scheint, sie dennoch auf jenes einzige und gemeinschaftliche Prinzip der Lebenskraft zurückzuführen ist: und man sieht dieses noch deutlicher, wenn man erwägt, daß

eine große Menge von Nerven sich in die Muskeln verlieren, und dort ihre Beschaffenheit ganz umändern. Es ist in der That sehr gewiß, daß diese mit den Muskelfibern verwebten und vielleicht in Eins verschmolzenen Nerven die eigentliche wahre Seele ihrer Bewegungen sind: auch scheint es hieraus leicht begreiflich, warum von jenen Bewegungen diejenigen, welche noch nach dem Tode fortdauern, stärker werden, wenn man einen Muskel von seinem Gliede trennt, und ihn durch neue Schnitte zerstückelt, wann schon jedes andere Reizmittel alle Kraft, Zusammenziehung in ihm zu erregen, verloren hat; denn die Schneide des Messers trifft auf unzählige in dem dichten Fleische verborgene nervigte Theile, dringt in das Innerste der Fibern ein, und erregt dadurch mehr, als irgend ein anderes Reizmittel, die Zusammenziehungskraft. Doch, ich komme auf die angeführte Erfahrung zurück. Sie beweist 1. daß die Nerven die Werkzeuge der Empfindung sind; 2. daß die Wahrnehmung von dem Daseyn unserer eigenen Organe und der äußern Objekte bloß von der Empfindung abhängt; 3. daß alle willkührliche Bewegungen nicht nur jenen Wahrnehmungen und den daraus gezogenen Urtheilen gemäß erfolgen, sondern daß auch die Bewegungsorgane den Empfindungsorganen unterworfen sind, und von diesen ohne Ausnahme rege gemacht und regiert werden; 4. daß die unwillkührlichen Bewegungen, welche alle einen Theil der Thätigkeiten der thierischen Oekonomie ausmachen, von den Eindrücken, welche die verschiedenen Theile aus welchen die Organe zusammengesetzt sind, erleiden, diese Eindrücke aber von ihrer Empfindungsfähigkeit abhängen.

Freilich kann man hier die neue Frage aufwerfen: ist denn

die Empfindung von der Bewegung wirklich ganz unterschieden? Es kann doch sicherlich kein Eindruck in unsern Organen statt finden, ohne daß die Theile derselben Veränderungen erlitten. Nun läßt sich aber keine Veränderung in denselben ohne Bewegung denken. Wann wir empfinden, gehen demnach mehr oder weniger empfindbare Bewegungen in uns vor. Hierauf kann man antworten, daß, weil die Empfindungen oder die Eindrücke gewöhnlicherweise von Ursachen, welche außerhalb der Nerven sind, abhängen, es immer einen blitzschnellen Augenblick gebe, wo die äußere Ursache auf den Nerven wirkt, welcher die Fähigkeit besitzt, die Gegenwart dieser Einwirkung sogleich zu verspüren, ohne daß darin noch eine Art von Bewegung vorgehe. Dennoch können wir nicht verhehlen, daß diese Unterscheidung bei einer noch genauern Prüfung wohl verschwinden, und die Empfindlichkeit den Ursachen und den Gesetzen der Bewegung, dieser so allgemeinen und fruchtbaren Quelle aller Erscheinungen in der Welt, wieder angeknüpft werden dürfte. Auch bemerke ich noch, daß, wenn ich die Nerven sich zu bewegen unfähig nannte, ich damit nur meinte, daß sie unfähig wären, sich auf eine merkliche Art zu bewegen. Alle ihre Bewegungen sind innerlich, sie gehen in ihrer geheimsten Werkstätte vor, und die Theile, welche dieselben erleiden, oder welche sie vollstrecken, sind so fein, daß die Thätigkeit derselben sich bis jetzt den aufmerksamsten und mit den vollkommensten Werkzeugen angestellten Beobachtungen entzogen hat.

Man muß überhaupt zwei Arten von Eindrücken gar wohl unterscheiden. Die einen erhält der Mensch von äußern Dingen; die andern, die er in seinen innern Organen erleidet, rüh-

ren von verschiedenen Lebensverrichtungen her. Jener ist er sich fast immer bewußt; dieser nicht, wenigstens nicht deutlich; und von diesen werden Bewegungen bewirkt, deren Verbindung mit ihren Ursachen allen Beobachtungen entwischt.

Hier entsteht nun die Frage, ob alle unsere Vorstellungen und geistigen Veränderungen aus den äußern Eindrücken, welche Condillac und andere Philosophen ausschließend Empfindungen (Sensations) nannten, entstehen, und von ihnen einzig und allein abhängen, oder ob die innern Eindrücke auf gleiche Weise zur Erzeugung der Vorstellungen und anderer Bestimmungen der Seele, gewissen Gesetzen zufolge, beitragen, deren Beständigkeit aus der genauen Beobachtung des gesunden und kranken Menschen ersehen werden kann.

Es ist bekannt, daß wir bei gewissen Zuständen der innern Organe, und besonders der Eingeweide des Unterleibes, mehr oder weniger zu empfinden oder zu denken fähig sind. Die Krankheiten, welche sich dort bilden, verändern, verwirren, und zerstören manchmahl ganz die gewöhnliche Ordnung unserer Empfindungen und Vorstellungen. Es entstehen ungewöhnliche und seltsame Gelüste; unbekannte Bilder umlagern die Seele; fremdartige Neigungen bemächtigen sich ihrer, und, was vielleicht das bemerkenswertheste dabei ist, oft nimmt der Geist gerade in solchen Zuständen einen höhern Schwung, gewinnt an Kraft und Wirksamkeit, und stärkere Gefühle oder besser gerichtete Neigungen erfüllen die Seele. Da hängen also lachende oder verdrießliche Vorstellungen, angenehme oder widrige Gefühle bloß von der Art ab, wie gewisse Eingeweide des Unterleibes ihre Verrichtungen vollführen, das heißt, von der Art der Ein-

drücke, welche jene Eingeweide empfangen: denn wir haben gesehen, daß jede Bewegung einen Eindruck, der sie bestimmt, voraussetzt.

Der Zustand der Eingeweide des Unterleibes kann also auch die Narrheit veranlassen, unter welcher ich nichts als die Zerstörung oder den Mangel der gewöhnlichen Uebereinstimmung in unsern Empfindungen verstehe. Aber es giebt auch Arten des Wahnsinns, welche von nachtheiligen Veränderungen mancher andern innern Theile herrühren. Die Zeugungsorgane, zum Beispiel, sind oft der wahre Sitz der Narrheit. Vermöge ihrer starken Empfindlichkeit können sie in die größten Unordnungen gerathen; ihr auf das ganze System ausgebreiteter Einfluß macht, daß diese Unordnungen fast immer allgemein werden, und vorzüglich im Mittelpunkte desselben, im Gehirn, empfunden werden. Die Epoche der Mannbarkeit zeigt uns noch auffallendere und entscheidendere Phänomene. Da die Einbildungskraft die größte Herrschaft über den Menschen, und auf die Organe, welche ihr die Bilder zuführen, eine ungemein starke Gegenwirkung ausübt, so ist der Mensch unter allen bekannten lebendigen Wesen dasjenige, dessen Mannbarkeit durch allzufrühe Erweckungen am meisten beschleuniget, aber auch durch alle die äußern Umstände, welche der Einbildungskraft falsche Richtungen geben, in ihrem gewöhnlichen Gange am meisten gestört werden kann. So läßt man in sittenlosen Städten die Mannbarkeit nicht zur gehörigen Reife kommen: man eilt der Zeit zuvor, und, ehe sie eintritt, ist man gemeiniglich schon an ein freies, ungebundenes Leben gewöhnt. In dem Schooße frommer und strenger Familien hingegen, wo man die Einbildungs-

kraft der Kinder nur immer mit religiösen Ideen anfüllt, sieht man oft, wie sich in ihnen die verliebte Melancholie des mannbaren Alters mit ascetischer oder mönchischer Melancholie vermischt, und wie beide gemeiniglich einen hohen Grad von Stärke erreichen, ja bisweilen auf die verderblichste Weise gewaltsam ausbrechen, und unvertilgbare Spuren hinter sich zurücklassen. Läßt man aber die Natur ihren Gang ruhig fortsetzen, übereilt man sie nicht weder durch vorzeitige Anreizungen, noch durch gewaltsame Unterdrückung, (denn auch diese ist eine Art von Anreizung); so nimmt der Mensch, gleich den Thieren, zu dieser Zeit auf einmahl andere Neigungen, andere Vorstellungen, andere Gewohnheiten an. Die Entfernung der Gegenstände, welche diese Neigungen befriedigen können, und auf welche die Vorstellungen auf eine noch ganz unschuldige und unbestimmte Weise hingerichtet sind, hindert den Eintritt, die Entwickelung dieses neuen Zustandes, und die Herrschaft, welche er ausübt, nicht. Der Jüngling sucht etwas ihm noch Unbekanntes; aber er sucht es mit der Unruhe des Bedürfnisses. Er versenkt sich in tiefe Träumereien. Den Bildern seiner Phantasie fehlt noch ein fester und bestimmter Umriß, unaufhörlich aber hängt er der Betrachtung derselben nach: sein Herz verliert sich in die zärtlichsten Neigungeu, deren Zweck er noch nicht kennt; und er trägt sie indessen auf alle ihn umgebende Wesen über. Bei den Mädchen ist dieser Uebergang noch schneller, und die, obgleich durch noch feinere Züge bezeichnete, Veränderung noch allgemeiner. Dann erst fängt die Welt für sie wirklich zu existiren an; dann erhält alles für sie Leben und Bedeutung; dann scheint sich vor den Augen dieser schwankenden und erstaunten Wesen der Vor-

hang plötzlich aufzuziehen; dann strömen ihrer Seele die Gefühle und Gedanken in Menge zu, welche alle sich auf eine Leidenschaft beziehen, welche die Hauptangelegenheit ihres Lebens, und die Schöpferin ihres Glücks oder Unglücks ist.

Was ist nun die Ursache dieser großen Veränderungen? Haben sich etwa in den empfindlichen äußersten Nervenenden ähnliche oder jenen angemessene Veränderungen zugetragen? Haben etwa diese Nervenenden, welche die Eindrücke der äußern Gegenstände in sich aufnehmen, durch die letztern ganz neue Beschaffenheiten erhalten? Ohne Zweifel nein. Alles gieng nur in ihrem Innersten vor. Ein, mit allen Theilen des Unterleibes in mannichfaltigen Verbindungen stehendes, und von der Geburt an kaum merkbares, System von neuen Organen, tritt plötzlich, so zu sagen, aus dem Zustande seiner Erstarrung hervor. Schon zeigt sich die ihm eigenthümliche, bis dahin nur ganz schwache, Empfindlichkeit ganz entwickelt: die in seinem feinen Bau verborgenen Thätigkeiten haben gleichsam von allen Seiten ertönt; ihr Einfluß hat sich in den ihm fremdartigsten Theilen spüren lassen; kurz, durch dasselbe hat alles seine Gestalt verändert: und wenn selbst die äußern Empfindungen von nun an nicht mehr dieselben sind, wenn sie allen Gegenständen der Natur eine neue Ansicht und neue Farben ertheilen; so ist es abermals dieses System, und dessen mächtiger Einfluß, welchem es zuzuschreiben ist.

Ohne Zweifel schon genug über diesen Punkt. Ich halte es nicht einmal für nöthig von den Träumen zu reden, in welchen das Gemüth von Bildern umlagert, und die Seele von Neigungen beunruhiget wird, welche offenbar, die einen wie die an

dern, ohne die wirkliche Theilnahme der äußern Sinne, und ohne Beihülfe jener Willensthätigkeiten, von welchen die Wirksamkeit des Gedächtnisses abhängt, erzeugt werden. Ich will nur bemerken, daß diese sonderbare Erscheinung nicht immer, wie man sagt, ein treuer Abriß unserer gewöhnlichen Denk- und Empfindungsweise ist; daß sie oft, auf eine sehr merkliche Art, von der Thätigkeit der Verdauungsorgane, oder von dem Druck des Herzens und der größern Gefäße abhängt, und daß in diesem Falle die lästigen Vorstellungen und unangenehmen Gefühle, von welchen jene Erscheinung begleitet wird, nicht in der geringsten Verbindung mit dem stehen können, womit sich der Träumende im wachenden Zustande beschäftigte. Eben so übergehe ich jenes träumerische Nachdenken, (réveries) und die besondern Zustände des Gehirns mit Stillschweigen, welche nach dem Genuß trunken machender oder narkotischer Getränke eintreten, und deren Ursache nur in dem Magen oder in den Eingeweiden liegt und wirkt. Auch erwähne ich nicht jener unbestimmten Gefühle des Wohl- oder Uebelbefindens, welche jedermann täglich an sich erfährt, und fast immer ohne die eigentliche Quelle derselben angeben zu können, die aber in, bald größern, bald geringern, Unordnungen in den Eingeweiden, und in den innern Theilen des Nervensystems, zu suchen ist.

Nun wäre noch zu bestimmen übrig, erstens, welches die Gefühle und Vorstellungen sind, welche insonderheit von diesen innern Eindrücken abhängen, und wobei die äußern Sinnorgane höchstens nur die Hülfswerkzeuge sind: zweitens, müßte man dieselben in Klassen ordnen, um einem jeden innern Organ dieje-

nigen anzuweisen, welche entweder von ihm ganz allein abhängen, oder bei deren Erzeugung es nur zum Theil beiträgt.

Die letzte Frage ist, wenigstens bei dem gegenwärtigen Maaße unserer Einsichten, offenbar unauflöslich: denn wir kennen noch lange nicht genug die Veränderungen, welche in der Empfindlichkeit der Eingeweide, oder der innern Organe, vorgehen, und sind uns ihrer Wirkungen und Eindrücke auf gar keine so bestimmte Art bewußt, als der Eindrücke der Gegenstände auf unsere äußern Sinne. Was aber die erste Frage anlangt, so ist es vielleicht nicht ganz unmöglich, sie in etwas aufzuklären.

In dem Leibe der Mutter hat die thierische Frucht, genau zu reden, noch gar keine Empfindung. Für sie macht die Gewohnheit den Eindruck des sie umgebenden Schaafwassers unmerklich, und zu nichts: und wenn sie bei ihren Bewegungen an die Wände der Bärmutter stoßen, ja wenn sie auch zwischen diesen bisweilen eng zusammen gepreßt werden, so entsteht daraus doch kein Begriff, kein Bewußtseyn der äußern Körper in ihnen. Denn, wie Condillac schon gezeigt hat, so lange die von einem Sinn aufgenommenen Eindrücke nicht mit denen, welche von andern Sinnen aufgenommen sind, verglichen werden, so schränkt sich ihre Wirkung auf innere Veränderungen ein, bei welchen aber von Seiten des Thieres noch kein Urtheil von einer außer ihm befindlichen Ursache statt findet. Während dieser ganzen ersten Epoche ist seine Existenz bloß auf die Eindrücke eingeschränkt, welche durch die Entwickelung und die Thätigkeit der Organe erzeugt werden, und diese Eindrücke können alle als innere angesehen werden. Das Gesicht, das

Gehör, der Geruch und der Geschmack, sind gleichsam noch in dem Zustande eines tiefen Schlafs; und die Wirkungen des äußern Gefühlssinnes stehen in gänzlicher Beziehung mit dem Gefühl der innern Theile, welches diese bei den verschiedenen, ihren Funktionen gemäß hervorgebrachten Bewegungen äußern. Dennoch sind von dieser Zeit an schon gewisse Neigungen in dem Embryo vorhanden. Wenn das Kind in den letzten Zeiten der Schwangerschaft strampelt, wenn es sich mit einer desto heftigern und anhaltendern Unruhe bewegt, je lebhafter und stärker es selbst ist, so geschieht dieses nicht, weil es sich in der Bärmutter eingeengt und übel befindet; es schwimmt dort vielmehr mitten im Wasser: sondern seine Glieder haben einen gewissen Grad von Stärke erlangt; es fühlt das Bedürfniß sie zu üben. Seine Lunge hat schon eine Art von Ausbildung bekommen: die Menge von Lebensluftstoff, welcher ihm von der Mutter durch die Nabel-Blutader zugeführt wird, reicht ihm nicht mehr hin; es bedarf Luft; und es sucht sie mit aller Gierigkeit des Bedürfnisses. Diese Umstände, in Verbindung mit der Ausdehnung der Bärmutter, deren Fibern sich nicht weiter auszudehnen vermögen, und mit dem besondern Zustande, in welchem zu der Zeit die äußersten Enden ihrer Gefäße mit den Wurzeln des Mutterkuchens zusammengehen, sind die wahre bestimmende Ursache der Entbindung.

Bis dahin ist es schwer, durch Beobachtung herauszubekommen, was in der Frucht vorgeht. Indessen haben uns einige Erfahrungen gelehrt, daß diese innere, gegen die Eindrücke der äußern Dinge unempfindliche Existenz in Mutterleibe zu der wohlthätigen Arbeit nöthig ist, welche die Organe entwickelt,

und ihnen eine immer zunehmende Empfindlichkeit einprägt. Man hat unzeitig geborne Kinder auf eine künstliche Weise erhalten: man legte sie nämlich auf weiche Betten, erhielt sie in einer der Wärme des menschlichen Körpers immer gleichen Temperatur, und zugleich in einer Art von feuchtem Bade, wobei man sie von Zeit zu Zeit einige Tropfen einer gallertartigen Flüssigkeit saugen ließ. Diejenigen, welche man auf diese Weise erhielt, blieben bis zum neunten Monath in einem dem Schlaf ähnlichen Zustande, als zu welcher Zeit man nicht ohne Verwunderung sie heftig sich bewegen sah, gleich als ob sie jetzt wirklich hätten geboren werden sollen. Ihr Athemhohlen war während der ganzen Zeit ihrer künstlichen Wartung fast unmerklich: erst bei der Epoche ihres Erwachens oder ihrer Wiedergeburt fingen sie in vollem Maaße Luft zu schöpfen an. Ein Beispiel davon haben wir an Fortunio Liceti, einem namhaften Gelehrten des sechzehnten Jahrhunderts, welcher im fünften Monathe seines Alters zur Welt kam, und welchen sein Vater, ein berühmter Arzt, durch seine bis in das Kleinste gehenden Sorgen beim Leben erhielt. Brouzet in seiner Education des enfans (physischen Erziehung der Kinder) führt zwei oder drei diesem ziemlich ähnliche und eben so verwundernswürdige Beispiele an.

Wann das Kind das Tageslicht erblickt hat; wann es Athem hohlt; wann die Einwirkung der äußern Luft in alle seine Organe mehr Kraft, mehr Thätigkeit, mehr Regelmäßigkeit in seine Bewegungen bringt; so ist dieses ein wahres neues Leben, welches es beginnt. Von diesem Augenblick an zeigen sich die Neigungen, welche von der ihm eigenthümlichen Natur, d. h. von seiner Organisazion und von der Beschaffenheit seiner Em-

pfindlichkeit abhängen, sehr deutlich. Sie sind die merklich sichtbar werdenden Resultate jener Thätigkeiten, welche von der ordnenden Natur mit so großer Langsamkeit und in so großer Verborgenheit geleitet wurden. Unserer Aufmerksamkeit vorzüglich werth ist jene Menge von Leidenschaften, welche auf eine so schnelle Art einander folgen, und sich mit so vieler Natürlichkeit auf dem beweglichen Gesichte der Kinder ausdrücken. Während ihre schwachen Aermchen und Füßchen kaum noch einige zweideutige Bewegungen machen können, drücken ihre Gesichtsmuskeln schon durch sehr bestimmte Bewegungen fast alle der menschlichen Natur eigenen Neigungen aus; und der aufmerksame Beobachter erkennt ohne große Mühe in diesem Bilde alle charakteristische Züge des künftigen Menschen. Wo sollen wir nun die Ursache dieser aus so vielen Bestandtheilen zusammengesetzten Fertigkeiten suchen? Wo sollen wir die Quellen dieser Leidenschaften auffinden, die sich nicht plötzlich haben bilden können, da sie die gleichzeitige und regelmäßige Wirkung des ganzen Organismus voraussetzen? Sicherlich nicht in den noch so neuen, so verworrenen, einander so unähnlichen Eindrücken der äußern Gegenstände. Man weiß, daß neugebornen Kindern der Geruch noch ganz mangelt; daß ihr Geschmack, obgleich schon etwas mehr entwickelt, dennoch die verschiedenen Arten des Schmackhaften wenig unterscheidet; daß ihr Ohr fast noch nichts hört; und daß ihr Sehen ungewiß und ohne alles richtige Augenmaaß ist. Der Gefühlssinn ist der einzige, der ihnen deutlich bestimmte Empfindungen zuführt; wahrscheinlicherweise weil er der einzige ist, der schon in Mutterleibe einigermaßen geübt ward. Aber unmöglich kann aus den bloßen Wirkungen

eines einzigen Sinnes irgend ein rechter Begriff, und vornämlich kann daraus nicht sogleich eine Reihe so verschiedener und zusammengesetzter Gemüthsbewegungen entstehen. Mithin, dies darf man kühn behaupten, sind es die innern Eindrücke, in ihrer gleichzeitigen Zusammenwirkung, in ihren sympathetischen Verhältnissen, in ihrer immerwährenden Wiederholung während der ganzen Zeit ihres Aufenthalts in Mutterleibe, wo man zu gleicher Zeit die Quelle sowohl jener Neigungen, welche sich von dem Augenblick der Geburt an äußern, als auch der physiognomischen Sprache, durch welche das Kind dieselben schon auszudrücken versteht, und endlich auch der daraus entstehenden mancherlei Anlagen und Richtungen zu suchen hat.

Diese Folgerung bestätigt sich theils durch das, was wir bei den Thieren beobachten, theils durch die analogen Bestimmungen, welche in den folgenden Lebensepochen des Kindes zum Vorschein kommen.

Die Hünchen gehen, sobald sie aus den Eyern gekrochen sind. Man sieht sie emsig nach den Körnern laufen und sie mit dem Schnabel bepicken, ohne irgend einen optischen Irrthum zu begehen. Viele vierfüßige Thiere kommen mit noch geschlossenen Augen zur Welt: diese können ihre Nahrung, d. h. die Brust ihrer Mutter, nur mittelst des Gefühls oder des Geruchs suchen. Aber einer dieser beiden Sinne scheint bei ihnen in einem vorzüglichen Grade von Schärfe vorhanden zu seyn. Die kleinen Hunde und die kleinen Katzen fühlen von fern die Annäherung ihrer Mutter: sie verwechseln diese nicht mit einem andern Thiere derselben Art und desselben Geschlechts: sie wissen unter ihre Beine hinzukriechen, um die Warzen der mütterlichen

Brust zu suchen. Wie viele ähnliche Erscheinungen könnte ich noch hinzufügen! Und diese Wirkungen der innern Eindrücke, welche die kleinen Thiere während der Zeit, als sie in Mutterleibe getragen wurden, erlitten, und welche, bei jeder Gattung derselben, den Gesetzen der Entwickelung ihrer Organe und der Natur ihrer Empfindlichkeit angemessen sind, sind eben so viele entscheidende Beweise für unsere Behauptung, und stehen mit dem, was man in den spätern Perioden des thierischen Lebens beobachtet, in einem so begreiflichen Zusammenhange, daß man die Philosophen nicht genug ermuntern kann, über sie nachzudenken, sie zu vergleichen, und die daraus zu ziehenden Folgerungen sorgfältig abzuwägen.

In eben dem Maaße, als die Thiere sich entwickeln, lehrt sie die Natur sich neuer Organe bedienen; ja eben hierin vorzüglich besteht ihre Entwickelung selbst. Oft versucht ein Thier, sich eines seiner körperlichen Theile zu bedienen, noch ehe dieser den Grad des dazu nöthigen Wachsthums erreicht hat, manchmal sogar, ehe er noch da ist. Junge Vögel schlagen mit ihren von Federn noch entblößten, und kaum mit einer Art von dünner Wolle bekleideten Flügeln: und man kann nicht sagen, daß sie hierin nur ihrer Mutter nachahmten; denn die, welche man durch Kunst ausbrütete, offenbaren eben denselben Kunsttrieb. Die Ziegen und Lämmer suchen, wenn sie mit einander spielen, einander gern mit den Hörnern zu stoßen, welche sie noch nicht haben. Aber unter allen Neigungen, welche man nicht für Folgen der Gewohnheit oder der Vernunft ansehen kann, giebt es keine, die eine größere Stärke und Herrschaft bewies, als der natürliche Instinkt. Welcher Macht soll man jene Antriebe von einer, ih-

ren Zwecken und ihren Mitteln nach, so erhabenen Natur zu- schreiben; Antriebe, die bei den Thieren eben so unwiderstehlich, vielleicht noch unwiderstehlicher sind, als bei den Menschen? Sind nicht offenbar die schon in Mutterleibe empfangenen Eindrücke, sind nicht der Zustand der Brüste, und der Zustand der Sympathie, in welchem sich das ganze Nervensystem mit diesen vorzüglich empfindlichen Organen befindet, die Ursachen, in welchen wir den Grund jener Antriebe aufsuchen müssen? Und finden wir nicht immer, daß die Mutterliebe desto stärker und inniger ist, je inniger und lebhafter jene Sympathie ist, die aber freilich durch Mißbräuche oder durch übel angebrachte Enthaltsamkeit von den Vergnügungen der Liebe auf eine widernatürliche Art abgestumpft werden kann. Ueberhaupt ist es ausgemacht, daß die Weiber von kalter Natur selten leidenschaftlich liebende Mütter sind.*)

*) Folgendes, in meiner vaterländischen, und in vielen anderen Gegenden, gebräuchliche Verfahren scheint mir bemerkenswerth. Man nimmt, im Fall man keine Bruthennen hat, einen Kapaun, rupft ihm die Federn aus dem Unterleibe, reibt diesen mit Nesseln und Weinessig, und setzt ihn in diesem Zustande eines örtlichen Reizes, in den man ihn gesetzt hat, über die auszubrütenden Eier. Anfangs bleibt er über denselben maschinenartig sitzen, um sich dadurch den Schmerz, den er erleidet, zu erleichtern: aber bald darauf entsteht in seinen Eingeweiden eine Reihe ungewohnter, aber angenehmer, Eindrücke, welche ihn die ganze Zeit des Brütens über an seine Eier fesselt, und deren Wirkung eine Art von künstlich in ihm erregter Mutterliebe ist, welche, gleich der Mutterliebe der Henne selbst, so lange dauert, als die Hühnchen noch fremder Aufsicht und Sorgfalt bedürfen. Die Hähne lassen sich nicht auf diese Art abrichten: sie haben einen Instinkt, der sie zu etwas anderm treibt; und dieser Instinkt hängt von in die Augen fallenden Umständen ab, deren Wirkung durch das, was ich oben bereits gesagt habe, hinlänglich begreiflich wird.

Fast noch unerklärbarer ist eine Reihe von Handlungen, welche wir die Thiere noch vor der Zeit des Gebährens vornehmen sehen. Während dieses Zeitraums sind alle Thiergattungen mit dem Genuß der Vergnügungen der Liebe beschäftiget; für diese scheinen sie bloß zu leben. Dennoch bereiten die Vögel mitten unter ihren frohen Gesängen, und mehrere vierfüßige Thiere mitten in ihren Spielen, schon die Wiege für ihre jungen. Welche Verbindung waltet denn zwischen den Eindrücken, welche sie fesseln, und den Sorgen für ihren künftigen Mutterstand ob? Insonderheit bleibe ich auch hier bei dem Instinkte der Mutterliebe mit meiner Aufmerksamkeit stehen; weil die Zärtlichkeit der Väter gleich anfänglich fast nur in der Liebe, welche sie zu ihrer Gefährtin tragen, gegründet zu seyn scheint, deren Angelegenheiten und Sorgen sie jene fast immer gebieterische, oft tief liegende und zarte Empfindung mit ihr theilen läßt. Zu jener Zeit sieht man die Vögel von selbst die künstlichsten Gebäude bauen, ohne sich von irgend einem Modell den Riß dazu abgesehen, ohne durch irgend einen Unterricht die Materialien dazu kennen gelernt zu haben. Viele besondere Beobachtungen hat hierüber Bonnet in seinen Betrachtungen über die Natur angeführt, welche aller Aufmerksamkeit werth sind, ob er sie gleich nur dazu braucht, um darauf die Philosophie der Endursachen zu stützen, welche doch schon Baco in einem minder aufgeklärten Zeitalter sehr richtig mit Jungfrauen verglichen hatte, die sich dem Herrn weihen, aber nichts gebähren. Ich könnte hier noch einige andere allgemeine Beobachtungen hinzufügen; ich könnte, zum Beispiel, die durch die Verstümmelung in den Neigungen der Menschen und der Thiere erzeugten Wirkungen, und die

sonderbaren Gelüste anführen, welche sich in gewissen Krankheiten, vorzüglich bei der Annäherung der Krisen, offenbaren; aber das bisher gesagte reicht schon völlig hin, einzusehen, daß alle die Bestimmungen, welche, so wie die davon abhängenden Vorstellungen, mit dem Namen des Instincts bezeichnet werden, ihren Ursprung aus jenen innern Eindrücken nehmen, welche eine nothwendige Folge der verschiedenen Lebensverrichtungen sind.

Da es also zweierlei Arten von Eindrücken giebt; solche, die von äußern Gegenständen herrühren, und solche, welche in den innern Theilen des Körpers selbst vorgehen: so können wir jene für die Ursache unserer Erkenntniß, diese für die Ursache des Instinkts annehmen. Und hieraus läßt es sich sehr gut erklären, warum der Instinkt ausgedehnter, wirksamer, und, wenn man sich des Ausdrucks bedienen darf, selbst scharfsichtiger bei den Thieren als bei dem Menschen, und bei diesem es desto weniger ist, je mehr seine Verstandeskräfte geübt werden. Denn es ist bekannt, daß jedes Organ eine begränzte und eingeschränkte Empfindungskraft hat; und daß häufige Erweckungen und Aufreizungen die Schranken dieser Kraft zwar immer mehr erweitern können, daß dieses aber zum Nachtheil anderer Organe geschieht, weil das empfindende Wesen nur eines gewissen Grades von Aufmerksamkeit fähig ist, welche aufhört sich nach einer Seite hinzukehren, sobald sie auf einer andern Seite immerwährend beschäftiget wird. Man sieht auch, daß, in dem gewöhnlichsten Zustande des Menschen, die Wirkungen des Instinkts sich mit den Wirkungen des Verstandes und der Willkühr vermischen, und so vereint den Gemüthszustand des Menschen bestim-

men. Wenn jedes seiner Organe eine mäßige und mit den Thätigkeiten der übrigen Organe in gehörigem Verhältniß stehende Thätigkeit äußert; so ist keine Art von Eindrücken herrschend; alle halten sich in gegenseitigem Gleichgewicht und unterstützen einander.

Da ich mich des im gemeinen Sprachgebrauche immernoch schwankenden Wortes, Instinkt, bedient habe, so bemerke ich nur, daß dieses Wort ganz in dem Geiste der strengen Bedeutung, welche ich ihm beilege, gemacht worden zu seyn scheint. Es ist aus den beiden griechischen Wörtern, ἐν, in, und στίζω, ich steche, ich sporne an, zusammengesetzt. Der Instinkt begreift also, seiner etymologischen Bedeutung nach, alles das unter sich, was durch die nach innen wirkenden Reize bewirkt und hervorgebracht wird; oder, denn gerade dieses will meine oben gegebene Erklärung sagen, den Erfolg der durch innere Organe empfangenen Eindrücke.

Ich habe nun gezeigt, daß alle Vorstellungen und alle Gemüthsbeschaffenheiten das Resultat der durch die verschiedenen Organe erhaltenen Eindrücke sind; daß es unter diesen Eindrücken sehr große und unverkennbare Unterschiede, sowohl in Rücksicht ihres Sitzes als des Charakters ihrer Wirkungen, giebt; daß sie jedoch, vermöge der schnellen und beständigen gegenseitigen Mittheilungen, welche unter den verschiedenen Theilen des Nervensystems obwalten, unaufhörlich, die einen auf die andern, wirken; und ich habe endlich den Begriff des Instinkts, der, weil er seinen Ursprung nicht in den äußern Empfindungen hat, von vielen als irrig und Verwirrung anrichtend fast ganz verwor-

fen worden ist, zu einer genauen philosophischen Bestimmung zurückgebracht.

Aber noch bleibt mir eine große Lücke zwischen den äußern und innern Eindrücken von der einen Seite, und den Gemüthsstimmungen, oder den Vorstellungen, von der andern, auszufüllen übrig. Die Philosophen haben verzweifelt, diese Lücke ergänzen zu können: die Anatomiker und Physiologen haben auf diesen Zweck noch nicht hingearbeitet. Wir wollen sehen, ob es in der That unmöglich sey, auf sichern Wegen dahin zu gelangen. Dazu aber scheint es mir nöthig zu seyn, uns einen Augenblick bei einigen Umständen zu verweilen, aus welchen wir die Art, wie die Wirkungen der Empfindlichkeit eigentlich hervorgehen, besser kennen lernen.

Die Psychologen und Physiologen haben die Eindrücke in Rücksicht auf ihre allgemeinen Wirkungen in den sinnlichen Organen unter zwei Hauptklassen gebracht, auf welche sich jene alle auch wirklich zurückführen lassen; diese sind das Vergnügen und der Schmerz. Beide tragen auf gleiche Art zur Erhaltung des thierischen Wesens bei, beide hängen von derselben Ursache ab, und stehen in einer beständigen Gemeinschaft unter einander. Vorzüglich bemerke ich, daß sich die thierische Natur ohne Vergnügen und Schmerz gar nicht denken läßt, weil ihre Erscheinungen der Empfindungsfähigkeit eben so wesentlich sind, als die Erscheinungen der Schwere und des Gleichgewichts den Bewegungen der großen Weltkörper.

Die äußersten Nervenenden, oder vielmehr die Scheiden, womit sie bedeckt sind, können sich in zwei sehr verschiedenen Zuständen befinden. Bald erleiden sie eine starke und schnelle Zu-

sammenziehung, welche den Nerven gewissermaßen in sich selbst zurück drückt; bald sind sie weniger gepreßt, und lassen diesem völlige Freiheit sich auszudehnen. Diese beiden Zustände theilen sich mehr oder weniger, und immer nach denselben Regeln, dem ganzen Nervensysteme mit. Da sie den Lebensverrichtungen entweder einen großen Zwang anthun, oder im Gegentheil ihnen eine große Leichtigkeit verschaffen, so sieht man leicht, warum so verschiedene Empfindungen daraus entspringen. Sind sie nur in einem schwachen und nicht sehr merklichen Grade vorhanden, so erzeugen sie ein bloßes Gefühl von Unbehaglichkeit oder Behaglichkeit. Sind sie stärker, so erzeugen sie Schmerz oder Vergnügen. Bei jenem zieht sich das Thier ganz in sich selbst zurück, um gleichsam so wenig Oberfläche als möglich darzureichen: bei diesem scheinen alle seine Organe den Eindrücken entgegen zu gehen; sie thun sich, so zu sagen, auf, um dieselben in mehrern Punkten zu empfangen. Die Eindrücke von angenehmer Art können durch ihre Dauer oder Stärke unbehaglich und selbst schmerzhaft werden; so wie hingegen die schmerzhaften dadurch, daß sie in die von ihnen eingenommenen Theile einen größern Zufluß von Flüssigkeiten verursachen, oft manche örtliche Wirkungen des Vergnügens hervorbringen; welches jedoch in der gemachten Unterscheidung nichts ändert.

Obgleich die Empfindungsfähigkeit überall und ohne Aufhören über die Erhaltung des Thieres wacht, indem sie dasselbe bald von den ihm drohenden Gefahren, und von den Vortheilen, welche ihm die äußern Gegenstände zuführen können, unterrichtet, bald aber im Innern die Folge der Lebensverrichtungen ununterbrochen erhält; so scheinen doch die Eindrücke nicht in ei-

nem Augenblick ihre Kraft zu äußern; sie lassen sich nicht in allen Fällen gleich stark empfinden; und, damit sie in voller Kraft verspürt werden, wird immer ein gewisser Grad von Aufmerksamkeit des Sinnorgans erfodert, deren Maaß, in mehrern Rücksichten, das Maaß ihrer Verschiedenheiten abgeben kann.

Die leichteste Beobachtung seiner selbst reicht hin, um einzusehen, daß die Nervenenden anfangs gleichsam eine vorläufige Nachricht erhalten; daß aber diese nur unvollständig ist, so lange die Aufmerksamkeit nicht jene äußersten Enden in den Stand setzt, den ganzen vollen Eindruck aufzunehmen und ihr zu überliefern. Wir wissen mit Gewißheit, daß die Aufmerksamkeit unmittelbar den örtlichen Zustand der Organe verändert, weil, ohne sie, oft die schwersten Verletzungen weder den Schmerz, noch die Entzündung, von welchen sie begleitet zu seyn pflegen, hervorbringen; und daß hingegen eine ins Kleine gehende Beachtung der flüchtigsten Eindrücke ihnen einen Charakter der Wichtigkeit geben, oder manchmal sogar wirkliche Eindrücke, aber ohne wirkliche Ursache und ohne Gegenstand, der sie erzeugte, veranlassen kann.

Man kann demnach die Wirkungen der Empfindungsfähigkeit als in zwei Zeiten fallend betrachten. Anfangs empfangen und überliefern die äußersten Nervenenden die erste Nachricht dem ganzen Nervensystem, oder, wie wir bald hernach sehen werden, einem seiner besondern Systeme; sodann wirkt das Nervenorgan auf dieselben zurück, um sie in den Stand zu setzen, den ganzen vollen Eindruck aufzunehmen: so daß die Empfindlichkeit, welche in dem ersten Zeitpunkt von dem Umkreise

auf den Mittelpunkt hingeflossen zu seyn scheint, in dem zweiten, von dem Mittelpunkte zu dem Umkreise zurückfließt; und daß, um alles mit einem Worte zu sagen, die Nerven in Hinsicht auf die Empfindung eine wirkliche Rückwirkung auf sich selbst äußern; so wie sie eine andere auf die Muskeln in Hinsicht auf die Bewegung äußern. Die tägliche Beobachtung lehrt, daß sich dieses in Ansehung der äußern Eindrücke offenbar so verhalte; aus ihr können wir zugleich schließen, daß es in Ansehung der Eindrücke in den innern Organen dieselbe Bewandniß habe: denn der Grad der einen und der andern wächst durch ihre eigene Dauer, welche aber nur die sinnliche Aufmerksamkeit auf sich heftet: sie werden ohne Unterschied, und wechselseitig, die schwächern durch die stärkern verschlungen. Endlich werden auch die innern Eindrücke, und, in manchen Fällen, selbst die sich darauf beziehenden Wirkungen der Eingeweide Personen von vorzüglicher Empfindlichkeit, vermittelst der außerordentlichen Aufmerksamkeit, welche sie immer darauf richten, bemerkbar: und gewiß würde dieses noch öfter geschehen, wenn nicht die äußern Gegenstände unaufhörlich die Aufmerksamkeit störten und davon abzögen.

Wir können uns demnach die Empfindlichkeit unter dem Bilde einer Flüssigkeit von einer bestimmten Größe vorstellen, welche, so oft sie in größerer Menge in den einen ihrer Kanäle hineinströmt, in den übrigen Kanälen verhältnißmäßig abnimmt. Dies wird bei allen heftigen Gemüthsbewegungen, aber hauptsächlich bei Extasen offenbar, wo das Gehirn und einige mit ihm leidende andere Organe den höchsten Grad von Kraft und Thätigkeit äußern, während die Empfindungs- und Bewegungsfähigkeit, mit einem Worte, während das Leben den

ganzen übrigen Körper verlassen zu haben scheint. In einem solchen Zustande haben manchmahl Fanatiker ohne tödtliche Wirkungen Wunden erhalten, welche, im natürlichen Zustande, wenigstens äußerst gefährlich gewesen seyn würden: denn die größere oder geringere Wichtigkeit der Zufälle, welche aus der Wirkung der Körper anf unsere Organe erfolgen, hängt vornämlich von der größern oder geringern Empfindlichkeit dieser letztern ab; und wir sehen täglich, daß oft dasjenige, was für einen gesunden Menschen Gift seyn würde, fast ohne alle Wirkungen bei dem Kranken bleibt. Dieser physische Zustand ist es, welchen die Afterärzte und Marktschreier aller Arten und aller Länder benützten, und dadurch den größten Theil ihrer Wunderkuren vollbrachten: nur hierdurch konnten die Konvulsionärs von St. Medard mit ihren Degenhieben, welche sie in ihrer ascetischen Sprache „Tröstungen" nannten, Köpfe von schwacher Einbildungskraft in Erstaunen setzen; dieß ist die wahre magische Ruthe, vermittelst welcher Mesmer zur Gewohnheit gewordene Uebel und Schmerzen bisweilen aufhören machte, und, indem er der Aufmerksamkeit eine neue Richtung gab, in leicht bewegbaren Konstituzionen plötzlich eine Reihe von ungewohnten, aber fast immer schädlichen, oder wenigstens gefährlichen Bewegungen entstehen ließ: auf diese Art auch vernichten die theosophischen Aerzte in Frankreich und Deutschland bei ihren Klienten die Wirkung der äußern Empfindungen, und lassen sie in einer Welt existiren, welche mit diesen in gar keiner Verbindung steht. *) Diese Rückwirkung des Nervenorgans

*) Die Gesichte und Entzückungen der Schwärmer hängen noch mit einem andern Umstande zusammen, nämlich mit der Fähigkeit des Sinnorganes,

auf sich selbst verbreitet sich in dem Sinnorgane nicht immer gleich weit. Oft dehnt sie sich durch das ganze Nervensystem aus: manchmahl ist sie nur auf einen seiner vorzüglichen Haupttheile, oder auch auf ein einzelnes Organ beschränkt. Der Punkt, von welchem sie ausgeht, ist immer ein Punkt, wo sich viele Nerven vereinigen; es mögen nun dicke Stämme seyn, wie das Rückenmark und das Gehirn, oder minder dicke Stämme und Nervenknoten, oder auch noch dünnere Zweige. Alles dies sind Folgerungen aus wirklichen Thatsachen.

Nun noch einige Betrachtungen der belebten Materie, und der mancherlei Zustände, in welchen uns dieselbe bald die bestimmten Gesetze, bald die sonderbaren Spiele der Natur darstellen. Sollen die Lebensverrichtungen gehörig vor sich gehen, so müssen auch alle Organe im gehörigen Zustande seyn. Um, zum Beispiel, zu denken, muß das Gehirn gesund seyn. Die Wasserköpfe, bei welchen dasselbe nach und nach zerstört und wie verwischt wird, werden dumm. Dennoch reicht die Einwirkung des Rückenmarks noch hin, die Eingeweide der Brust und des Unterleibes lebend zu erhalten: und selbst dann, wann dieses Mark das Schicksal des Gehirns erfahren hat, unterhalten die dicken Nervenäste noch ziemlich lange Zeit einen Rest von Leben. Einige Kinder werden ohne Gehirn geboren, und sehr oft fehlt dann der Mund entweder ganz und gar, oder er ist unkenntlich (obliteré): diese sterben sogleich nach ihrer Geburt, weil die Ernährung, welche bis

durch sich selbst in Thätigkeit zu gerathen, oder Eindrücke zu empfangen, deren Ursachen unmittelbar in ihm selbst wirksam sind.

dahin vermittelst der Nabelschnur geschah, weder auf diese, noch auf irgend eine andere Art in einem hinreichenden Grade statt finden kann. Uebrigens aber sind sie dick und fett: ihre Glieder sind wohl gebildet; und sie haben alle Zeichen der Stärke an sich.

Andere Kinder haben ein Gehirn, welches ihnen alles Denken unmöglich macht. Deswegen sind sie aber nicht weniger gesund und bei Kräften; sie verdauen gut; alle ihre übrigen Organe entwickeln sich, und die instinktartigen Wirkungen, welche der menschlichen Natur überhaupt eigen sind, offenbaren sich bei ihnen ungefähr zu den gewöhnlichen Epochen, und befolgen die gewöhnlichen Gesetze. Vor nicht langer Zeit hatte ich Gelegenheit, eine solche lebende Maschine zu sehen. Seine Dummheit rührte von der außerordentlichen Kleinheit und der übeln Bildung seines Kopfes her, welcher niemals Nähte gehabt hatte. Von Geburt war er taub. Obgleich seine Augen in einem ziemlich guten Zustande waren, und einigen Eindruck von Licht zu empfangen schienen; so hatte er doch keine Vorstellung von der Verschiedenheit der Entfernungen. Bei allem dem war er übrigens sehr gesund und sehr stark: er aß mit großer Gierde. Wenn man ihm nicht geschwind genug einen Bissen nach dem andern gab, so gerieth er in heftige Bewegungen. Er faßte gern alles, was ihm vor die Hand kam, mit Fäusten an, besonders lebendige Körper, deren sanfte Wärme, und, wie ich glaube, auch deren Ausdünstungen ihm angenehm zu seyn schienen. Die Zeugungswerkzeuge äußerten bei ihm ein

sehr frühzeitige Thätigkeit; und man hatte häufige Beweise, daß sie seine Aufmerksamkeit sehr stark erregten.

So können demnach, ich wiederhole es, die Wirkung und Gegenwirkung des Nervensystems, in welchen die verschiedenen Lebensverrichtungen bestehen, auch in einzelnen abgesonderten Theilen dieses Systems statt finden. In dem Maaße, als der Umkreis, oder der Einfluß dieser Theile größer ist, vervielfältigen oder verwickeln sich auch die Lebensthätigkeiten. Die Ausbildung der Eingeweide, der Brust, des Ober- und Unterleibes kann durch den bloßen Einfluß des Rückenmarks vor sich gehen. Aber der Gedanke, der im Gehirne erzeugt wird, kann nicht wirklich werden, wenn dieses Organ fehlt: er wird mehr oder weniger fehlerhaft, wenn dieses übel gebildet oder krank ist.

[So lehrreich mir die bisherigen Beobachtungen des französischen Philosophen schienen; so glaube ich doch hier abbrechen, und den Schluß dieser Vorlesung mit Stillschweigen übergehen zu müssen, da er nichts als grobe materialistische Schlüsse enthält. „Wir schließen,“ sagt der Verfasser, „mit „derselben Gewißheit, daß das Gehirn auf eine gewisse Weise „die Eindrücke verdaue, daß es ganz auf organische Art den „Gedanken absondere.“ Das, was von Materie und durch Materie abgesondert wird, muß doch, auch bei noch so sehr veränderter Gestalt, selbst wieder etwas Materielles seyn, einen Raum einnehmen, Berührungspunkte haben; was berechtiget uns aber, einem Gedanken diese Prädikate beizulegen? So wenig nun die materialistische Philosophie, wenigstens bei

kritischen Philosophen jemals Beifall finden kann, so sind doch des Herrn Cabanis Untersuchungen und Betrachtungen in so weit sehr schätzbar, als sie dienen können, uns auf die genaue Harmonie des Körpers mit unserm denkenden Ich aufmerksamer, und mit den Bedingungen, unter welchen sich alles unser Denken, Empfinden und Wollen offenbaren kann, bekannter zu machen.]

XI.

Universalhistorischer Ueberblick der Entwickelung des Menschengeschlechts, als eines sich fortbildenden Ganzen. Eine Philosophie der Kulturgeschichte: in zwei Bänden, von D. Jenisch. Berl. 1801. 8. — Erster Band, XVI. und 462. S. Zweiter Band, XXIV. und 476. S.

Der gelehrte, scharfsinnige Verfasser, welcher das denkende und an dem wahren Interesse der Menschheit theilnehmende Publikum am Ende des achtzehnten Jahrhunderts mit seiner musterhaften Schilderung des Geistes und Charakters desselben beschenkte, *) hat sich auch zum Anfange des neunzehnten durch dieses vorliegende neue Werk ein ausgezeichnetes Verdienst erworben. Eben der immer das Ganze umfassende Blick, die Fülle von Gedanken, die tiefe Kenntniß der menschlichen Natur, der feine Beobachtungsgeist, und endlich der kraftvolle, immer zur Theilnahme an dem Interesse der Menschheit hinreißenden Stil, wodurch die Charaktergemählde des achtzehnten Jahrhun-

*) S. den ersten Band dieser Zeitschrift.

derts ein so lehrreiches und unterhaltendes Werk wurden, eben diese sind auch das Gepräge dieses neuen Werkes.

Das Ganze besteht aus fünf Büchern. Das Erste Buch ist anthropologisch, und enthält eine vollständige Aufstellung der Grundbegriffe und Grundsätze zur Beurtheilung einer Philosophie der Kulturgeschichte, mithin auch der Geschichte der Menschheit. Das Zweite enthält die Hauptepochen der allgemeinen menschlichen Entwickelungsgeschichte; und das Dritte die besondere Entwickelungsgeschichte der einzelnen Anlagen nach ihren Hauptepochen. Im Vierten Buche zeigt der Verfasser theils den unermeßlichen Abstand des Vernunft-Ideals einer menschlichen Kulturgeschichte von der wirklichen Kulturgeschichte, theils den eigentlichen Gang der Natur in der Leitung des Menschengeschlechts nach den in der wirklichen Kulturgeschichte kenntlichsten Richtungen. Das Fünfte Buch endlich handelt von dem Werth und Wesen der Kultur in Beziehung auf die letzten Zwecke der Menschen, Sittlichkeit und Glückseligkeit, und bestimmt hiernach die Vortheile, welche das aufgeklärte Menschengeschlecht bis jetzt aus der Kultur gezogen hat.

Vorzüglich bemerkenswerth scheint mir das in der Vorrede zum Ersten Bande von dem Verfasser erwähnte Hülfsmittel, das ihm bei der Ausarbeitung seines Werkes sehr zu statten gekommen ist. „Lebendige Anschauung,“ sagt er, „und eigene „Beobachtung jeder schönen Anlage unserer Natur und ihrer „allmählichen Entwickelung ward mir besonders dadurch erleich„tert, daß das gütige Schicksal mir, zum alltäglichen Umgange, „einen reinen Natur-Menschen, einen kleinen Wilden, zuge-

„führt, der, nunmehr seit sechs Jahren, von den Ur-Elementen des sich in ihm entwickelnden Menschen-Charakters an, „der Gegenstand meiner geheftesten Aufmerksamkeit ist; von „dem ich unverhohlen gestehe, mehr gelernt zu haben, als aus „vielen unserer anthropologischen und psychologischen Kompendien, und der mir zu so manchem psychologischen Gemählde, „welches sich dem Leser in dem Werke selbst darstellen wird, gesessen hat.“

Einleitung. S. 1—36.

Der Mensch unterscheidet sich von den Thieren eben so sehr durch den Selbsterwerb seiner Vorzüge, als durch die Eigenthümlichkeit derselben. Der bei weitem größte und edelste Theil seiner Kräfte sind nicht Triebe zu Zwecken der Selbsterhaltung und der Fortpflanzung des Geschlechts: sondern es sind Anlagen, deren Richtung und Gebrauch die Natur der Willkühr des Menschen, und deren Entwickelung sie großentheils dem Zufall und der allgemeinen Verbindung der Dinge überließ. Aber eben durch diese Anlagen, durch seine Besinnungs- und Beobachtungskraft, durch sein Gedächtniß, durch sein Urtheilsvermögen, wird er Beherrscher der lebendigen und leblosen Erden-Schöpfung, und, was noch mehr sagen will, durch die moralisch-praktische Vernunft Beherrscher seiner Selbst, und erhaben über die all-bezwingende Nothwendigkeit der Natur. — Jedes thierische Einzelwesen ist ein für sich bestehendes Ganze, in Rücksicht seiner Ausbildung und Entwickelung unabhängig von der Gattung. Weder an jenem noch an diesem nehmen wir Perfektibilität wahr. Ganz anders ist es mit der Entwickelung

des Menschen, und besonders mit der Ausbildung seines eigenthümlichen Charakters, als eines vernünftigen Wesens, bewandt. Art und Grad der Ausbildung und Vervollkommnung des menschlichen Einzel-Wesens hängt großentheils von der jedesmaligen Bildungsstufe der gleichzeitigen Generazion ab, so wie die Art und Stufe der Ausbildung und Vervollkommnung dieser Generazion selbst das Resultat des allgemeinen Zusammenhanges aller menschlichen Einzel-Wesen sind. Denn die ungeheure Masse von Kenntnissen, Künsten und Fertigkeiten, in deren Besitz sich das menschliche Geschlecht, oder vielmehr der ausgeschaffenste Theil desselben befindet, ist der Erwerb mehrerer Hunderte von Generazionen, die zusammengesetzte Wirkung ihrer körperlichen und geistigen Anstrengungen durch eine Reihe von sechstausend Jahren, errungen durch erfinderische Emsigkeit, zugeführt und angehäuft durch zahllose Zufälligkeiten, eben so oft unterbrochen und gehemmt, als gefördert, durch den unvermeidlichen Gang der Dinge. Durch die vorzüglichen Anlagen, und durch diesen all-umfassenden Zusammenhang der vernünftigen Erdbewohner unter einander, wird ihre immer steigende Vervollkommnung möglich. Ich verstehe aber hier unter Vervollkommnung das unaufhörliche Streben unsers Geschlechts zu einer immer vollständigern (extensiv und intensiv größern) Entwickelung aller durch den Charakter seiner sinnlichen und seiner geistigen Natur ihm eigenthümlichen Anlagen. Denn jedes Ding heißt um so viel vollkommener in seiner Art, je mehr es das ist, was es durch seine Natur werden kann. Zwar erscheint eine solche Vervollkommnung in der Geschichte des Menschengeschlechts bis jetzt immer nur sehr eingeschränkt; offenbar kann

sie nur von demjenigen Theile desselben gerühmt werden, welcher sich die Erfindungen, Künste, und jede Art schöner Kraftäußerungen seiner Vorfahren oder der gleichzeitigen Geschlechter zuzueignen, und den ererbten Schatz durch eigene Thätigkeit zu vermehren weiß: und, obwohl Vervollkommnung ins Unendliche den charakteristischen Vorzug der Menschen-Natur ausmacht, und eben deswegen mit Recht als der letzte Strebepunkt unsers Geschlechts, als der Knoten seiner Entwickelungsgeschichte angesehen wird, so können wir doch, wegen der unausmeßbaren Vervollkommnungsfähigkeit und unerschöpflichen Bildsamkeit der Menschen-Natur, nicht wissen, ob selbst die ausgebildetste Klasse der gegenwärtigen Generazion in dem ersten, oder zweiten, oder in dem letzten Akt, vielleicht auch nur in den ersten Scenen des allerersten Akts dieses Drama's ihre Rolle spielt. Zwar bleibt es immer nur ein Ideal von Geschichte, den geheimnißvollen Gang des großen, jetzt furchtbar gräßlich, jetzt feierlich groß, immer aber in reger Handlung fortspielenden Schauspiels der Menschheit auszuspähen, und dem leitenden Faden ewiger Weisheit ihrer unsichtbaren Hand nachzutasten; aber dennoch bleibt es der Vernunft unmöglich, ohne jenes Ideal der Vervollkommnung über glückliche oder unglückliche Epochen in der Geschichte, über Vor- oder Rückschritte der Menschheit zu urtheilen. Das umfassendste Denkgesetz der Vernunft ist dieses: die Mannichfaltigkeit der Gegenstände ihrer Betrachtung zu der möglich-größten Einheit zu verknüpfen. Dieß kann sie aber in der Menschengeschichte nur durch die Idee einer fortschreitenden Vervollkommnung. Und es wird eine der erfreulichsten Schlußfolgen seyn, daß die Vervollkommnung des Men-

schengeschlechts in der gegenwärtigen Verfassung menschlicher Dinge fester, unzerstörbarer, als in irgend einer andern Epoche Wurzel gefaßt, und daß alle Thatsachen in der gegenwärtigen Verfassung menschlicher Dinge auf eine gewiß bevorstehende Ausbreitung und Verallgemeinerung derselben hindeuten, oder vielmehr sie selbst vorbereiten.

Der Verfasser rühmt unter den schätzbaren Vorarbeitern, welche brauchbare Materialien zur Ausführung seines Plans enthielten, namentlich Condorcet,*) Neeb,**) Ferguson,***) Home, Millar, Adelung und Meiners, Iselin, und vorzüglich Herder. Dennoch würde man sehr irren, wenn man glaubte, die angeführten Schriftsteller, und insbesondere auch Herder, hätten mit unserm Verfasser nach einerlei Plan und Zweck gearbeitet. Herder bearbeitet die Menschengeschichte nach dem Gesichtspunkt der möglich-größten Vielseitigkeit, dieser hingegen nimmt die möglich-größte Einheit der Menschenbildung zum Augpunkt: zwei scheinbar ganz entgegengesetzte Ansichten, durch deren beiderseitige Bearbeitung aber das Studium der Kulturgeschichte allein vollendet werden kann. Hätte, sagt der bescheidene Verfasser, der Tiefdenker der Vernunft-Kritik die wenigen Blätter voll großer Ideen über die Geschichte der Menschheit, welche zuerst der Berliner Monatsschrift einverleibt erschienen,

*) Esquisse des Progrès de l'esprit humain.

**) Ueber den in den verschiedenen Epochen der Wissenschaften allgemein herrschenden Geist und seinen Einfluß auf dieselben.

***) History of civil life, die Geschichte des bürgerlichen Lebens.

zu einem vollständigen Werk ausgearbeitet; dann würde ich wahrscheinlich gezögert haben, über diesen Gegenstand meine Feder einzutauchen. Die Idee von einem Antagonismus der Triebe hat Kants glücklicher Forschgeist allerdings zuerst in die Geschichte, aus weltbürgerlichem Gesichtspunkt betrachtet, einzuführen angerathen. Aber in der Bearbeitung und Ausführung dieser Idee, welche für die Aufhellung so vieler scheinbaren Widersprüche in der menschlichen Natur und ihrer Entwickelungsgeschichte höchst wichtig ist, war von Kant nichts zu entlehnen.

Gern hätte der Verfasser seinem Werke den die Haupt-Idee des Werks ausdrückenden Titel „einer Philosophie der Kulturgeschichte" allein an die Stirn gesetzt, wenn das eigentliche Lese-Publikum nicht vor allem, was sich als Philosophie ankündiget, zurückzitterte. *) Was ist aber hier eigentlich

*) Dieses Zurückzittern entspringt aus sehr verschiedenen Ursachen. Bei manchen Menschen aus Geistesträgheit, aus Scheu vor allem Nachdenken, vor aller Anstrengung der Aufmerksamkeit, aus unaufhörlichem Streben nach dem, was die Sinne zu kitzeln, oder die Einbildungskraft zu ergötzen vermag: bei andern aus Aergerniß an den fast immer zu frühzeitigen Geburten neuer Systeme und den daraus entstehenden zahllosen Verwirrungen, und den nicht selten alles sittliche Gefühl empörenden Streitigkeiten: bei andern aus gefühlter Unfähigkeit, irgend ein System in seinem ganzen Zusammenhange zu fassen, oder ein gefaßtes mit einem andern zu vertauschen: noch bei andern aus der verführerischen Furcht, in gewissen Meinungen, ohne welche es, nach ihnen, kein Heil giebt, irre gemacht zu werden; und bei manchen endlich der Widerwille gegen den trocknen, schwerfälligen, oft mit Kunstwörtern überladenen, oder auch mystischen, und fast immer geschmacklosen Vortrag.

Anm. d. H.

unter einer Philosophie der Kulturgeschichte zu verstehen? In ihr müssen die Grundsätze entwickelt werden, nach welchen jede künftige Kulturgeschichte geschrieben werden muß; sie muß die Resultate aufstellen, durch welche die große wichtige Frage über die für die wahre Vervollkommnung des Menschen, für seine Sittlichkeit und Glückseligkeit nämlich, vortheilhafte oder verderbliche endliche Richtung aller Kultur entschieden werden muß.

Erstes Buch. S. 39 — 360.

Von den ursprünglichen Anlagen menschlicher Natur, und den Bildungsmitteln derselben; in eilf Abschnitten.

Erster Abschnitt. Der Mensch besitzt physische oder thierische, intellektuelle oder vernünftige, und moralische oder sittliche Anlagen; denn er ist ein lebendiges, denkendes, und freier Entschliessungen fähiges Wesen. Alle drei Anlagen zusammengenommen machen die sinnlich-vernünftige Natur des Menschen aus. Von den physischen Anlagen geht alle Entwickelung aus, und endiget gewissermaßen auch in ihnen. Die veredeltste, erhabenste Menschheit bleibt auf das Thier in uns gepfropft, giebt aber der Thierheit eine vollkommnere Form. Der große Kampf, welchen der sich entwickelnde Mensch mit sich selbst beginnt, zweckt auf nichts anders ab, als, vermittelst der Freiheit, seine Thierheit mit der Menschheit zu der möglich-vollkommensten Harmonie zu stimmen, und jener eine, mit ihrem Stoff nur immer verträgliche, intellektuelle und moralische Form einzudrücken: der Mensch ist auch des-

wegen der vorzüglichste Schmuck der Schöpfung, weil durch ihn die vernunft- und leblose Natur zu neuen Zweckmäßigkeiten gebildet, und von allen innerhalb dem Kreise menschlicher Bearbeitung liegenden Werken des Schöpfers ein vielseitigerer, seiner Weisheit entsprechender Gebrauch gemacht wird. In dieser Hinsicht sagen wir mit den Alten, der Mensch ist συνεργος, Mitarbeiter des Schöpfers.

Die physischen Anlagen zerfallen in die eigentlich-physischen und in die technischen. Jene betreffen die Bedürfnisse und Modifikazionen seiner thierischen Natur; diese die Mittel der Befriedigung, und die Art, sich diese Befriedigung zu gewähren, folglich auch jede Verwirklichung unserer Ideen vermittelst der mechanischen Gestaltung in der Außenwelt. Die intellektuellen Anlagen beziehen sich entweder auf die Erkenntniß des Wahren; dann heißen sie wissenschaftlich: oder auf Darstellung des Schönen; dann heißen sie ästhetisch, schönkünstlich. Die moralischen Anlagen beziehen sich entweder auf die äußerliche Zusammenordnung der zur Gesellschaft verbundenen Menschen, und heißen dann die politischen, staatsbürgerlichen: oder auf den Menschen an sich betrachtet, als ein vernünftiges und freies Wesen, und heißen die eigentlich-moralischen oder sittlichen in engerer Bedeutung: oder sie beziehen sich auf den höchsten Gesetzgeber dieses moralischen Reichs und der gesammten Natur, und diese heißen die religiösen Anlagen. Jede dieser Anlagen kann sich ausbilden: es giebt also eine siebenfache Entwickelung der menschlichen Natur, nämlich: die thierische, technische, wissenschaftliche, schön-künstliche, staatsbürgerliche, sittliche und religiöse.

Daß unter eigentlich-physischer Entwickelung — Selbsterhaltung und Geschlechtsfortpflanzung; unter technischer — Kunstgewerbe jeder Art (der Name, Gewerbe, bezeichnet, wie bekannt, alle diejenigen Geschäfte, welche die Bedürfnisse, Bequemlichkeiten und Vergnügungen der gröbern und körperlichen Gattung betreffen); unter ästhetischer — die redenden, zeichnenden und mimischen Künste; unter wissenschaftlicher — Erkenntniß des Wahren in jeder Gattung; unter politischer — die innern und äußern Verhältnisse der Völker-Vereine; unter moralischer — die Vervollkommnung oder Verschlimmerung der Menschen in Hinsicht auf ihre sittliche Denk- und Gesinnungsweise, zu verstehen sey, sieht jeder leicht von selbst ein.

Da Vernunft (d. h. die intellektuellen Anlagen) den eigentlichen Menschen-Charakter bestimmt, und von dem Grade der Verfeinerung und Veredlung des Denkens und Empfindens meistentheils auch der Grad der Vervollkommnung der andern Anlagen abhängt; so nehmen wir mit Recht, bei der Schätzung menschlicher Vervollkommnung, den Vervollkommnungsgrad der intellektuellen Anlagen, als die messende Einheit, an.

(Die Fortsetzung folgt.)

XII.

Universalhistorischer Ueberblick der Entwickelung des Menschengeschlechts, als eines sich fortbildenden Ganzen, von D. Jenisch.

(Fortsetzung.)

Zweiter Abschnitt. Bildungsmittel menschlicher Anlagen: Mannichfaltigkeit und harmonische Zusammenordnung derselben. — Um der Entwickelung menschlicher Anlagen Schnellkraft, Ausbreitung, und möglich-größte Mannichfaltigkeit zu ertheilen, hat die Natur

1) einer jeden Gattung dieser Anlagen einen eigenthümlichen Trieb beigefügt, d. h. einen durch die ursprüngliche Organisazion gegebenen Reiz zur Thätigkeit und Entwickelung der schlummernden Kräfte; hat

2) den Trieben mancherlei Weckungsmittel zugesellt, durch welche sie verstärkt, und mannichfaltig gerichtet werden; hat

3) zu demselben Zweck unter den verschiedenen Anlagen, Trieben und Weckungsmitteln dieser Triebe eine Art von Antagonismus oder Widerstreit angebracht; und hat

4) die äußern Verhältnisse, z. B. Klima, gewisse Entdeckungen und Erfindungen, zweckmäßige Regierungsverfassungen rc. benützt.

So wie die Natur des Menschengeschlechts überhaupt eine sinnlich-vernünftige ist, aus welcher alle besondern Kräfte und Anlagen hervorgehen: eben so giebt es auch zwei Urtriebe, welche dem sinnlichen und dem vernünftigen Theil unsrer Natur zugeordnet sind, und von denen gleichfalls alle andere Triebe als Nebensprossen angesehen werden können, nämlich, der Selbsterhaltungs- und der Erweiterungstrieb. Jener weckt und befördert die Entwickelung alles dessen, was unsere sinnliche Natur, dieser die Entwickelung dessen, was unsere vernünftige Natur betrifft.

Zu den mancherlei Weckungs- und Bildungsmitteln menschlicher Triebe sind zu rechnen

A. Innere:

1) Selbstthätigkeit, wodurch unser gesammtes empfindendes, denkendes und handelndes Wesen unaufhörlich zur Entwickelung strebt;

2) Instinkt, Genie, Talent;

3) Schmerz, Bedürfnißgefühl, Vergnügen, Leidenschaft;

4) Vernunft.

B. Aeußere. — Dahin gehören Klima, Wohlhabenheit und Reichthum, Handel, (Erziehung, Umgang, Zeitalter, Stand und Handthierung) Regierungsverfassung und Religion, gewisse Erfindungen, (wie weit z. B. sehen wir gewisse Nazionen noch zurück, die den Gebrauch des Eisens noch nicht kennen?) große politische Eräugnisse oder wichtige Naturbegebenheiten —

Es ist ein demüthigender Beweis menschlicher Abhängigkeit, daß unser Geschlecht, mit allen seinen, oben verzeichneten Anlagen, Trieben, Bildungsmitteln und Gegentrieben, bloß durch ungünstige äußere Verhältnisse in seiner Ausbildung zurückgehalten und gehindert wird, und einzig deswegen in so wenigen Ländern der Erde, und in so seltenen Zeitabschnitten seiner Geschichte, einen vorzüglichen Grad der Kultur erlangt hat.

Dritter Abschnitt. Selbsterhaltungs- und Erweiterungstrieb — Urtriebe der Menschennatur — ihre Art, gegenseitig zu wirken. — Vermittelst des Selbsterhaltungstriebes widersteht das lebendige Wesen jedem seiner Natur fremdartigen Dinge, und reichet ihr jedes zu ihrer Erhaltung nothwendige Bedürfniß. Aber mit diesem Triebe allein würde der Mensch nie über das Bedürfniß der Sinne, oder seines physischen Selbst hinausgegangen seyn. Hiezu mußte er durch den Erweiterungstrieb gespornt werden. Durch diesen wählt er sich, über das physische Selbst hinaus gehend, Gegenstände seiner Thätigkeit, sucht die Gegenstände, die ihn anziehn, auf mannichfaltige Art zu beschauen, zu betasten, hin und her zu wenden, ihnen neue Formen und Gestaltungen zu geben, und sie gewissermaßen umzuschaffen, und ist unter allen lebendigen Erdgeschöpfen das einzige, welches an dem bloßen Spiel seiner Kräfte, und ohne alle Beziehung auf ein dadurch zu befriedigendes Bedürfniß, Vergnügen findet.

Der Unterschied zwischen Menschen- und Thierseelen, bei welchen letztern wir selten mehr, als eine höchst einförmig-beschäftigte und eng-beschränkte Aufmerksamkeit entdecken, scheint einzig in der Empfänglichkeit des menschlichen Geistes für meh-

rere und tiefere Eindrücke zu liegen, welche durch eine schöpferische, nicht, wie bei dem Thier, bloß nachahmende Einbildungskraft zusammengestellt, und endlich durch das Bewußtseyn zur Vernunft erhoben werden. Schon bei Kindern, noch jenseits der Epoche des Bewußtseyns, äußert sich eine weit vielseitigere Wahrnehmungsgabe, als bei den Thieren, obgleich diese in alle dem, was Gegenstände ihres Bedürfnißkreises sind, feiner und schärfer, als wir, wahrnehmen.

Der ausgebreitetere Wirkungskreis der Wahrnehmungsempfänglichkeit, so wie die produktive Einbildungskraft, sind die Bedingungen, welche die Wirksamkeit des Erweiterungstriebes allein möglich machen. Denn vermittelst der vielseitigern Wahrnehmung wird ihm Stoff zur Verarbeitung zugeführt; vermittelst der produktiven Einbildungskraft bildet er diesen Stoff in beliebig neue Formen und verschiedene Gestalten, und in Gestalten ohne alle Beziehung auf physische Bedürfnisse. Auf der unbegränzten Wahrnehmungsempfänglichkeit und produktiven Einbildungskraft, und dem auf beiden gegründeten Abstrakzionsvermögen beruht alle Vernunftentwickelung. Der Erweiterungstrieb würde keine Schranken kennen, wenn ihm nicht der Selbsterhaltungstrieb ein unbezwingliches Gewicht entgegenstellte, und ihn dadurch mäßigte, beschränkte. Zwar würde es schwer seyn, zu entscheiden, ob der Selbsterhaltungstrieb mehr dem Erweiterungstriebe, oder dieser jenem, dienstbar ist. Beide sind gegenseitig von einander abhängig, ob es gleich nicht zu läugnen ist, daß ein hoher Grad von Geistesbildung schwerlich anders, als auf Kosten der Körper-Bildung zu erreichen steht, daß viele Genüsse des Erweiterungstriebes selten mit vielen Genüssen des

Selbsterhaltungstriebes zu vereinbaren sind, und daß der erhabenste menschliche Geist durch eine verstopfte Drüse im Unterleibe, durch einen schmerzenden Zahn-Nerven, durch einen zu heftigen Pulsschlag in seinen genialischsten Schwüngen unterbrochen, durch einen unglücklichen Stoß auf das Gehirn aller seiner herrlichen Energien beraubt werden kann. So gebieterisch wies die Natur den in's Unendliche strebenden Erweiterungstrieb durch den Selbsterhaltungstrieb in Schranken. Alle wahre Lebensweisheit besteht in der harmonischen Mäßigung beider.

Der Selbsterhaltungstrieb entwickelt sich nicht nur früher, als der Erweiterungstrieb, sondern der letztere erhält auch durch jenen den ersten Anstoß: und wenn sich der Erweiterungstrieb auf seinen unübersehbaren Seitenwegen lange genug verloren; so kehrt er, gleichsam dankbar, zu dem Schwestertriebe zurück, und lohnt mit Wucher die empfangene Unterstützung. Alle Vervielfältigung und Verfeinerung unserer Sinnengenüsse, alle bequemere Herbeischaffung der Bedürfnisse des physischen Selbst, alle Vortheile, welche uns Künste und Wissenschaften gewähren, sind wir irgend einer Anstrengung des Erweiterungstriebes schuldig. Sie sind im Reiche der Geister das, was Anziehungs- und Zurückstoßungskraft in der materiellen Schöpfung sind. Der Erweiterungstrieb reißt uns unaufhörlich aus unserm Selbst heraus, der Selbsterhaltungstrieb zieht uns eben so stark zu demselben zurück.

Vierter Abschnitt. 1. Selbsterhaltungstrieb im engern Sinn. — Menschheit ist Form, Thierheit ist Materie: und alle menschliche Entwickelung ist ein Kampf zwischen Ma-

terie und Form, zwischen der gesetzlosen Rohigkeit der erstern, und der gesetzmäßigen Geistigkeit der andern. Der Natur nämlich mußte es vor allen Dingen angelegen seyn, ihr Geschöpf zu erhalten; ohne Erhaltung und Fortdauer desselben konnte sie selbst die erhabensten Zwecke, die sie mit ihm beabsichtigte, nicht erreichen. Deswegen machte sie unsre vernünftige und sittliche Entwickelung, durch welche wir dem thierischen Theil in uns eine veredelte Form anbilden sollten, von diesem selbst abhängig. So konnte die geistige Natur in uns, die so leicht auf Irrwege geräth, für das Wesen des Individuums, besonders aber der Gattung, nie durchaus zerstörend werden. Weise und nothwendig war es also, dem Selbsterhaltungstriebe eine gewisse Uebermacht zu ertheilen, vermöge deren er sich alle andere Triebe unterzuordnen strebt: eine Unterordnung, welche nur durch Vernunft und Freiheit nach sittlichen Zwecken geleitet werden kann. Erklärbar ist diese Uebermacht des Selbsterhaltungstriebes dadurch, daß die thierische Natur, welcher er vorsteht, die Quelle des Lebensgefühls ist, aus welcher alle unsere Energien ausströmen, und auf welche sie wieder zurückfließen. Auf diesem Verhältniß der vernünftigen und der sittlichen Anlagen zu den physischen, und des Selbsterhaltungstriebes zu den andern Trieben beruht denn auch die Fehlerhaftigkeit, oder besser, die Möglichkeit der moralischen Verirrungen. Es ist nämlich allgemeiner Hang der Menschen-Natur, die intellektuellen und moralischen Anlagen, so wie nicht weniger die physischen, bloß als Mittel der Befriedigung von Neigungen, mit geringer Rücksicht auf die Gesetze der Freiheit und Sittlichkeit, anzusehn und zu gebrauchen, wodurch sie einzig den Zwecken des

Selbsterhaltungstriebes fröhnen. Das ist das debile, languidum atque elumbe, welches, wie Cicero sagt, uns anklebt. Als Gegenmittel jedoch gegen diesen Hang zur Nachgiebigkeit gegen die Forderungen des Selbsterhaltungstriebes ward uns Vernunft und Moralsinn verliehen, so daß wir den thierischen Trieb mit allen seinen Zwecken den höhern Gesetzen der Vernunft und Sittlichkeit unterthänig zu machen, d. h. Glückseligkeit durch Würde zur Glückseligkeit zu veredeln, ja, wo die Pflicht gebeut, jene dieser zum Opfer zu bringen im Stande sind. (Von dem Geschlechtstriebe, als dem Selbsterhaltungstriebe der Menschengattung, weiter unten.) Ein hoher Grad von Sitten-Rohigkeit und von Verfeinerung nähren beide, gleich gefährlich, den Selbsterhaltungstrieb; jener durch Trägheit im Handeln, dieser durch üppige Vielseitigkeit des Genusses. Daher nähern sich der roheste Wilde und der üppigste Schwelger in den Tagen der Kultur dicht an einander: mancher fürstliche Schwelger unterscheidet sich von dem wilden Nord-Amerikaner keinesweges durch seine Unmäßigkeit im Essen und Trinken, im Geschlechtsgenuß, im Spielen: diese Unarten sind beiden gemeinschaftlich; sondern sie unterscheiden sich einzig durch die Gegenstände ihrer thierischen Triebe.

2. Nächst dem Selbsterhaltungstriebe entwickelt unsre Natur am frühsten den technischen Formtrieb. — Unaussprechlich wirksam ist er schon in den Kindern; und der dreißig-, vierzig-, funfzig-jährige Menschengeist unterscheidet sich von dem drei-, vier-, fünf-jährigen nur durch die wichtigern und größern Gegenstände seiner Bearbeitung: Art und Verfahren in beiden sind gleich: Freude am gelungenen Werk, Schmerz über das fehlgeschlagene,

über das durch Muthwillen oder Zufall zerstörte, sind sich, in den verschiedensten Altern, ebenfalls gleich. Die Glieder des Körpers gebrauchen, stehen, gehen, nachsprechen und nachsingen, mahlen, zeichnen, mit der Hand alles Bildsame der sichtbaren Natur bearbeiten, und eben deswegen am liebsten mit solchen Materien spielen, welche der verschiedensten Formen empfänglich sind, wie Sand, Thon, Wasser rc. sind bei Kindern eben so viele Aeußerungen des Formtriebes, des Triebes selbst zu schaffen. Und eben so finden sie ein besonderes Vergnügen darin, andere bilden und schaffen zu sehen. Daher sind die Werkstätte der Handwerker und Künstler für Knaben gewissermaßen Hörsäle und Schulen, wo der technische Formtrieb und der Wißtrieb gleich vortheilhaft geweckt und genährt wird. (Ein Wink für Pädagogen!) In Hinsicht auf Stärke und Wirksamkeit ist dieser Trieb mit dem Selbsterhaltungstriebe keinesweges zu vergleichen: jener wohnt gleichsam in den Spitzen unserer Finger; dieser umfaßt und durchdringt Geist und Körper zugleich. — Unübersehbar ist der Einfluß der Technik in die menschliche Entwickelungsgeschichte. Nur durch sie schuf er sich eine bequemere Lage zur Entwickelung seiner intellektuellen und moralischen Kräfte: den unermeßlichen Fortschritten der Neuern in den Erfahrungswissenschaften, z. B. in der Optik, Astronomie, Physik, Chemie; den schönsten Genüssen, welche sich der Mensch bereitet hat, z. B. ein Schauspiel, eine Oper, ein Konzert, rc. wie wesentlich nothwendig sind ihnen die technischen Werkzeuge! und wie wenig würden überhaupt Denker, Künstler, Helden, leisten, ohne Unterstützung der Technik? Die Erfindungen des Eisens, des Schießpulvers, der Magnetnadel, der Buchdruckerei rc.

haben ohne Zweifel auf das Denken und Handeln der Menschen noch allgemeiner und fruchtbarer eingewirkt, als Platonische Dogmen und Aristotelische Enthymemen.

3. Schöner Kunstsinn — Da das Schöne eine gewisse höhere Vernunftbildung voraussetzt, so erwacht der ästhetische Kunsttrieb später als der technische Formtrieb. Kein ungebildetes Volk hatte jemals reinen Sinn für das Schöne. — Immer wird es eine abstechende Verschiedenheit des schönen Kunstsinns oder des Geschmacks geben, je nachdem der Seh- und Empfindungskreis der Menschen, unter den Völkern, in den Himmelsstrichen, oder in verschiedenen Jahrhunderten, von einander abweicht. Anders muß sich das Gedankenbild menschlicher Schönheit in der Seele eines rohen und von der Sonne verbrannten Negers, anders in der Seele eines feinen und unter dem mildesten Sonnenstrahl wohnenden Griechen abschildern. — Allgemeiner Kunstsinn, der uns nur zu richtig-fühlenden Beurtheilern der Werke der Kunst macht, unterscheidet sich vom Künstler-Genie dadurch, daß dieses Idealen, welche uns Nicht-Künstlern nur in unbestimmten Gestalten vorschweben, Wirklichkeit zu geben, und durch den Meissel, Pinsel, durch Worte, durch Geberden, durch Töne, darzustellen vermag. Zwar sind uns die einzelnen Züge, woraus es sein Gebilde zusammensetzt, nicht fremd, (denn wie könnten wir sonst im Stande seyn, die Richtigkeit der Darstellung zu beurtheilen, und das Schöne dieser Dichtungen zu empfinden?) aber eben das bestimmte Zusammenfassen ist's, was das Kunst-Genie von dem bloßen Kunstsinn unterscheidet. — Da zwischen Mensch und Mensch die meisten und innigsten Berührungspunkte statt finden, (da nichts so sehr uns an uns

selbst erinnert, als Menschengestalt) und eben deswegen der Mensch uns überall der interessanteste Gegenstand ist; so wird auch der Mensch der vorzüglichste Gegenstand schöner Darstellung seyn. Und da ferner an dem Menschen der geistige Charakter am meisten interessirt; so wird die Darstellung seiner Gedanken und Empfindungen der eigenthümliche Zielpunkt des Schön-Künstlers seyn, und die schönste, äußere Menschengestalt sich nur durch den ihr entsprechenden Ausdruck der Geistigkeit vollenden. — Worte sind die vielseitigste, geistigste, zarteste und feinste aller Darstellungsarten des Schönen: daher wird auch ein vorzüglicher Grad der Vollkommenheit in der Dicht- und Rede-Kunst für Ausbildung und Feinheit des Kunstsinns eines Volkes beweisen. — Da also die ausgesuchtesten Formen der lebendigen und der leblosen Natur, die rührendsten Empfindungen, die Gegenstände der schönen Künste sind; so lassen sich daraus die Feinheit der ursprünglichen Elemente des schönen Kunstsinnes, die Seltenheit seiner vollkommenen Ausbildung, der allgemeine Hang für schöne Kunst in Tagen der Kultur, und endlich, da alle schöne Künste als Gegenstände des freien Spiels der Einbildungskraft und der Empfindung gewisse angenehme Schwingungen des Lebensgefühls erregen, der Mißbrauch derselben von der rohen Hand der Ueppigkeit und Schwelgerei zu grob-sinnlichen Zwecken gleich leicht erklären.

4. Der Wißtrieb. — Der Wißtrieb ist gleichsam der geistigste Sprößling des Erweiterungstriebes. Jenes Haschen, Drängen und Hinströmen der gemeinsten Menschenseelen nach allem, was neu, ungewöhnlich, sonderbar ist, jene sogenannte Neugier ist nichts anders, als Wißtrieb, eingeschränkt auf

Vorfälle der Tagesgeschichte. Denn so wenig auch dem gebildetern Geist Vorfälle der Art genügen: so fühlt sich doch der gemeinere dadurch abwechselnd unterhalten. Schon in armseligen Wilden, in Kindern, aber nirgends reiner und herrlicher strahlt der Witztrieb, als in dem zur Vollkraft aufstrebenden Geiste des Jünglings. Gedanke scheint ihm das Höchste, das Vortrefflichste unter allen Arten menschlicher Thätigkeiten. Wir sind alle geborne Encyklopädisten; die ganze unendliche Welt wollen wir in unsern Geist übertragen. Erst durch das Gefühl der Nothwendigkeit, daß wir, um in irgend einem Fache der Wissenschaft etwas Vorzügliches zu leisten, uns dieses ausschließend zur Bearbeitung erkiesen müssen, lernen wir den natürlichen Hang zum Alles-Wissen einschränken. — So wie aber alle geistige Entwickelung unter dem Druck körperlicher Bedürfnisse erliegt; so auch der Witztrieb. Nur da, wo der Geist nicht bloß als die feinste Hand des Körpers, sondern nach seinem eigenthümlichen selbstständigen Werthe gewürdiget wird, nur da kann er seine vielzweigigten Sprossen treiben. — Für unsern Geist fließt eine zwiefache Quelle der Erkenntniß. Aus der einen quellen die sogenannten Vernunft-Wissenschaften hervor, deren Bearbeitung nur der reinen Selbstbeschauung des Geistes bedarf: aus der andern entspringen die Erfahrungs-Wissenschaften, zu deren glücklichem Fortschritt ins Tausendfache verstärkte Sinne, neue Zusammenstellungen und Mischungen der natürlichen Dinge (Versuche), tausend größere oder kleinere Zufälligkeiten zur Entdeckung der Beobachtungswerkzeuge und der Wirkungen der natürlichen Dinge, endlich auch ein ausgebreiteter Verkehr der Bewohner der Erde unter einander zur

Mittheilung der verschiedenen Produkte und Erscheinungen, erfodert werden. Alle diese Umstände vereinigten sich glücklich seit der Wiederherstellung der Wissenschaften in Neu-Europa. — So wesentlich verschieden auch Wissen und Handeln ist, so ist doch erweiterte Wissenschaft von unaussprechlichem Einfluß auf die menschlichen Verhältnisse: sie erleichtert die Herbeischaffung unserer Bedürfnisse, vermehrt unsere Bequemlichkeiten, schafft uns neue Vergnügen; und es liegt in der Natur der Sache, daß, wenn es auch der Fall noch nie gewesen ist, vielleicht auch nie seyn wird, dennoch das erleuchtetste Volk auch das moralisch-veredeltste und physisch-glücklichste seyn „kann." — Aber mit allen vortrefflichen Anlagen und Trieben zur Entwickelung dieser Anlagen würde der Mensch, ohne Gesellschaft, oder auch nur in kleinere Cirkel eingeschränkt, nie das große Geschöpf geworden seyn, was er in der Gesellschaft geworden ist, und in ihr allein werden konnte.

5. Der Geselligkeitstrieb. — So wie in der ganzen Natur zwischen gleichartigen Kräften gegenseitige Anziehung und Bestreben zur Vereinigung herrscht, so wird insbesondere der Mensch, der, durch den Selbsterhaltungstrieb, sich selbst das erste, das wichtigste ist, zu Seinesgleichen hingezogen, als zu seinem außerhalb dargestellten und anschaulichen Selbst, bei dessen Anblick er von ähnlichen Empfindungen, wie gegen sich selbst, durchdrungen wird. — Es ist deshalb nicht schwer, ein System gesellschaftlicher Verhältnisse (Moralsystem) einzig auf Selbstliebe zu gründen, wie es mehrere Philosophen wirklich gethan haben; wenn gleich ein solches System sich nie bis zur reinen Sittlichkeit erheben kann. — Zwei eigenthümliche Gefühle ent-

wickelt der Geselligkeitstrieb, nämlich: Liebe und Achtung für Menschen und menschliche Natur überhaupt. Auf Liebe gründete die Natur auch die Erhaltung des Geschlechts. Geschlechtsliebe ist die erste Frucht des Triebes zur Geselligkeit, und war auch der erste Anklang zum geselligen und veredelten Menschenleben. Sie vermehrte jene Anziehungskraft oder Sympathie mit Seinesgleichen. Achtung gründet sich auf die Anerkennung der moralischen Würde der vernünftigen Natur. Selbst in Hinsicht auf die technischen und intellektuellen Anlagen, und den daraus entspringenden Grad von Brauchbarkeit und Geschicklichkeit, mußte der Mensch dem Menschen ein Gegenstand der Werthschätzung seyn, wie es ihm keines der andern Mitgeschöpfe jemals seyn kann. — Alle Leidenschaften und besondern Neigungen, welche sich durch Umgang und Verbindung mit den Menschen entfalten, sprossen aus zwei Wurzeln hervor, aus dem Mittheilungstriebe und Ehrtriebe. Jener entspricht dem Gefühl der Liebe, dieser dem Gefühle der Achtung: jener befaßt die weicheren, dieser die stärkeren, wackern, Muth und Kraft weckenden Leidenschaften. Vermittelst jener wollen wir unsern Nebenmenschen Theilnahme an uns einflößen, so wie gegenseitig ihre liebenswürdigen Eigenschaften genießen: durch den Ehrtrieb werden wir zur Thätigkeit gespornt, uns anderer Werthschätzung zu erwerben. So oft auch diese beiden Wurzel-Triebe aller geselligen Neigungen einander schnurstraks entgegen wirken, so will doch jeder von Leidenschaft und Gewohnheit noch nicht verdorbener Mensch von andern nicht nur geliebt, sondern auch geachtet, nicht nur geachtet, sondern auch geliebt seyn; sucht in der Menschengesellschaft Genuß, und wünscht gegenseitig durch Thätigkeit

auf sie einzufließen; wünscht zu anderer Glück beizutragen, aber auch von ihnen als ein durch gewisse Vorzüge schätzbares Individuum gewürdigt zu werden. Wir fühlen uns von wahrer Liebe nur für diejenige Menschen-Natur durchdrungen, die wir zugleich achten; von wahrer Achtung nur für die, welche wir zugleich lieben können. Beides streben wir daher auch an uns selbst zu verwirklichen. — Mit Recht betrachtet man die schönen Künste als Erzeugnisse menschlicher Geselligkeit. Der Dichter, der Mahler, der Tonkünstler rc. wollen ihre Freude an dem durch ihre Kunst ausgebildeten Gegenstand gern andern mittheilen, und durch diese Mittheilung zugleich sich Ehre und Bewunderung erwecken. Daher kann auch keine schöne Kunst gedeihen, wo es an liebenden Theilnehmern und ehrenden Bewunderern fehlt. Etwas ähnliches zeigt sich in allen Kraftäußerungen menschlicher Thätigkeit: Andere zu Zeugen unserer Kraftäußerungen zu haben, ist uns der mächtigste Sporn zur Thätigkeit. Mittheilsamkeit ist eine bekannte Eigenschaft aller Vergnügungssüchtigen; denn Gesellschaft erhöht den Genuß, und den schwelgerischsten König würde ein Schauspiel, eine Oper, ein Konzert, gar sehr langweilen, wenn er der einzige Genießer oder Zuschauer wäre. — Jede in der Gesellschaft sich entwickelnde Neigung und Leidenschaft kann als eine aus jenen Wurzel-Trieben abgeleitete angesehen werden. — Auf beide scheint der in Sitten und Handlungen so allgemein herrschende Nachahmungstrieb gepfropft zu seyn. Vermittelst desselben streben wir uns andern gleich zu machen, und dadurch mehr Theilnahme für uns einzuflößen (Mittheilsamkeit:) allein eben dadurch suchen wir uns mit ihnen in eine Reihe zu stellen (Ehrtrieb). —

Nichts als unartige Auswüchse des Geselligkeitstriebes sind Neid, Haß, und andere menschenfeindliche Neigungen, selbst Geiz und Eigennutz. Wir beneiden größere Vorzüge als Hindernisse unsers eigenen Glücks oder Ansehens bei andern: wir hassen den, der unserm Glück oder Ruf oder Ansehen vorsätzlich entgegen arbeitet: durch den Erwerb von Reichthümern oder durch das kärgliche Zusammenhalten der aufgesparten schmeichelt sich der Mensch fortdauernd mit dem bloßen Bewußtseyn des Vermögens, andere an Aufwand, an Pracht und Ansehn überglänzen zu können, ohne jedoch Vorzüge der Art wirklich zu äußern. Daher sind Geizige und Eigennützige allemahl auch stolz: ein Gefühl, welches ihnen der Gedanke ihrer Unabhängigkeit von dem Mitleid anderer, und das Bewußtseyn ihrer eignen Glücksvorzüge einflößt: so kriechend sie auch oft sich zu benehmen pflegen, um eine solche Unabhängigkeit und ein solches Bewußtseyn zu erlangen. — Die gebildetsten Völker waren von je her auch die durch die Bande des geselligen Lebens am vielseitigsten und innigsten verbundenen. Und was ist die Ursache der erstaunenswürdigen Kulturgröße unsers Neu-Europa? Nichts anders als jene unabsehbare Kommunikazions-Linie, durch welche Mensch mit Mensch, Nazion mit Nazion, Welttheil mit Welttheil verknüpfet, durch welche irgend eine neue Erfindung zum Bedürfniß, zur Bequemlichkeit, oder zum Vergnügen des Lebens, in kurzer Zeit das Eigenthum von Millionen Menschen wird u. s. w. — Selbst das Höchste, dessen der Mensch fähig ist, Sittlichkeit, entwickelt sich nicht anders, als in der Gesellschaft, indem wir eine Natur, die, vermöge der Freiheit, sich selbst bestimmen, sich selbst beliebige Zwecke vor-

zeichnen, und Gesetze geben kann, als etwas unverletzliches, heiliges, als Zweck an sich, ansehn und achten lernen. Eine gemächliche, von Armuth und Ueberfluß, von unruhiger Thätigkeit und schwelgerischem Müßiggang gleich weit entfernte Lage scheint, so wie jeder Art menschlicher Entwickelung, also auch der moralischen, am günstigsten zu seyn; dahingegen der Andrang vieler und erkünstelter Bedürfnisse, und die dadurch heftig angeregten Leidenschaften die Fortschritte der Sittlichkeit gar sehr erschweren. Weshalb auch die Tage der Kultur gewöhnlich Tage des Sittenverderbnisses sind.

Fünfter Abschnitt. Selbstthätigkeit. — An Selbstthätigkeit, als das eigenthümliche Lebensprinzip des Geistes, knüpfen sich alle andere Triebe an, welche dasselbe, da es an sich unbestimmt, und auf keinen besondern Gegenstand geheftet ist, bestimmt richten und leiten. Sie macht das Grundwesen des Geistes überhaupt, nicht aber eine specifische Anlage desselben aus. Will man aber einen besondern Thätigkeitstrieb aufstellen, so ist er schon in dem Erweiterungstriebe mit begriffen. Eigentlich aber gründet sich dieser letztere auf das ursprüngliche Vermögen der Selbstthätigkeit unsers Geistes. Denn unser Geist strebt nur deswegen unaufhörlich nach Erweiterung, weil es seine Natur erfordert, immer thätig zu seyn. Eben darum fühlt sich unser Gemüth nie behäglicher, als in der Entwickelung seiner eigenen Kräfte, fühlt einen unaufhörlichen Selbstreiz zur Geschäftigkeit. Welch' ein frohes, muthiges Kraftgefühl, welche Freude der Natur an ihrer eigenen Kraftäußerung finden wir nicht schon bei der unerschöpflichen Körper- und Geistesthätigkeit der Kinder! Zwar sind ihre Kraftentwickelungen an-

fangs noch unbestimmt; ihr Denken ist ein Hüpfen und Springen von einer Vorstellung zur andern, von einem Gegenstande zum andern. Alle Kräfte insgesammt müssen erst einen gewissen Grad der Ausbildung erreicht haben, um endlich eine gewisse bestimmte Richtung annehmen zu können. Auch lehrt es die Erfahrung, wie schädlich eine zu frühe, bestimmte Richtung der Kräfte sey. Erst nach und nach heftet sich der Geist auf bestimmte Gegenstände. Gemeiniglich hat jeder Mensch von Natur ein bestimmtes Talent für irgend eine physische, intellektuelle oder moralische Kraftäußerung; aber noch immer bleibt es eine der gemeinnützigsten Aufgaben einer vollendeten Pädagogik: Wie dieses bestimmte Talent in Individuen herauszufinden, zu bilden, und in den angemessenen Wirkungskreis zu setzen sey? — Langeweile, diese leibliche Tochter unbestimmter Geschäftigkeit ist einer der peinigendsten Zustände des menschlichen Gemüths. Eben daher sind nicht die müßigsten, nicht die in Wollüsten des Lebens am meisten zerfließenden, sondern die ihrem Talent gemäß beschäftigten Menschen und regelmäßige Arbeiter die zufriedensten und glücklichsten Sterblichen. Dadurch bekömmt der immer-rege, ins Unendliche strebsame, aber in einer Verbindung der Dinge, wie die gegenwärtige ist, leicht allzu zerstreute Geist ein festes Ziel seiner Thätigkeit, und einen gemeinnützigen Wirkungskreis. — Phlegmatische Schlaffheit setzt bei einzelnen Menschen gemeiniglich eine Kränklichkeit voraus; und wenn wir selbst ganze rohe Völkerstämme von einer schlaffen und trägen Empfindungs- und Handlungsweise finden, so liegt die Ursache in einem erschlaffenden Klima, wo zugleich die Natur, durch eine zuvorkommende Darbietung ihrer Gaben, einer solchen

Trägheit zu schmeicheln scheint. Ueberhaupt aber müssen wir bei rohen Völkern nicht jene unaufhörlich-rege Emsigkeit, und am wenigsten jene beharrliche Regelmäßigkeit und Einförmigkeit suchen, zu welcher selbst wir uns nur allmählich gewöhnen. Jede noch unentwickelte Natur ist, wie bei Kindern, unruhig-thätig. Durch das gemeinschaftliche Drängen und Treiben aller Kräfte wirkt sie jeder einseitigen Anstrengung entgegen. Daher finden alle Wilden das Leben eines Europäischen Handwerkers, Künstlers, oder Geschäftsmannes unerträglich. — Jede einseitige Anwendung unserer Kräfte hat ihren Grund entweder in dem unwiderstehlichen Entwickelungsdrange einer Original-Anlage, oder in dem Zwange des Bedürfnisses, oder in dem strengen Gebote der Vernunft. Hohe Kultur ist nicht möglich, ohne mannichfaltige Beschränkungen des Kräfte-Spiels in den Individuen, und ohne einseitige Richtung menschlicher Kräfte. Höchste, d. h. möglich vervollkommnete Kultur selbst, was ist sie anders, als möglich-vielseitigst beschäftigte, und möglich-zweckmäßigst geordnete Thätigkeit menschlicher Kräfte? — Um aber die Triebe auf bestimmte Gegenstände zu richten, und die Anlagen selbst zur vielseitigsten Entwickelung hervorzurufen, fügte die Natur noch gewisse innere und äußere Bildungsmittel hinzu.

Sechster Abschnitt. Instinkt, Genie, Talent — als Reiz- und Weckungsmittel der Anlagen. Der technische Formtrieb, der ästhetische Kunstsinn, der Wißtrieb, und der Geselligkeitstrieb, zwecken bloß auf die Vervollkommnung und Veredelung unserer Natur, auf das Besser-Seyn, und nur der Trieb der Selbsterhaltung zielt unmittelbar auf das Daseyn und die Fort-

dauer desselben ab. Das besondere Weckungs- und Bildungsmittel des Selbsterhaltungstriebes, den Instinkt, pflanzte sie allen menschlichen Wesen ohne Unterschied ein: Genie und Talent aber für die Ausbildung besonderer Triebe und Anlagen legte sie nur in gewisse Einzel-Wesen. Instinkt nennt der Verfasser den besondern Grad der Reizbarkeit und der Entwickelungsfertigkeit gewisser körperlicher Anlagen, welche zur Selbsterhaltung abzwecken, und die Schnellkraft, mit welcher die Bewegungen der Glieder diesem Grad der Reizbarkeit entsprechen. Groß ist die Macht, mit welcher, bewundernswürdig die Art, wie der Instinkt wirkt. Eine Lebensgefahr droht; und die bedrohte Natur entwickelt eine doppelte Masse von Kraft und Schnellwirksamkeit dieser Kraft, als ihr im Zustande der Ruhe eigen zu seyn pflegt; der Bedrohte trifft die augenblicklich nothwendige Stellung und Richtung der Glieder des Körpers: und der Geist ist sich dessen nicht einmal bewußt. Ueberall, wo eine langsam und nur durch mannichfaltige Versuche wirkende Vernunft die Zwecke der Selbsterhaltung zu spät erreicht haben würde, brachte die Natur Instinkt an. Bei dem Thiere ist alles Instinkt. Die Kunsttriebe, welche wir an ihm bewundern, sind nichts als ein mehr zusammengesetzter und verwickelter Instinkt, angewandt auf die zweckmäßige Bearbeitung derjenigen Dinge, welche ihm Gegenstände der Selbsterhaltung und des Bedürfnisses sind: statt daß der bloße einfache Instinkt einzig auf den Gebrauch der Glieder eingeschränkt ist, ohne eine solche Bearbeitung natürlicher Dinge. Solche Kunsttriebe hat die Natur dem Menschen versagt, weil sie ihn mit der Stellvertreterin des Instinkts, der Vernunft, ausstattete. — Denken wir uns nun

den Menschen im Zustande der Thier-Menschheit, so mußte der Instinkt nur desto mächtiger wirken, je gewisser es ist, daß die erwachende Vernunft die Macht des Instinkts schwächt.

Was Instinkt dem Körper, das ist Genie dem Geist. Genie nennen wir jene, aller Uebung und dem deutlichen Bewußtseyn vorhergehende, Reizbarkeit und Entwickelungsfertigkeit für technische, oder ästhetische, oder wissenschaftliche, oder moralische Kraftäußerungen, die wir an gewissen Menschen wahrnehmen. Wir können uns das, was man Genie zu nennen pflegt, nicht treffender, als nach der Aehnlichkeit mit dem Kunsttriebe vorstellen, und es als einen geistigen Instinkt ansehen.

Einen beschränktern Grad des Genies nennen wir Talent, und verstehen darunter ein vorzügliches Maaß von angeborner Handfertigkeit und Gewandheit im technischen, von Scharfsinn im wissenschaftlichen, von Charakter-Energie im moralischen, von Eigenthümlichkeit im ästhetischen: welches sich aber nicht bis zu Erfindungen und Entdeckungen, nicht bis zur Originalität in dem von ihm bearbeiteten Thätigkeitskreise erhebt. Freilich enthält fast jedes genialisches Meisterwerk manche Theile, die vielleicht auch das bloße Talent würde haben hervorbringen können: aber das Ganze mit diesem Gepräge hoher Eigenthümlichkeit, Ursprünglichkeit und Selbstständigkeit konnte nur ein Genie schaffen. Ein Mensch kann für mehrere Gattungen von Anlagen Talent haben; aber Genie für alle Anlagen gab es nie. Der Grad von Präformazion, welchen das Genie für eine bestimmte Gattung von Anlagen erfodert, scheint den Geist und alle seine Kräfte zu einseitig zu richten, als daß er zwischen mehrern Gattungen verschiedener Anlagen getheilt seyn könnte. —

Da die gesellschaftliche und moralische Thätigkeit, auf welche die Entwickelung unsers Geschlechts vorzüglich berechnet ist, mehr Vielseitigkeit, als Einseitigkeit erfodert; so findet sich das Talent, nach einer weisen Anordnung der Natur, unvergleichbar häufiger, als das Genie. Unaussprechlich ist der Einfluß des Talents in die Entwickelungs-Geschichte unsers Geschlechts. Was das Genie durch seine unbegreifliche Urkraft erfand, das berichtigte und erweiterte, vervollkommnete und vollendete das Talent.

Instinkt, Genie und Talent sind die besondern Weckungs- und Bildungsmittel der Triebe und Anlagen; aber es giebt auch allgemeine.

Siebenter Abschnitt. Diese allgemeinen Mittel sind Schmerz und Bedürfniß und Vergnügen, sind Modifikazionen des Lebensgefühls, welche jede Art von Kraftäußerung unserer Natur begleiten. Aus beiden entwickelt sich Leidenschaft, d. i. ein durch diese Modifikazionen des Lebensgefühls geweckter und bestimmter Reiz unserer körperlich-geistigen Natur für Gegenstände des Genusses oder der Thätigkeit. Aber das allgemeinste, all-anwendbarste und einflußreichste Bildungsmittel aller unserer Anlagen und Triebe ist die Vernunft. Ohne sie würden sich weder jene allgemeinen, noch auch die besondern Bildungsmittel unserer Natur, Instinkt, Genie und Talent, nie über den auf Selbsterhaltung eingeschränkten Thätigkeitstrieb des Thieres erheben.

1. Schmerz- und Bedürfnißgefühl. — Jeder schmerzliche Eindruck bedroht das lebendige Wesen mit Zerstörung, oder

hemmt wenigstens seine freie Thätigkeit; indeß der angenehme nur das Wohlbefinden desselben befördert. Bedürfniß fodert Darreichung der Erhaltungsmittel der Existenz, und droht, bei verzögerter Darreichung, wie der Schmerz selbst, Zerstörung. Deshalb mußte der Schöpfer dem Schmerz- und Bedürfnißgefühle, welches zur Abwehrung drohender Zerstörung bestimmt war, einen höhern Grad der Wirksamkeit ertheilen, als dem Triebe zum Vergnügen. Daher jene Gewaltsamkeit des Schmerzgefühles, mit welcher es uns zum Widerstande gegen den feindseligen Eindruck hinreißt. Bei dem Bedürfnißgefühl geschieht dieses auch, aber nur in einem geringern Grade. Von Schmerz- und Bedürfnißgefühl gieng menschliche Kultur aus. Die ersten Bestrebungen des Menschen, sich vor dem Schmerze des Hungers, des Durstes, des Eindrucks unfreundlicher Witterung, der Nässe, der Kälte, und anderer unangenehmen Empfindungen, zu verwahren, weckten die Vernunft zuerst aus ihrem Schlummer. (Ingenii largitor venter.) Schmerz- und Nothgefühl ist noch jetzt, und wird auch immer seyn, das unfehlbarste Weckungsmittel natürlich träger, oder auch durch langen Druck niedergehaltener Menschenkräfte. Wie viele einfältige, stumpfe Menschen-Naturen gab es von je her auf den Thronen, im Schooß des Ueberflusses, des Reichthums? Aber kanntet ihr je einen Menschen von nicht ganz vernachläßigtem Geist, der, unter dem Druck mannichfaltiger Noth, einfältig geblieben wäre? Wie weit, glaubt ihr wohl, würde das menschliche Geschlecht in Künsten, Wissenschaften und Erfindungen gekommen seyn, wenn die Prinzen, die Vornehmen, die Reichen und Begüterten von je her drei Viertheile

desselben ausgemacht hätten? — Ihren großen Absichten gemäß bildet und erzieht die Natur den Menschen von den frühesten Momenten seines Daseyns an. Der erste Eindruck, mit welchem sie ihm, disseits des Mutterleibes, entgegen kömmt, ist von der schmerzhaften Art, ist die unangenehme Empfindung der veränderten, ihm lästigern Lebensatmosphäre: indem er nunmehr nur durch Selbstanstrengung der Lunge Athem schöpfen kann, der ihm vorher aus der mütterlichen Lunge zugeführt ward. Daher auch der erste Laut des Menschen ein Klage-Laut, ein Weinen ist. Viele andere schmerzhafte Gefühle erwarten ihn in seinen folgenden Lebenstagen. — Eine weise Anlage der Natur ist es, daß wir uns jede Art von körperlicher oder geistiger Thätigkeit, jede Art von sinnlichem oder geistigem Genuß, zum Bedürfniß machen können; und daß Hemmung einer solchen Thätigkeit, Entbehrung eines solchen Genusses, uns nicht minder unerträglich ist, als die natürlichsten Schmerz- und Bedürfnißgefühle. Denn jedes selbstgeschaffene, künstliche Bedürfniß ist dem Menschen kein geringerer Aufruf und Sporn zur Entwickelung seiner Kräfte, als die einfachsten und natürlichsten aller Bedürfnisse: sie schärfen den Geist zu Beobachtungen, Versuchen und Erfahrungen, wecken seine Erfindsamkeit, und erhalten ihn in Thätigkeit. Eben dieses enthält auch den Grund von der ins unendliche steigenden Bildungs- und Vervollkommnungsfähigkeit des Menschengeschlechts. Eben an den Gegenständen der endlosen Geschäftigkeit der Kultur zeigt sich der Mensch als das große, vielbegabte Geschöpf, welches wir in seiner Entwickelungsgeschichte anstaunen; und der Einfluß der künstlichen Schmerz- und Bedürfnißgefühle auf menschliche

Ausbildung ist also unermeßlich, und unaussprechlich fruchtbarer, als der Einfluß der einfachen, natürlichen.

2. Vergnügen. — Diese angenehme Schwingung der Lebenskraft scheint die Natur als eine süße Belohnung erfolgter Kraftentwickelung, und als einen Sporn zu neuer, in dem Reiche des Lebens angebracht zu haben. Es setzt beides, den Geist und Körper, in harmonische Schwingungen, so daß es auf unsere Thierheit (Animalität) und auf unsere Geistigkeit (Spiritualität) gleich wohlthätige Einflüsse verbreitet, es weckt und stärkt die Energie unserer körperlichen und geistigen Kräfte. — Ein anderer weiser Kunstgriff der Natur ist es, daß es keine noch so mühsame und aufopferungsvolle Art von Kraftentwickelung, von Geschäftigkeit und Thätigkeit giebt, die wir uns nicht unter der holden Gestalt des Vergnügens vorstellen können. Es ist zweifelhaft, ob der Gewinn des großen Looses in der Lotterie dem Geizigen, oder auch das längst erwartete Ja-Wort der Lang-Ersehnten dem Verliebten angenehmere Empfindungen gewähren kann, als einem Archimedes seine gefundene Auflösung des Problems vom Verhältniß der Kugel zum Cylinder. Ein Triumph der Milde der Natur gegen unser Geschlecht ist es, daß es das System des Epikurismus, und mit verfeinerten Grundsätzen, des Eudämonismus geben konnte, in welchem Glückseligkeit das oberste Prinzip und das letzte Resultat war; ein System, in welches selbst die Tugend, dieses einzig-unbedingte aller menschlichen Güter, zwar nicht ohne Verdacht von Sophisterei, aber doch nicht ohne täuschende Gründe hineingezogen, und als ein Quell der reinsten und höchsten Vergnügen betrachtet werden konnte. Denn allen übrigen Wünschen und Be-

strebungen der Menschen (mit Ausnahme der Tugend) Glückseligkeit als den höchsten Zielpunkt vorzuzeichnen, kann kein Stoiker, kein Kant selbst, unwahr finden. — So wie wir aber Bedürfnisse, Anstrengungen und Entbehrungen (z. B. vermittelst des Gedankens an nützliche und edle Zwecke, welche dadurch erreicht werden,) zu Vergnügen erheben: so sinkt dagegen das Vergnügen durch öftern Genuß. Deswegen streben wir dem alltäglich gewordenen Vergnügen durch irgend eine neue Zuthat den verlornen Reiz der Neuheit wiederzugeben. Hieraus bildet sich die höchst sonderbare Art menschlichen Seyns und Strebens, ein immer schwankender Mittelzustand zwischen Bedürfniß und Vergnügen, zwischen Thätigkeit und Genuß, zwischen Zufriedenheit und Unzufriedenheit. Immer streben wir das schlichte Bedürfniß zum Rang des Vergnügens zu erheben, und wirkliche Vergnügen durch allerlei Modifikazionen zu immer höhern Graden zu steigern. —

3. Leidenschaft. — Wir denken darunter ein für einen bestimmten Gegenstand fixirtes, entweder durch natürlichen Trieb oder durch Gewohnheit tiefgewurzeltes Gefühl des Bedürfnisses oder Vergnügens. Da nun jedes Bedürfniß und jedes Vergnügen sich fixiren kann, so kann auch jede Art von körperlicher oder geistiger Thätigkeit, von körperlichem oder geistigem Genuß, in dem Menschen bis zur Leidenschaft wurzeln: der Mensch spielt und schwelgt mit Leidenschaft, so wie er mit Leidenschaft mahlt, dichtet, philosophirt, und den Wissenschaften obliegt. — Es kann Leidenschaft für eine Kunst und Wissenschaft geben, ohne Genie und Talent; aber diese ist eine erkünstelte, nicht in dem Gefühl für den Gegenstand, sondern in anderweitigen Ursachen,

z. B. in Eigennutz, Eifersucht, etc. gegründete Leidenschaft. — Gefährlich für Glück und Ruhe der Menschheit waren von jeher diejenigen Leidenschaften, die aus dem Selbsterhaltungstriebe hervorgingen, insbesondere Schwelgerei und Geschlechtsgenuß. Andere Leidenschaften entwickeln sich aus dem Geselligkeitstriebe, z. B. Ehrgeiz, Stolz, Neid, Haß, Eifersucht. Doch unterscheiden sich diese von den erstern dadurch, daß sie, da ihre Ziele nicht in der organischen Natur des Einzelwesens, sondern außerhalb desselben, in der Gesellschaft, liegen, und gewöhnlich nur mit Mühe und Anstrengung erreichbar sind, dem Menschen ein Sporn der Thätigkeit werden, und eben dadurch oft allen seinen intellektuellen und moralischen Anlagen einen wohlthätigen Schwung zu neuer Entwickelung ertheilen, so unermeßlich auch auf der andern Seite die Summe von physischen Uebeln und moralischem Verderbniß ist, welche aus der ungezügelten Oberherrschaft dieser Leidenschaften entsprungen sind. — Einzig in ihrer Gattung, und erstaunenswürdig ist die Art, wie die Leidenschaft wirkt, und die Geisteskräfte zur Auffindung zweckmäßiger Mittel für die Erreichung ihrer Zwecke erhöht und gleichsam vermehrt. Nicht als ob wir in solchen Zuständen ohne alle Vernunft handelten, sondern weil die Vernunft, durch den Anstoß der Leidenschaft gleichsam elektrisirt, sich auf ihrem sonst mühsamen Wege mit Blitzesschnelle rasch fortschwingt. Man denke hier an die Begeisterung der Dichter, Redner, Künstler. Was ist sie anders, als jener Zustand erhöhter Schnellkraft und Lebhaftigkeit unserer Vorstellungen bis zur leidenschaftlichen Bewußtlosigkeit? Denn ein Zustand des Leidens ist es, wenn der Geist, gewissen Vorstellungen ganz hingegeben, lebendiger ima-

ginirt, leichter, schneller und richtiger Ideen verknüpft, und ein Ganzes, (sey es auch nur ein treffender Einfall, eine glückliche Antwort, eine fruchtbare Idee) ein neues Ganzes darstellt, ehe wir uns der dies Ganze ausmachenden Theile, oder der Art ihrer Zusammensetzung, klar und deutlich bewußt sind.

4. Vernunft. — Vom Instinkt entwickelt sich der Mensch zur Vernunft. Sobald diese bis zum vollen Bewußtseyn vorgedrungen, sobald wird das abhängige unabhängig, das einer fremden Gewalt (dem Instinkt) gehorchende wird selbstgebietend. Die Natur giebt ihrem großen Pflegesohn nunmehr einen Freibrief, mit sich selbst und über die Dinge nach selbstbestimmten Zwecken, und durch selbstgewählte Mittel zu walten. — Nur allmählich und durch leise Abstufungen entwickelt sich in dem Menschen vernünftiges Bewußtseyn, dessen Wirkung diese ist, daß er sich fühlt, mehr zu können, und mehr zu dürfen, als er in der Epoche des Instinkts konnte und durfte. Vernünftiges Selbstbewußtseyn ist Gefühl der Kräfte, und Kraftgefühl hat Kraftäußerungen zur Folge, so wie das Kraftgefühl selbst schon eine Kraftäußerung ist. Und so erhellt von selbst, daß mit der zum Bewußtseyn erwachenden Vernunft eine neue Reihe von Kraftäußerungen, Ideen und Handlungen, beginnt. Durch Vernunft fängt der Mensch an die Erde zu beherrschen, und sich dieselbe unterthan zu machen; die gesammte Erdenschöpfung wird nun ein Gegenstand seines freien Kräftespiels; und, was noch mehr als alles sagen will, er wird sich selbst beherrschen, und seine Sinnlichkeit dem Pflichtgebot unterwerfen. — Kurz, geradlinigt und sicher war der Weg, den der Mensch an der Hand des Instinkts wandelte: eine unbegränzte Aussicht darbie-

tend, mit zahllosen Krümmungen durchschlängelt, und von trügerischen Irrlichtern umgaukelt, ist die neue Laufbahn, welche sich die Vernunft eröffnet. Erfahrung, Beobachtung, Versuche, sind die neuen Führer des Menschen auf der neuen Laufbahn. Er wird sich oft verirren, aber durch Verirrungen selbst auf den rechten Weg getrieben werden. Er wird sich zu den Bedürfnissen Bequemlichkeiten, zu den Bequemlichkeiten Vergnügen, zu den Vergnügen Ueppigkeiten schaffen. Zwar wird die Vernunft bis zu einem gewissen Grade eben so gut als ein Verschlimmerungsmittel, denn als ein Vervollkommnungsmittel der Menschheit, angesehen werden können: aber ihre unläugbaren Fehltritte werden Fortschritte zum Bessern, und die Verschlimmerung bahnt den Weg zur Vervollkommnung. Dieselbe Vernunft, die den Menschen, von keinem Instinkte mehr geleitet, nach einer giftigen Frucht greifen ließ, wird nährende Früchte durch Säen und Pflanzen vervielfältigen, und der Unfruchtbarkeit der Natur trotzen, ja selbst das Gift heilsam machen lernen. Dieselbe Vernunft, durch welche sich die Menschen diese geist- und herz-verengende Schaar von Bedürfnissen angekünstelt, von welchen zerstreut und gequält, sie der thätigen Theilnahme für den Unglücklichen ihr Gefühl verschließen, wird, bei weitern Fortschritten der Bildung, Kranken- und Verpflegungshäuser bauen.

Neunter Abschnitt. Antagonismus (Widerstreit) der Anlagen und Triebe. — Wenn der Mensch, vermittelst der Vernunft, ein in's unendliche ausbildsames Kunst-Wesen ist, so haben wir in diesem wundervollen Mechanismus noch ein kunstreiches Getriebe, nämlich den Antagonismus der verschiedenen Anlagen und Triebe, so wie der Bildungsmittel unter

einander. Ein solcher Antagonismus ist sehr natürlich in einem Wesen, welches aus Extremen, wie Körper und Geist, Sinnlichkeit und Vernunft, Naturnothwendigkeit und Freiheit, zusammengesetzt ist. Antagonismus war aber auch nothwendig für menschliche Entwickelung. Denn da der Mensch nur durch vielseitige Ausbildung eine harmonische, mit sich selbst übereinstimmende Natur werden kann, und doch so leicht seine ganze Kraft an jeden Gegenstand seines Lieblingshanges heftet, und so ihm eine für das Ganze der Entwickelung nachtheilige Strebsamkeit widmet: so konnte und mußte er, einzig durch den Widerstreit der Kräfte, an die ursprünglichen Foderungen und Grundbestimmungen seiner ganzen Natur erinnert werden: denn offenbar reizt der Widerstreit der Kräfte zu ihrer vielseitigen Ausbildung, wodurch allein er zugleich aufgehoben und in Harmonie verwandelt werden kann. Auf diese Art also wirkt der Antagonismus der menschlichen Anlagen der schädlichen Einseitigkeit ihrer Ausbildung entgegen, und befördert die Harmonie ihrer Entwickelung. Fast jede physische, ästhetische, intellektuelle und moralische Verirrung des Menschen beruht auf irgend einer Art von Einseitigkeit seiner Bildung. — Der Antagonismus wurzelt überhaupt in dem Doppel-Urstamm menschlicher Anlagen, nämlich in der Leidsamkeit der Sinnlichkeit und in der Thätigkeit der Vernunft, in der Naturnothwendigkeit unserer Vorstellungen und Empfindungen, nnd in der Freiheit unserer moralischen Handlungen. Die Sinnlichkeit zieht den Menschen unaufhörlich zu den rohen Instinkten der Natur herab: die Vernunft dagegen strebt, ihn zu einem selbstgeschaffenen Wesen zu erheben. Die Naturnothwendigkeit seiner Vorstellungen und Empfindun-

gen unterwirft ihn der Abhängigkeit von Eindrücken der Sinne, dem Gehorsam gegen Instinkt und Leidenschaft, dem Augenblick der Gegenwart: die moralische Freiheit strebt, ihn von allem diesem unabhängig, und bloß einem selbstbestimmten Pflichtgebot unterthan zu machen.

1. Antagonismus der Anlagen. Diese sind in einem immerwährenden Kampfe, und dieser Kampf ist desto größer, je inniger sie sich berühren, größer zwischen den politischen und moralischen, als zwischen den politischen und technischen, geringer zwischen den technischen und moralischen, als zwischen den technischen und ästhetischen. Wie ringt in der Epoche der von der Thierheit sich zuerst loswindenden Menschheit der Instinkt mit der Intellektualität, bis diese jenem Zweckmäßigkeit eindrückt! Welch ein noch gewaltigerer Kampf erhebt sich, in der spätern Epoche, zwischen Intellektualität und Moralität! und wie entwickelt gleichwohl der Mensch, gerade in diesem Kampf, die schönsten Tugenden der Standhaftigkeit und der Selbstbeherrschung. — Schön ist die Erläuterung, welche der scharfsinnige Verfasser über die Kontraste in dem Antagonismus zwischen den technischen und ästhetischen, so wie zwischen beiden und den wissenschaftlichen S. 232 — 235. giebt.

2. Antagonismus der Triebe. — Da die Triebe Entwickelungsmittel der Anlagen sind, und diese sich nur durch jene äußern; so muß auch unter den Trieben Antagonismus, und in demselben Verhältniß, wie unter den Anlagen, herrschen. Besonders verdienen gewisse Untergattungen der oben entwickelten Haupttriebe bemerkt zu werden, als:

a. Der Trieb zur Thätigkeit und der Trieb zur Ruhe. Beide Triebe sind darin gegründet, daß alle unsere körperliche oder geistige Thätigkeit durch den Körper begränzt wird, und, zu ihrer Belebung, der Abspannung bedarf. So arbeiten fast alle Wilden entweder mit allen Kräften, oder sie faullenzen. — Wenn aber Ruhe von einigen als das letzte Ziel aller Thätigkeit, dessen Gewährung einzig unser Glück machen würde, angesehen wird, so ist es offenbar Täuschung. Ruhe ist nur ein neuer Springquell der Thätigkeit. Der Zustand der Ruhe, dieser Himmel auf Erden, ist für uns alle ein Ziel in der Luft. Indem wir nach Ruhe streben, sind wir thätig: und wenn wir sie erlangt zu haben glauben, finden wir in ihr Stacheln zu neuer Thätigkeit. — Der Trieb zur Ruhe, zur Abspannung angestrengter Lebenskraft, ist am Ende der Selbsterhaltungstrieb aller unserer körperlichen und geistigen Kräfte.

b. Antagonismus zwischen dem Spieltriebe und dem Triebe zu nützlicher Arbeit. — Spieltrieb heißt hier der Hang zu unbestimmter Thätigkeit, jener instinktartige Reiz zur Kraftentwickelung, deren eigentlicher Zweck dem menschlichen Wesen selbst noch unbekannt ist, aber auf keine geringern Zwecke hinwirkt, als auf Bereicherung mit Vorstellungen und Eindrücken, Ausbildung unserer physischen, intellektuellen und moralischen Anlagen. Alle Entwickelung derselben beginnt vom Spieltriebe. Die ersten Versuche des Menschen in der Technik, in den schönen Künsten, in spekulativen Phantasieen über die Natur, was sind sie anders, als unbestimmte, unwillkührliche Aeußerungen erwachender Energien? Dieser Spieltrieb äußert sich,

wie in dem rohesten, so nicht weniger in dem gebildetsten Menschen, so oft er sich von bestimmten Geschäften frei fühlt. Wegen der freien Art seiner Aeußerung gewährt uns die Befriedigung desselben einen angenehmen Reiz. Durch ihn bringen wir, in Tagen der Kultur, Abwechselung und Freiheit in die ermüdende Einförmigkeit und Gebundenheit des bestimmten Geschäftsganges; aber eben deswegen wird er auch leicht eine gefährliche Klippe der Sittlichkeit, so wie der Glückseligkeit. Daher zahllose Erfindungen, Bedürfnisse, Vergnügen, Gewohnheiten, wodurch die Menschen dem Spieltriebe Nahrung zu reichen bestrebt sind. Wir gehen spatzieren, wir besuchen Gesellschaft, wir besuchen Theater und Konzert, wir sitzen am Spieltisch, wir schicken nach der Lesebibliothek, um dem Spieltriebe genug zu thun. — Auf die edelste Art beschäftigen den Spieltrieb die schönen Künste, diese Kinder freier Thätigkeit und ungebundenen Genieschwunges, indem sie das Schönste und Vortrefflichste (Schönheiten der Natur, Menschengestalten, Menschen-Geist und Herz) in den mannichfaltigsten und gefälligsten Umrissen und Farben vor unsern Augen spielen lassen. — Da die glücklichsten Ideen-Verknüpfungen selbst des Denkers oft ein Werk des Zufalls oder einer Art von Begeisterung sind, so muß auch er, gleich dem Künstler, sich oft von dem bestimmten, regelmäßigen Ideengange losmachen, und dem Spieltriebe nachhängen. Newton machte seine große Entdeckung von der Schwerkraft der Körper unter einem Apfelbaume liegend; und jedem praktischen Philosophen und Psychologen kommen oft die treffendsten Beobachtungen, die fruchtbarsten Ideen, nicht auf dem mühsamen Wege strenger Untersuchung, sondern auf den

Seiten-Pfaden des freien Gedanken-Spiels. — Lektüre ist bei dem großen Haufen Beschäftigung des Spieltriebes: und da Empfindungen die Sinnlichkeit am nächsten berühren; so werden Romane, die, als solche, den herrschenden Leidenschaften, und insbesondere dem Geschlechtstriebe, so einzig schmeicheln, und überdieß durch Szenen aus der handelnden Menschenwelt interessiren, immer der Lieblingsgegenstand des intellektuellen Spieltriebes mittelmäßiger Geister bleiben. — Vorzüglich aus der Befriedigung dieses Triebes erklärt der Verfasser auch sowohl das Wohlgefühl des müßigen Tabakrauchers, als auch das in müßigen Augenblicken so gewöhnliche Spielen mit den Fingern, oder auch der Füße. Aber das gebrauchteste körperliche Werkzeug des Geistes, wenn er sich an eigenen Ideen leer fühlt, sind die Augen, wodurch er, wie durch ein Krystall-Fenster, in das bunte Gewimmel der Erscheinungswelt hineinschaut, und diese in sein Inneres überträgt. — Der Spieltrieb steht zwischen dem Selbsterhaltungs- und dem Erweiterungstriebe gleichsam in der Mitte, und ist ein Resultat von beiden. Denn er vereiniget die beiden Ur-Elemente unserer Natur, Thätigkeit und Leidsamkeit: jene, indem er uns, in Augenblicken der Muße oder Abspannung, nach Gegenständen der Thätigkeit haschen lehrt; diese, indem die Art von unbestimmter, und nicht anstrengender Thätigkeit, welche er sucht, dem Triebe zur Ruhe und der sinnlichen Leidsamkeit schmeichelt.

Dem Spieltriebe wirkt der Trieb zu nützlicher Arbeit entgegen. Arbeit heißt hier nicht jede Thätigkeit, sondern Thätigkeit auf bestimmte nützliche Zwecke hingerichtet. Dieser kann also sich nicht eher entwickeln, als bis der Mensch durch Ver-

nunft sich selbst Zwecke vorsetzen kann. Jenes unbestimmte Spiel unserer Kräfte, jene gänzliche Lockerheit und Ungebundenheit unserer Vorstellungen und Empfindungen, wird, so angenehm sie auch, durch Befriedigung des Spieltriebes, der Leidsamkeit schmeichelt, auf die Dauer für jeden edler gebildeten, oder auch nur natürlich richtig empfindenden Menschen ein unbehaglicher, unerträglicher Zustand. Bestimmtheit, festes Ziel, Zweckmäßigkeit, Nützlichkeit, Gemeinnützigkeit, das ist's, was die unverbildete, vernünftige Natur will und sucht. Thätigkeit, besonders auf moralische Zwecke hingerichtete Thätigkeit fodern wir von andern, und von uns selbst, wenn wir uns anders nicht unter der Würde vernünftiger Wesen erscheinen sollen. Ein Mensch, dessen ganzes Leben ein Kontinuum von Genuß sinnlicher Vergnügen, ohne alle moralische Beziehung, angesehen werden müßte, würde uns offenbar ein Gegenstand der Verachtung seyn. Alle schönen Künste steigen in dem Maaß an Werth, als sie sich durch Ausdruck der Geistigkeit menschlicher Natur, und durch Beitrag zur Bildung des Verstandes und des Herzens der moralischen Zweckmäßigkeit nähern. So schätzen wir einen großen Dichter höher, als einen großen Schauspieler, den tragischen Dichter höher, als den komischen rc. Genie, Talent, Kunst, veredeln sich nur bis zur Achtung durch moralische Beziehung. Der große Künstler-Genius, den wir bewundern, vollendet sich gleichsam erst durch den Menschen, den wir achten. Selbst wenn Talent oder Kunst, durch ihre Natur, der moralischen Beziehung wenig oder gar nicht empfänglich sind, z. B. die Seiltänzer-Kunst; dann fodern wir, daß der Mensch den Fehler der Kunst ersetze, daß er z. B. durch moralisch-

zweckmäßige Anwendung des Erwerbs seiner Kunst diese selbst veredele, oder sich sonst von guten Seiten zeige.

c. Antagonismus zwischen dem Nachahmungstriebe und dem Triebe zur Originalität. — Wenn wir unsern Geist, wie unsern Körper, unsere Handlungen, wie unsere Grundsätze, unsere Kleidertrachten, wie unsere Meinungen, gewöhnlich nach fremden Mustern bilden: wenn, auf diese Art, sich so etwas zusammenbildet, was man Mode, Geist, Charakter von Nazionen, von Jahrhunderten und Menschengeschlechtern zu nennen pflegt: dann mischen sich Ehrgeiz, Neid, Eifersucht, und manche andere Leidenschaften bald als Ursachen, bald als Wirkungen, zu dem Nachahmungstriebe, und werden nie versiegende Quellen, ihn zu beleben und zu verstärken. — Unaussprechlich fruchtbar ist dieser Nachahmungstrieb für menschliche Entwickelung. Durch ihn eignen wir uns, in jeder Gattung von Anlagen, die schon vorhandene Masse von erstrebten Fertigkeiten und ausgeschaffenen Bildungen an. Und er würde sich ins Unendliche verbreiten, wenn ihm nicht der Trieb zur Originalität entgegen wirkte. Jede bestimmtere Anlage zu irgend einer besondern Art von Thätigkeit giebt eine bestimmtere Originalität. Aber noch hat kein menschliches Einzel-Wesen einer so durchaus zweckmäßigen, physischen, intellektuellen und moralischen Erziehung (von Menschen-Hand und durch die Umstände) genossen, daß man sagen könnte, seine ganze Anlage zur Originalität habe sich vollständig ausgeprägt. Die tausendfach drückenden Lebensverhältnisse wirken zu sehr dagegen: wie viele herrliche Köpfe schmachten in Armuth, wie viele treffliche Talente bleiben unentwickelt! Je freier und sich selbst überlassener

Menschen-Natur wirkt, je origineller ist ihr Gepräge. Wir sind gewöhnlich origineller als Kinder, wie im Jünglingsalter; origineller als Jünglinge, wie im männlichen Alter. Der Landmann ist origineller, als der Städter; der Mann von freier, selbstgewählter Lebens- und Handlungsweise (sui iuris homo) ist es mehr als der Geschäftsmann: in den höheren Ständen ist man es seltener, als in den niedern. Kultur ist überhaupt eine Art von Gleichmachung. Jeder Wilde ist ein Original, und muß es seyn, als eine frei-wirkende Menschen-Natur. — Auch der Trieb zur Originalität strebt zur Entwickelung. Die noch kleinen Kinder gehorchen nicht gern; aber eben durch dieses Nicht-Gehorchen einer fremden Willkühr wird ihnen ihre intellektuelle (bald auch ihre moralische) Selbstbestimmungsfähigkeit fühlbar; eben hierdurch beurkundet das junge Einzelwesen sein Ich, sein eigenthümliches, unabhängiges Selbst. — Eine andere Aeußerung der Selbstbestimmungskraft in der ungebildeten Menschen-Natur ist das Streben nach verbotenen Dingen. Dadurch, daß der Mensch von der vorgeschriebenen Regel abweicht, beglaubigt er sich als Selbst-Bestimmendes. Wäre das Gute eben so das ungewöhnlicher-beobachtete, als es nun das Böse ist; so würde er eben so leicht nach jenem streben. Daher man auch aus diesem Streben nach dem Verbotenen keinesweges eine ursprünglich-böse Anlage im Menschen folgern muß. — Trieb zur Originalität ist es, wenn der Nachfolger eines großen Künstlers oder Denkers das Meisterstück seines Vorgängers hier, dort verbessern, ergänzen, dies und jenes anders wenden will; daß der Nachahmer eines Klopstock sein Erhabenes zu übertreffen sucht, und dadurch schwülstig wird; daß der stolze

Schüler eines Kant zu den von dem Tiefdenker aufgestellten obersten Grundsätzen menschlicher Erkenntniß noch höhere obere Grundsätze aufgefunden zu haben glaubt: und dadurch in seinen Schriften über dem Streben nach Tiefsinn in Hohl- und mitunter in Unsinn verfällt. — Der allgemeine und unwiderstehliche Eindruck, mit welchem große Original-Geister auf die Menschen wirken, würde allein schon die allgemeine Wirksamkeit des Triebes zur Originalität beweisen: denn wir ehren und bewundern nichts, was wir nicht selbst zu seyn oder zu besitzen wünschen. — Nicht weniger als der Trieb zur intellektuellen Originalität beurkundet sich der Trieb zur moralischen durch zahllose Thatsachen. Und so sehr auch von jeher an dem großen Haufen der Menschen eine gewisse schaafsartige Duldsamkeit mit Recht getadelt worden ist, so braucht es doch nur eines Anregens des moralischen Freiheitsgefühls; und der Mensch fühlt ganz, wer und was er ist, und was Mensch von Mensch zu fordern hat. — Bei Menschen aus den kultivirten Ständen beginnt die Epoche moralischer Selbstständigkeit gewöhnlich erst, nachdem sie ein Amt erlangt: für den Gelehrten und Künstler, wenn es ihnen gelungen, sich durch irgend ein Werk einen gewissen Ruf zu gründen: für alle aber am gewissesten und vorzüglichsten, wenn wir Gatten und Väter werden. Die Nothwendigkeit, andere zu leiten, giebt uns selbst einen sichern Tritt.

d. Dem Geselligkeitstriebe steht der Trieb zur Einsamkeit entgegen. — Auch in dem geselligsten Menschen ist der Trieb zur Einsamkeit und Absonderung unverkennbar durch jene unbehagliche Leere des Gemüths, in welcher er sich oft mitten im Geräusch der Gesellschaft fühlt: er fühlt es, durch Arbeit und

ernste Thätigkeit, die im Genuß der Geselligkeit selten möglich sind, könnte er allein jenen Hunger für gesellschaftliche Freuden erwerben: er fühlt es, daß er durch eine angestrengtere und minder zerstreute Bearbeitung seines Selbst, seiner Talente, sich der Gesellschaft nur desto werther, so wie die Freuden der Geselligkeit nur desto genußvoller, machen würde. — Leerheit und Alltäglichkeit der gewöhnlichen Gesellschaftskreise; Furcht, in denselben, nicht in einem, der Eitelkeit genugsam schmeichelnden, Glanze erscheinen zu können; Fehlschlagungen des Glücks, und unbefriedigte Leidenschaft, sind einige der vornehmsten Neben-Ursachen, wodurch, in Perioden der Verfeinerung, der Hang zur Einsamkeit oft sehr gemein wird. — Häuslichkeit, diese treue Pflegerin der Menschen-Natur, kann sich nie entwickeln, ohne besondere Liebe zur Einsamkeit und Zurückgezogenheit. — Ohne Geselligkeit wäre menschliche Vervollkommnung unmöglich. Da aber ein übermäßiger Hang zur Geselligkeit der Entwickelung menschlicher Talente und Thatkräfte entgegen seyn würde, welche nur im Schatten der Einsamkeit Reife und Vollendung erhalten; so hat die höchste Weisheit den Hang zur Geselligkeit dadurch eingeschränkt, daß in eben dem Maaße, als der Trieb zur Geselligkeit durch steigende Kultur unwiderstehlich gereizt wird, in demselben Maaße auch durch die zunehmende Mannichfaltigkeit der Bedürfnisse, und der Schwierigkeiten sie herbei zu schaffen, die Menschen zur Einsamkeit zurückgerufen werden. Daher können wir nur dann der Natur gemäß leben, d. h. unsere Anlagen gehörig ausbilden und wahrhaft glücklich seyn, wenn wir uns zwischen Gesellschaft und Einsamkeit theilen, jene durch diese veredeln, diese durch jene aufheitern.

e. Antagonismus des Triebes zur Eintracht und des Triebes zu Zwist und Krieg. — Geselligkeit setzt Eintracht voraus, oder führet zu derselben hin: aber Absonderung aus dem großen Haufen (durch den Trieb zur Einsamkeit) und Verfolgung unsers eigenen Weges, den Genie, Talent und eigenthümlicher Charakter uns zu wandeln antreiben (durch den Trieb zur Originalität,) reizen wir gar leicht diejenigen zu Neid und Haß, die auf andern Wegen neben uns gehen. Ein Wesen, welches aus so ungleichartigen Elementen zusammengesetzt ist, wie Sinnlichkeit und Vernunft; welches, eben deswegen, so oft mit sich selbst im Widerspruch steht, mitten unter andere gleich-ungleichartig-zusammengesetzte Wesen gestellt, wie schwer wird es mit diesen in beständiger Freundschaft leben. Scheint doch jeder Mensch der geborne Antagonist des andern zu seyn! Ist es doch mit Recht zu verwundern, wie die Menschen, bei so zahllosen natürlichen und zufälligen Ursachen zu Zwist und Uneinigkeit, noch bis zu dem Grade von Eintracht zusammenhängen! Alles Vorragende an seines Gleichen reizt den Menschen zum Wunsch gleicher Vorzüge, und, wenn er darin zu weit zurückbleibt, gewöhnlich zu feindseligen Gesinnungen. Je roher nun der Mensch, desto roher und unaufhaltsamer jeder feindliche Ausbruch; je gebildeter, desto gehaltener jede feindliche Aeusserung, desto verträglicher — er selbst. Das größte Unglück unsers gemeinen Mannes ist seine Streitsucht. Vernunft, das Prinzip der Einheit, sollte auch das große Verbindungsmittel zu freundlicher Geselligkeit seyn; und in der That mildert sie das wilde Feuer des Instinkts, zieht uns auf mannichfaltige Weise zur Geselligkeit hin, und verbreitet über alle menschliche Verhältnisse einen

gewissen wohlthätigen Schein von Eintracht und Gefälligkeit, vermittelst der Höflichkeit, dieses täuschenden Firnisses ächter Humanität, mit welchem sie alle Rauhheiten ungezügelter Empfindlichkeit gleichsam ebnet. Aber wehe dir, arme Menschheit, wenn das Prinzip der Einheit, durch Sophistereien religiöser oder moralischer Gattung, dir eine neue Quelle feindseliger Zwiste wird!! — Wie einzelne Menschen, so große Menschen-Massen. Krieg, dieses Maximum der Feindseligkeit, wird die Furie der Menschheit. Der höchste Triumph der Vernunft wird es seyn, den Krieg von der Erde zu vertilgen. — In wie fern übrigens auch diese beiden Triebe, der Trieb zur Eintracht, und der Trieb zu Zwist, harmonisch zu der menschlichen Entwickelung wirken, ist aus dem, was von den vorher erörterten antagonistischen Trieben gesagt worden ist, leicht einzusehen.

3. Antagonismus der verschiedenen Weckungs- und Bildungsmittel der Triebe. — Instinkt liegt mit Vernunft, Genie mit Geschmack, Schmerz mit Vergnügen, Leidenschaft mit Vernunft, in endlosem Widerstreit. Instinkt mit Vernunft: durch den Kampf zwischen beiden arbeiten wir uns zu erhaben-intellektuellen und moralisch-freien Mittelwesen herauf. Genie mit Geschmack: das Genie giebt nur sich selbst Gesetze; Geschmack oder ästhetische Kritik sind die beobachtende Vernunft dieser Gesetze. Denn was ist ästhetische Kritik eigentlich anders, als das zum vernünftigen Bewußtseyn der Regeln seiner eigenen freien Gesetzmäßigkeit erhobene Genie. Kritik vermag nichts, als durch das Zusammenfassen und Verallgemeinern der beobachteten Regeln dem Genie seine freie Gesetzmäßigkeit zu erleichtern, welches Bewußtseyn verkehrter Zeit-Geist und zufällig herrschender

falscher Geschmack eben so leicht verdunkeln und verwischen, wie herrschende Vorurtheile, Thorheiten und Laster das moralische Bewußtseyn der reinen Menschen-Natur zu verdunkeln pflegen. Schmerz mit Vergnügen: unaufhörlich werden wir getrieben, Bedürfniß zum Vergnügen zu erheben, so wie uns gegentheils Vergnügen Bedürfnisse werden: auf diesem immer wechselnden Uebergange, und auf dem wechselseitigen Erzeugniß des einen aus dem andern beruht gewissermaßen aller Fortschritt der Kultur. Leidenschaft mit Vernunft: da die verschiedenen Triebe der sinnlichen Natur so häufig einander antagonistisch entgegen streben, und jeder dieser Triebe bis zur Leidenschaft anwachsen kann; so muß nicht nur ein mannichfaltiger Kampf zwischen den Leidenschaften unter einander, sondern auch zwischen diesen und der Vernunft statt finden. — Aus dem gegenseitigen Kampfe der Leidenschaften gegen einander bildet sich nach und nach eine Art von Gleichgewicht, welches sich der Zweckmäßigkeit der Vernunft nähert, bei welchem aber nicht Vernunft die Leidenschaft, sondern Leidenschaft die Vernunft leitet. Und es kann als ein Axiom der Geschichte unsers Geschlechts angesehen werden: daß die Menschen von je her durch den Kampf der Leidenschaften gegen einander mehr, als durch den Kampf der Vernunft gegen die Leidenschaft, zu demjenigen Grad öffentlicher Ruhe und Sicherheit, und Tugendartigkeit, gelangen, welchen sie genießen; wobei aber die Vernunft überall mehr die schlaue Kupplerin der Leidenschaften, als ihre weise Beherrscherin ist.

Zehnter Abschnitt. Aeußerliche Bildungs- und Entwickelungsmittel menschlicher Anlagen. —

1. Klima. Der verschiedene Grad der Kälte oder Wärme verlangsamt oder beflügelt den Fluß des Blutes, spannt oder erschlafft Nerven und Muskel, und wird dadurch veranlassende Ursache seiner Geistesträgheit oder Geistesthätigkeit. Wie in üppig fruchtbaren Gegenden die Weichlichkeit und der Ueberfluß, in öden und unfruchtbaren Noth und Bedürfnißdrang, die Kräfte des Körpers und der Seele beinahe aller Erhöhung und Erweiterung unfähig machen; so müssen seine Geisteskräfte einen ungleich höhern Schwung nehmen in Ländern, wo die Vorzüge und die Nachtheile der Landesart und des Himmelsstrichs in mannichfaltigen Mischungen ausgestreut und vertheilt sind; wo die Natur durch die Güter, welche sie von der einen Seite dem Menschen ohne Mühe schenkt, seine Empfindungen mildert, und durch diejenigen, welche sie seinem Fleiße zum Preise aussetzt, seine Fähigkeiten schärft. So sind Trägheit und Kraftlosigkeit des Geistes, Sklaverei und Furchtsamkeit Früchte des Südens; Eingeschränktheit des Geistes, starre Unbiegsamkeit des Gemüths, Unbändigkeie und Tapferkeit Früchte des Nordens; Freiheit und Sittlichkeit die von gemäßigten Ländern. Aber ungeachtet der erniedrigenden Wirkungen der äußersten Hitze und der äußersten Kälte auf den denkenden und empfindenden Theil des Menschen finden wir ihn dennoch unter jedem Himmelsstrich über das Thier erhaben durch Besonnenheit und Sprache, finden wir dieses seiner Herrschaft uuterworfen; finden wir in ihm alle diejenigen Fertigkeiten und Künste, welche Boden und Himmelsstrich nur immer wecken konnten, bis zu einem bewundernswürdigen Grade entwickelt. Thöricht aber ist es, jede verschiedene Gestaltung des ins Unendliche bildsamen Menschen-Geistes

einzig aus dem Klima ableiten wollen: die natürlich-günstigsten Einflüsse eines glücklichen Himmelsstrichs können, wie die Geschichte lehrt, durch unglückliche Neben-Umstände zerstört, die natürlich-schädlichen eines unfreundlichen durch intellecktuelle, moralische und politische Kultur gehoben werden. Nur von dem rohen Natur-Menschen, so lange er dieses bleibt, kann man sagen: er ist nur das, wozu ihn das Klima macht. Damit jedoch behaupten wir nicht, daß der Himmelsstrich auf den kultivirten Europäer gar keinen Einfluß äußere. Aber gewiß kann der gebildete Denker seine Untersuchungen, Betrachtungen und Schlußreihen fortsetzen, wo er nur die übermäßige Gewalt des Klima, besonders der Kälte oder Hitze zu mäßigen im Stande ist. Nur wo es auf Gefühl und Sinnenausdruck von außen her ankömmt, z. B. in allem, was Geschmack und Kunstbildung heißt, wo Gestalt, Farbe, Form und Umriß der Gegenstände darzustellen sind; insbesondere in Bildhauer-, Mahler-, Bau-Kunst, scheint das Klima von einem unvermeidlichen und fast unbezwinglichen Einfluß zu seyn: weil hier der Geist das Ideal des Schönen nur von denjenigen Gestalten abzieht, von welchen er umringt ist, die aber selbst sich fast einzig nach dem Klima modeln, und, durch dessen Einfluß, mager oder voll, verzerrt oder schön sind.

2. Wohlstand und Gemächlichkeit. Die Natur hat zwar die Einrichtung getroffen, daß selbst das Wegräumen der Hindernisse, welche den Geist von jedem freiern Aufschwunge zurückdrücken, einen wesentlichen Theil der Kraftentwickelung desselben ausmacht. Aber die vollständigere Ausbildung und Ver-

edelung unserer Anlagen erfodert Freiheit, Ruhe und Ausdaurung in der Bearbeitung derselben. Lasset einen Newton täglich von den Sorgen der Nahrung gepeinigt werden: und keine einzige seiner großen Entdeckungen wird die Welt erleuchten. Zwar entwickelt der Mensch schon in der Epoche jenseits des vernünftigen Bewußtseyns physische Kräfte und Anlagen: zwar äußern sich in dem bis zum vernünftigen Bewußtseyn entwickelten Natur-Menschen, besonders sobald er in einer auch noch so kleinen Gesellschaft lebt, die Sprößlinge jedes Keims unserer Natur. Er arbeitet sich Werkzeuge und Hausgeräth (technische Anlagen): er bemerkt und benützt einige Eigenschaften der natürlichen Dinge (wissenschaftliche Anlagen): er hilft seinem Nachbar bei einer schweren Arbeit, oder pflegt den Kranken (moralische Anlagen): er freut sich des heitern Himmels, des klaren Flusses, des melodischen Gesangs der Vögel, zeichnet in Sand (ästhetische Anlagen): er betrachtet sich als ein Glied der gesellschaftlichen Verbindung, in welcher er lebt (politische Anlagen): er ahnet und fürchtet die Geister der Elemente, des Wassers, des Feuers, (religiöse Anlagen). Aber in welchem geringen Grade, in welcher Rohigkeit, mit welchen kleinen Anfängen ist er Arbeiter, Denker, Schön-Empfinder, moralisches Wesen, Gesellschafts-Glied, Gottverehrer! Welche lange Zeit, welche Standhaftigkeit und Ausdaurung gehört nun noch dazu, wenn er, als Arbeiter, auch nur in einer einzigen Kunst, als Denker, in einer einzigen Wissenschaft etwas leisten soll? wie muß er, um alles erst zu entdecken, zu erfinden, mit Beiseitesetzung aller fremdartigen Beschäftigungen, ein langes arbeitsames Leben fast einem einzigen Gegenstande widmen? Und wann ist der Mensch auch nur

im Stande dieses zu thun? Nur dann, wann er seinen Geist nicht zwischen tausend andern Sorgen und Geschäften theilen darf, d. h. bis entweder schon eigener Wohlstand und Gemächlichkeit ihm eine ruhige Lage gewährt, oder bis er wenigstens Nachfrage, Aufmunterung und Belohnung für seine Arbeit hoffen darf. So lange nun der Mensch, wie es bei armen und ungebildeten Völkern überall der Fall ist, seine Kräfte zerstreuen, und, wie fast alle Wilden, Bogenschütze, Ackermann, Gärtner, Schuster, Schneider, mitunter auch Krieger oder Volksvorsteher zugleich seyn muß; so lange kann er es unmöglich in einer einzigen Art von Kraftentwickelung zu einer besondern Fertigkeit oder Vollkommenheit bringen. Ist aber eine Menschengesellschaft bis zu der Menge angewachsen, daß Ein Mensch durch Anfertigung z. B. der Schuhe für mehrere sich einen nothdürftigen Lebensunterhalt sichern kann; so wird er diese Kunst vervollkommnen, wird durch Scharfsinn oder Zufall auf gewisse Kunstgriffe, Bequemlichkeiten, Verschönerungen, geleitet werden. Mit der steigenden Volksmenge steigt die Nachfrage; mehrere widmen sich dieser einen Kunst; Gewinnsucht und Nacheifer schärfen eines jeden Fleiß, Aufmerksamkeit, Beobachtungsgeist; mehrere Zufälle veranlassen mehrere glückliche Ideen-Verknüpfungen: — und die Kunst erweitert sich. *) Herrscht nun unter der vergrößerten Volksmenge

*) Dieß ist alles sehr gut gedacht, und gesagt. Nur muß man dabei nicht aus der Acht lassen, daß diese Fortschritte in der Kraftentwickelung nicht in jeder Menschengesellschaft, die bis zu einer großen Menge angewachsen ist, statt finden werden; sondern daß eine nothwendige Bedingung dabei auch diese ist, daß jene Gesellschaft bleibende Sitze hat.

Anm. d. H.

im Ganzen, oder wenigstens unter einigen Einzelnen derselben, Wohlhabenheit und Gemächlichkeit, dann entsteht Nachfrage nach dem bessern, bequemern, zierlichern. Je mehr aber Nachfrager, desto mehr bilden sich verschiedene Bearbeiter einer und derselben Kunst, oder auch einzelner Theile derselben, und der dazu erforderlichen Materie. Das ist die Geschichte jeder mechanischen und jeder schönen Kunst, (denn ohne die Aussicht, Zuhörer oder Beschauer zu finden, schwitzt und müht sich auch kein Dichter, oder Mahler, oder Tonkünstler,) jedes Gewerbes und jeder Wissenschaft. Darin liegt die Ursache, warum volkreiche und wohlhabende Nazionen einzeln und abgesondert lebenden, wenig-zahlreichen Völkerschaften, selbst bei einer langen und friedlichen Dauer ihrer Verbindung, in allem, was Gewerbe, Kunst, Wissenschaft heißt, immer unendlich überlegen waren: darin liegt es, daß wir Blüthe, Verfeinerung und Vervollkommnung derselben fast nur unter Griechen, Römern und Neu-Europäern antreffen. Wichtig ist dabei der Unterschied, ob Wohlhabenheit und Reichthum nur in den Händen einiger Wenigen, oder unter viele zerstreut und vertheilt sind. Ist das erste, so kann sich nie schöne Kunst und ächter Geschmack bilden, und noch weniger herrschender Geist und Volkssinn werden. Die Reichen einer solchen Nazion huldigen zu einzig sinnlichen Genüssen. Höchstens werden dann die Künste des sinnlichen Vergnügens, z. B. Kochkunst, Kleiderverfertigungskunst, Weberkunst u. s. w. zu einer besondern Vollkommenheit gebracht werden, wie in den alten und neuen orientalischen Reichen; und unter den eigentlich schönen Künsten werden die sinnlichern, z. B. Mahler-, Bildhauer-, Baukunst, vorzüglich getrieben wer-

den: die geistigern dagegen, Dicht- und Schriftstellerkunst, werden entweder ganz vernachlässiget, oder zu Sklavendiensten sinnlicher Wollüste und niedriger Eitelkeiten herabgewürdiget werden, und daher nie ächte Kunst und ächter Geschmack zur Blüthe kommen. Das Natürliche wird in's Gezierte, das Schöne in das Wollüstig-reizende, das Große in das Schwülstige, das Erhabene in das Abentheuerliche hinübergezogen werden. Ist hingegen Wohlhabenheit und Gemächlichkeit allgemein verbreitet, so fängt man an, jede Gattung auch des weniger Kostbaren, aber des Feinern und Geistigern zu suchen, und, eben wegen der Nachfrage, auch zu bearbeiten. Denn die Unmöglichkeit selbst, sich ausschweifend-üppigen Vergnügen und schwelgerischer Sinnlichkeit zu überlassen, hält die Menschen von mäßiger Wohlhabenheit in den Schranken des weisern und edlern Betragens, des gemäßigtern, und, eben durch Mäßigung allein oft, auch schönern Genusses. Wären Griechenlands Solonen, Perikles, Themistokles, Aristides, und andere Leiter des Volks übermäßig-reiche und schrankenlos-herrschende Satrapen gewesen: nie würde schöner Kunstgeist in Griechenland medische oder persische Sinnlichkeitsverfeinerung übertroffen, nie würde es seine Homere, Demosthene, Sokraten, Xenophonten und Platone, nie seine Phidias und Leusippen gehabt haben. Nur bei einem Volke, das zu arm ist, um übermäßig zu schwelgen, und zu reich, um nicht noch etwas mehr, als bloß Befriedigung des Bedürfnisses zu suchen, nur bei einem solchen Volke fühlt sich jeder edlere Geist zu höherer Kraftentwickelung gespornt. Aus allem diesem ergiebt sich, wie wichtig für die Kultur der sogenannte Mittelstand ist, der gleich fern von drückendem Mangel und schwelgerischem Ueberfluß, sich einer

behaglichen Gemächlichkeit freut, und zu unverderbt durch sinnlichen Genuß ist, um nicht die Bedürfnisse edlerer Humanität zu fühlen. Die obern Stände können bisweilen die Energie anregen, aber zur Thatkraft wird sie nur in dem Mittelstande; und dieser ist ja auch der unvergleichbar zahlreichste.

3. Regierungsverfassungen. Diese wirken zur Beförderung menschlicher Entwickelung insbesondere durch Feststellung und Erhaltung öffentlicher Ruhe und Sicherheit, durch Ermunterung der Gewerbe und der Kunst jeder Gattung, durch große und gemeinnützige Unternehmungen für Beförderung und Erweiterung dieser Gewerbe, durch ungehemmte Denk- und Schreibe-Freiheit.

Bedauernswürdig ist die Lage der Menschheit in dem unermeßlichen Gebiete der Türken, in Persien, in den größern und kleinern Nabobs-Dynastien Ost-Indiens. Mag es seyn, daß auch die Staatsverfassungen der monarchischen Dynastien Neu-Europens von dem Ideal einer vollkommenen Verfassung noch weit entfernt sind; daß bald Schwäche, bald Despotismus der Fürsten und der Minister, hier zum Theil sehr oft dieselben traurigen Wirkungen hervorbrachten, als morgenländischer Sultanismus. Aber gewiß ist es doch, daß Neu-Europens Regenten, insbesondere seit der Entdeckung von Amerika und seit der Wiederherstellung der Wissenschaften, bestrebt waren, ihre Völker durch bestimmte Gesetze, durch öffentliche Rechtspflege, durch Beschützung der öffentlichen Sicherheit, durch Aufmunterung des Kunstfleisses und der Wissenschaften zu beglücken. Die Existenz eines dritten oder sogenannten Mittelstandes verdankt sich dem kräftigen Schutze, den die Regenten dem Volke gegen die

Großen des Landes, so wie der thätigen Unterstützung, die sie dem Handel und den Gewerben angedeihen ließen.

Der herrschende Geist öffentlicher Ruhe und Sicherheit der Personen und des Eigenthums ist die Frucht bestimmter Gesetze.

Durch fürstliche Aufmunterung unterstützt kamen zuerst Wissenschaften und Künste empor: gerade bei dem ersten Aufkommen derselben gehörten Fürsten zu den erklärtesten Pflegern und Verehrern derselben. Sie belohnten gelehrte Männer, stifteten hohe Schulen und Akademien u. d. gl. Unternehmungen, durch welche sich insbesondere auch der für neu-europäische Bildung so über alles wichtige gelehrte Stand bildete.

Bei einer nur zu oft verschwenderischen Freigebigkeit brachten die Fürsten die schönen Künste, besonders die von der zeichnenden Gattung, die Bildhauer-, Mahler- und Baukunst, nicht weniger die Schauspielkunst, zu einer verwundernswürdigen Höhe empor.

So wohlthätig indessen die monarchische Regierung im Ganzen für Neu-Europa geworden ist; so bleibt es doch unleugbar, daß eine republikanische Regierung, die, wie es aus der Geschichte der Völker erhellt, dem wahren Wohl der Völker bis dahin noch immer weniger zuträglich war, als eine auch nur erträgliche monarchische, die Geister zu einem eigenthümlichen Schwung erhebt, die Gemüther zu einer eigenthümlichen Energie erstarkt. Denn wer fühlt sich nicht durch den Gedanken emporgehoben, einzig das Gesetz als seinen Herrscher anzuerkennen, in jedem öffentlichen Machthaber nur Seinesgleichen zu erblicken, an jeder Nazional-Angelegenheit Theil zu nehmen?

Athen und Griechenland würden, scheint es, als wohl verwaltete Monarchien, ihre Herrschaft länger behauptet haben, und ihre Bürger ruhiger, glücklicher gewesen seyn: aber nimmer, scheint es, würden diese Staaten, als Monarchien, bis zu diesem Glanz, bis zu dieser Fruchtbarkeit an großen und außerordentlichen Charakteren, bis zu dieser Höhe intellektueller und ästhetischer Kultur emporgestiegen seyn. Zum Ersatz dafür scheint der Monarchismus in guten Händen nur desto mehr gemacht zu seyn, statt des Patriotismus und Republikanismus reinen Weltbürgersinn und ächte Humanität zu befördern, — ohne Zweifel noch schönere Eigenthümlichkeiten!

4. Große politische Ereignisse. Dahin gehören Kriege, Eroberungen, Einbrüche wilder Völker, Demagogen- oder Fürsten-Wechsel, neue Wandelungen der Landesverfassung. — Erschütternde Anstöße durch große Welt-Ereignisse oder große Charaktere sind meistentheils nur sehr vorübergehend, und wirken selten länger, als der große Charakter und das große Ereigniß noch da ist, noch unmittelbar wirkt. Den zu dem neuen Gange der Dinge schon gewöhnten Menschen ist das Neue selbst schon alt: die geweckten Geister, die mächtig aufgeregten Leidenschaften, entschlummern. Soll der Schwung, den ein Volk durch ein großes Welt-Ereigniß oder einen großen Charakter erhält, dauernd seyn; dann muß jenes, dann muß dieser mehr von innen, als von außen her, oder auf beide Art zugleich, wirken, muß mehr die intellektuelle und moralische Bildung der Geister, als ihre politischen und statistischen Umgebungen treffen. Von der Art war die Reformazion durch Luther: einen solchen

Schwung ertheilte Friedrich II. seinen Unterthanen und seinem Jahrhundert.

5. Religion. Von einer Seite scheint nichts weniger auf den Menschen wirken zu können, als Religion; und doch giebt es nichts, was tiefer und ununterbrochener auf den Menschen gewirkt hat, als eben sie. Glaube an überirrdische Wesen, die niemand je sah, oder sehen kann; Glaube an einen Zustand nach dem Tode, dessen Art, dessen Daseyn, niemand erforscht hat, was scheint weniger gemacht zu seyn, große Wirkungen und Wandlungen der Dinge in den menschlichen Verhältnissen hervorzubringen? Denken wir uns aber, daß die Gegenstände der Religion die wichtigsten sind, welche der Mensch von seiner frühesten Existenz an unwiderstehlich ahnet; daß sie durch das unbestimmte, schwankende und vieldeutige ihrer Erkenntniß, verbunden mit jenem Eindruck des höchsten Interesse, dem weisen Gesetzgeber, aber auch dem schlauen Tyrannen eines Volkes, ein eben so mächtiges, als tausendfach-biegsames und brauchbares Werkzeug werden können; und daß die Vernunft in Sachen der Religion nur mit den äußersten ihrer Anstrengungen bis zum vollen Licht hindurchzudringen vermag: so erkennen wir in der Religion eines der gewaltigsten Mittel, auf unser Geschlecht noch da zu wirken, wo alles andere seine Kraft verlor; wir erblicken in ihr ein überirrdisches Licht für den Verstand, eine überirrdische Trösterin für das Herz; den drohendsten Schreck des Lasters, die herrlichste Hoffnung der Tugend; wir erblicken in ihr die unverletzbarste Gesetzgeberin, aber auch die regelloseste Verwirrerin alles Rechts und aller Pflicht. Bekannt genug ist es,

wie der rohe Naturmensch durch Verirrungen einer getäuschten Vernunft auf überirdische Wesen verfiel, deren Zorn durch Opfer, Gebete, Ceremonien, ja oft durch die abgeschmacktesten Mittel abzuwenden oder auch ihre Gnade zu gewinnen sey, auf Götter- und Geister-Erscheinungen, Beschwörungen u. s. w. Die Vernunft des Geübtern besiegt glücklich einige dieser Vorurtheile: aber gewandte Schlauheit mißbraucht diese bessere Erkenntniß gar bald zur verkehrten Leitung und eigennützigen Beherrschung der Einfältigern. Durch vorgegebenen nähern Umgang mit Göttern und Geistern, durch vertraute Kunde der Geheimnisse ihres Zorns oder ihrer Gunst, unterjocht die Priesterklasse das Volk. Diese schreckt oder besänftigt nach Willkühr die Gemüther, hemmt die Fortschritte der Vernunft, und verlängert die Unmündigkeit des Menschen-Geschlechts. Ueberzeugt von der Allgewalt des religiösen Glaubens benützt denselben mancher edle, große Geist, wie Moses, wie Lykurg, wie Numa, um rohen Völkern weise Gesetze und eine zweckmäßige bürgerliche Verfassung aufzudringen. Auch verfehlten sie nicht ihre heilsamen Absichten. Aber durch vorgegebenen Götter-Umgang und Götter-Erscheinungen bestärkten und verewigten sie einige der gefährlichsten Verirrungen, legten die Vernunft in Fesseln; und ihre weise Gesetzgebung theilte offenbar einen Theil der Wirkungen mit der tückischen Priester-Religion. Der Muhammedanismus wirkt offenbar mehr als Priester-Religion, denn als Gesetzgebung, und verewiget die Unwissenheit, Unkultur und das Elend des türkischen Reichs. Die geoffenbarte Religion des Christenthums endlich vereinigte ihre Glaubensdogmen unter allen bekannten Religionen der Erde am meisten mit einer großen

Masse reiner Vernunfterkenntniß, und mit einer strengen Sittlichkeit. Und eben dadurch begründete sie sich eine Herrschaft selbst über eine erleuchtete Vernunft, und über die Weisen derselben, und flößte Tausenden guter und verständiger Menschen eine Zuversicht des Glaubens an Gott und göttliche Dinge, an den Stifter des Christenthums und an die Belohnungen einer andern Welt ein, eine Zuversicht, die der prüfenden Vernunft selbst die Grundlage ward, auf welcher sie an dem Gebäude einer von den Glaubensdogmen der Offenbarung schlechterdings unabhängigen Religion arbeitete. Da aber auch sie in Tagen und unter Völkern der Unwissenheit fast nur als Priester-Religion gebraucht ward, so wurden Mönchsthum, Heiligen-Verehrung, Inquisizion und Autodafé's, scheußliche Mißgeburten des sogenannten Christenthums, Verderbnisse für die Sittlichkeit, unzerbrechliche Hemmketten jeder freiern Geistesentwickelung, mächtige Pfeiler des Despotismus der Tyrannen und Völker-Unterdrücker. Es entstand Hierarchie, gegen welche die neu erwachte Vernunft Jahrhunderte lang kämpfen mußte, ehe es ihr gelang, allgemein herrschende und tief gewurzelte Vorurtheile, Aberglauben und Mißbräuche zu vertilgen. Luther war der glücklichste der Kämpfer. Sein Beispiel lehrte die Geister, Vernunft allein, und nur Vernunft zum Prüfstein jeder Art intellektueller und moralischer Wahrheiten zu machen. Troß allen verderblichen Wirkungen indessen, welche die Religion nach sich gezogen hat, muß man doch gestehen, daß sie das Mittel gewesen, den größesten und erhabensten aller menschlichen Gedanken, den der moralischen Gesetzgebung, in den Menschen zu wecken und zu beleben.

6. Folgenreiche Entdeckungen und Erfindungen. Die Erfindung der Sprache und der Schrift, die Entdeckung des Gebrauchs des Feuers und des Eisens, die Erfindung des Ackerbaues, des Geldes, der Schiffahrt, die Entdeckung Amerika's, die Erfindung des Pulvers, die Buchdruckerkunst, alle die vielen und großen Fortschritte in der Chemie, Physik, Naturgeschichte ꝛc. welche wichtige Bildungsmittel unsers Geschlechts!

7. Große Natur-Ereignisse. (So wahr es ist, daß die ungeheuern Wasserfluthen, welche einen großen Theil der Bewohner der Erde vernichteten, so wie auch die Erdbeben, nicht selten wichtige Umwandlungen der menschlichen Dinge hervorbrachten, so sehe ich doch nicht ein, wie dieselben unter Bildungsmittel menschlicher Anlagen gezählt werden können. A. d. H.)

Eilfter Abschnitt. Bisher von den menschlichen Anlagen und ihren Bildungsmitteln; nunmehr von der wirklichen Entwickelungsgeschichte des Menschen durch die fünf Haupt-Modifikazionen unsers physischen Seyns, nämlich Bedürfniß, Gemächlichkeit, Vergnügen, Ueppigkeit, und weise-beschränkten Genuß. Diese Modifikazionen sind bemerkbare Steigerungen unsers Lebensgefühls. Bedürfnisse fordern uns auf, unsern Organen dasjenige zu verschaffen, was uns zu ihrer ungehemmten Kraftäußerung unentbehrlich nothwendig scheint. Von dem Bedürfnißgefühle ging alle menschliche Entwickelung aus. — Gemächlichkeit ist derjenige Zustand, wo man jedes Bedürfniß mit Leichtigkeit und ohne Beschwerde stillen kann. — Vergnügen ist nicht bloße Stillung des Bedürfnisses, sondern auch Genuß, ohne vorhergegangenes beunruhigendes Bedürfniß. — Die durch Genuß gekitzelte Reizbarkeit kennet keine Schranken;

kein Grad angenehmer Schwingungen genügt ihr, so lange jener noch der Steigerung fähig ist; nur der höchste Grad ist ihr Ziel; und diesen findet sie nur in ihrer eigenen Ueberspannung durch Genuß, die zugleich erschöpfende Abspannung ist: dieser Zustand heißt der Zustand der Ueppigkeit. — Durch die auf den höchsten Grad des Genusses erfolgende Erschlaffung lernt der Mensch die möglich-größte Summe seiner Genußkraft berechnen: eine Wissenschaft, welche einem Wesen unentbehrlich ist, welches, wie der Mensch, durch eine ausschweifende Einbildungskraft sich so leicht auf Abwege der Unnatur verliert. — Durch schmerzhafte Erfahrungen aufmerksam gemacht, beherziget er seine Verirrungen, und gewährt sich den Genuß des Vergnügens, nach dieser Warnung, nur in demjenigen Maaß, welches die schädliche Erfahrung von der Beschränkung seiner Genußfähigkeit ihn kennen und erproben gelehrt hat. So tritt die neue Modifikazion unsers Seyns, ein weise-beschränkter Genuß ein. — In dem unaufhörlichen Streben, von einem dieser Zustände in den andern überzugehen, besteht die natürliche Geschichte des Menschen. Zwar vermögen ungünstige äußere Umstände, z. B. ungünstiges Klima, drückende Regierungsform, Mangel gewisser, zur Behülflichkeit des Lebens unentbehrlicher Erfindungen rc. jene Fortschritte aufzuhalten: aber, wo nur eine größere oder kleinere Gesellschaft von Menschen, durch äußere Umstände begünstiget, der natürlichen Entwickelung ihrer Kräfte überlassen ist, da werden wir auch jene Fortschritte bemerken. Zwar hängt den Begriffen von Bedürfnissen, Gemächlichkeit, Vergnügen und Ueppigkeit, in Rücksicht auf die Gegenstände der Befriedigung dieser Gefühle etwas Relatives an; denn der Mensch kann sich alles zum

Bedürfniß und zum Vergnügen, ja alles sogar zum Gegenstande der Uebertreibung, d. h. der Ueppigkeit machen: *) aber immer strebt der durch äußere Umstände begünstigte Mensch den bessern dieser Zustände gegen den schlechtern, den reichhaltigern gegen den dürftigern zu vertauschen.

Diesen fünf angedeuteten Modifikazionen unserer Art zu seyn entsprechen die nach bestimmtern Momenten des dem Menschen eigenthümlichen Charakters festzusetzenden Haupt-Epochen der wirklichen Entwickelungsgeschichte unsers Geschlechts, auf folgende Weise:

I. Die Epoche der Thiermenschheit entspricht (so wie er den eigenthümlichen Charakter der physischen Anlagen ausmacht) dem Zustand der allerrohesten Bedürflichkeit.

II. Die Epoche der Vermenschlichung (der Charakter der technischen Anlagen, der ersten Stufe des Vernunftgebrauchs) entspricht dem Zustande einer behaglichen Existenz, der Gemächlichkeit.

III. Die Epoche der Verfeinerung (der Charakter der unzertrennlich verbundenen Ausbildung der intellektuellen und ästhetischen Anlagen) ist die Vergeistigung aller Energien der

*) Bedürfniß ist dem Menschen, was er gewöhnlich genießt, und wär's das Kostbarste am Werth, das Lüsternste für den Genuß: gemächlich fühlt er sich nur in dem Zustande der leichten und immer-fertigen Handhabung dessen, was ihm Bedürfniß ist — und wären es stehende Heere und Flotten zur See, und Peruanische Goldkammern: Vergnügen gewährt ihm nicht der an sich seltene, sondern nur der für ihn seltene Genuß: und der Zunge des üppigen Schwelgers würden kaum die Leckerbissen beider Welten, der Hand manches Verschwenders königliche Schätze nicht genügen.

Sinnlichkeit, wie der Vernunft, und ist eben deswegen zugleich die Epoche der herrschenden Vergnügungssucht.

IV. Die Epoche der Ueberfeinerung (diese Kampfzeit zwischen ausgebildeter Sinnlichkeit und Vernunft) kündiget von selbst ihre Zustimmung zu der Ueppigkeit an.

V. Die Epoche der Versittlichung (der erstrebten Harmonie der Sinnlichkeit und Vernunft durch immer festere Richtung und Beziehung aller menschlichen Energien auf die moralische Gesetzgebung, wo die moralischen, politischen und religiösen Anlagen ihren schönsten Charakter entwickeln) würde die Epoche des durch und für sittliche Zwecke weise-beschränkten Genusses seyn: in der erweitertsten Bedeutung gedacht, ein bloßes Ideal, welchem sich die gesammte Bildung unserer vernünftigen Gattung nur immer mehr und mehr zu nähern bemühen kann. — So weit das Erste Buch dieses lehrreichen und zugleich unterhaltenden Werkes.

XIII.

Einige Erläuterungen zu meiner Schrift: Ueber den Ursprung des Sittlich-bösen im Menschen, mit Rücksicht auf die Erinnerungen einer Beurtheilung derselben in der Goth. Gel. Zeitung, Stück 83. vom 17. Okt. 1801. *)

Nicht um mit dem Verfasser der angezeigten Beurtheilung zu rechten, sondern um die zwischen uns streitige und ohne *Zweifel* für jeden Freund und Kenner der Philosophie nicht unwichtige Sache gelegentlich, und so viel der beschränkte Raum verstattet, etwas mehr ins Licht zu setzen, vielleicht auch die Aufmerksamkeit anderer denkender Männer darauf mehr rege zu machen, und mir selbst vielleicht eine gründlichere Belehrung zu verschaffen, benutze ich die Vergünstigung des Herrn Herausgebers, diese Erinnerungen in diesem Journal abdrucken zu lassen.

Also ohne weitere Umschweife zur Sache! Der Rezensent schränkt sich vorzüglich auf zwey Punkte in meiner Schrift ein, die ihm, als die erheblichsten Einwürfe gegen die Kantischen Lehrsätze, vor den übrigen eine Beantwortung zu verdienen scheinen.

*) Einen Auszug aus jener Schrift s. im Geist der neuesten Philosophie des In- und Auslandes, im Monath August.

Zuerst stößt er sich an meine Formel des Sittengesetzes, welche ich in folgenden Worten ausgedrückt habe: „Die Handlungen sollen so beschaffen seyn, daß dadurch das Handeln überhaupt nicht aufgehoben oder unmöglich gemacht, sondern vielmehr befördert werde.“ Herr Kant macht zur höchsten Bedingung aller Maximen des Handelns die Gesetzlichkeit derselben, oder daß sie sich zu allgemeinen Gesetzen für Vernunftwesen qualifiziren; ich, daß sie mit der Möglichkeit des Handelns überhaupt bestehen, und meyne, daß dieser selbst jene von Kant als höchste aufgestellte Bedingung untergeordnet sey. Eine vollständige Deduction meines Prinzips durfte und wollte ich in dieser Schrift nicht geben; sie wird in einer andern, schon größtentheils ausgearbeiteten Schrift erscheinen. Doch habe ich auch schon in jener meine Gründe kürzlich angedeutet, und selbst durch ein Beispiel erläutert, so, daß es mich billig wundert, sie von dem Rezensenten so wenig erwogen zu finden. Was dieser gegen meine obige Formel einzuwenden findet, ist erstlich dieses: „Sie bestimme gar nichts in Ansehung der Beschaffenheit der Handlungen, durch welche das Handeln nicht aufgehoben, sondern vielmehr befördert werden solle; sie lasse immer noch die Frage zu: Wie soll denn die Handlung beschaffen seyn, daß durch sie das Handeln nicht aufgehoben, sondern vielmehr noch befördert werde? und die Antwort darauf liege eben in der Kantischen Formel.“ Allein dieser Einwurf trift gar nicht. Er soll im Wesentlichen doch wohl sagen: nicht das Kantische Prinzip sey dem meinigen, sondern

dieses sey jenem untergeordnet. Dann hätte der Rezensent aber beweisen müssen, die Maximen unsrer Handlungen dürften der Möglichkeit des Handelns überhaupt nicht widerstreiten, damit sie gesetzlich seyn; nicht, sie müßten gesetzlich seyn, damit Handeln überhaupt möglich sey. Aber von einem solchen Beweise sagt er kein Wort, und es dürfte ihm auch schwer fallen, ihn zu führen. Doch ist dieß gerade der Punkt, worauf es hier ankömmt. Sey es immer, daß das Merkmal der Gesetzlichkeit unsrer Maximen dazu diene, zu erkennen, ob mit ihnen das Handeln überhaupt bestehen, oder nicht bestehen könne; daraus folgt doch keinesweges, daß diese Gesetzlichkeit darum die letzte Bedingung ihrer Gültigkeit sey, sondern diese ist und bleibt darum immer: „damit das Handeln überhaupt möglich sey.“ Maximen, müßte man sagen, bestehen mit der Möglichkeit des Handelns überhaupt, wenn sie gesetzlich sind; sie müssen also gesetzlich seyn, um mit der Möglichkeit des Handelns überhaupt bestehen zu können. Eben so ist es auch eine der höchsten untergeordnete Bedingung, daß man nicht stehlen dürfe, damit Besitz von Eigenthum und folglich Handeln überhaupt möglich sey; aber deshalb ist die Regel: „Du sollst nicht stehlen“ nicht die höchste, sondern immer nur eine untergeordnete Bedingung, und die Maxime zu stehlen ist nur darum gesetzwidrig, weil sie dieser höchsten Bedingung widerstreitet.

Aber dieser Einwurf des Rezensenten vernichtet sich auch schon in sich selbst. Denn wenn darum das von mir aufgestellte Prinzip das Kantische voraussetzen soll, weil vermittelst des letztern erst erkennbar seyn soll, wie Handlungen beschaffen seyn

müssen, damit durch sie das Handeln überhaupt nicht unmöglich gemacht werde: so gilt aus dem nehmlichen Grunde, daß das Kantische das meinige voraussetze, weil eben daraus erst erkennbar ist, ob Maximen sich zu allgemeinen Gesetzen qualifiziren, wenn bey ihnen das Handeln überhaupt möglich ist. So erkenne ich, daß die Maxime zu stehlen nicht allgemeines Gesetz seyn kann, weil sie in ihrer Allgemeinheit die Möglichkeit alles Eigenthums, folglich alles Handeln überhaupt aufhebt; ja ich kann überall nur dadurch wissen, sie könne nicht allgemeines Gesetz seyn, weil sie die Möglichkeit des Handelns selbst vernichtet.

Allein es kömmt hier, wie gesagt, vor Allem darauf an, ob eine Maxime darum das Handeln überhaupt nicht unmöglich machen solle, damit sie allgemeines Gesetz, oder ob sie darnm zu einem allgemeinen Gesetz sich qualifiziren solle, damit sie das Handeln überhaupt nicht unmöglich mache. Und wer sieht nicht, daß nur das Letztere der Fall seyn könne?

Endlich sehe ich überhaupt nicht, wie der Rezensent einen solchen Einwurf mir entgegen setzen könne. Was soll das bedeuten: „Diese Formel bestimmt nichts in Ansehung der Beschaffenheit der Handlungen, durch welche rc.“? Soll es heißen: die Formel enthält nicht die Bedingnng auf welche alle besondern Maximen oder Regeln des Handelns eingeschränkt seyn, und sie als allgemeines Merkmal enthalten müssen, um sittlichgültige Regeln zu seyn? Aber dann wäre der Einwurf ungereimt. Denn daß eine Sittenregel die höchste sey, hängt nicht davon ab, daß jede besondere Regel auf sie als höchste Bedingung eingeschränkt sey; sondern gerade umgekehrt,

daß jede besondere Regel auf die oberste Sittenregel als höchste Bedingung eingeschränkt sey, hängt davon ab, daß diese die oberste ist. Wie kann man mir also einwenden: Meine Formel bestimme nichts in Ansehung der Beschaffenheit 2c. Wenn sie die höchste Bedingung ausdrückt, unter welcher Maximen gültig oder ungültig sind: so ist sie eben dadurch bestimmend in Ansehung der Beschaffenheit 2c. Man müßte also beweisen, sie enthalte nicht diese höchste Bedingung; und müßte dann diese selbst vorzeigen. Das hat aber der Rezensent nicht gethan. Oder soll es heißen: Aus dieser Formel erkennt man nicht den besondern Inhalt jeder einzelnen Sittenregel, z. B. sie lehrt nicht die besondere Handlungsweise dessen, der sich Eigenthum erwerben will? Dann würde man aber etwas fordern, was wohl niemand bey der geringsten Ueberlegung fordern, und was keine solche allgemeine Formel leisten kann. Diese kann nichts leisten, als nur die oberste Bedingung anzugeben, welcher man die besondern Maximen unterzuordnen hat, welches nur dadurch möglich ist, daß man sie an die allgemeine Regel hält, um zu erfahren, ob sie mit derselben übereinstimmen oder nicht. So um zu erfahren, welche Maxime die rechte sey, um darnach meine Handlungen zum Erwerb von Eigenthum einzurichten, werde ich untersuchen müssen, welche mit der Möglichkeit des Handelns überhaupt bestehen könne. Ich werde finden, es sey die, niemanden das Seine zu nehmen, und so wird diese die rechte Maxime seyn. So ist der erste Einwurf des Rezensenten beschaffen. Einen weit richtigern, wie mirs scheint, hatte ich längst in Kants Nahmen mir selbst entgegengesetzt. „Dein Einwurf, könnte mir dieser sagen, trift mich gar nicht. Die Gültigkeit meines

Prinzips hängt keinesweges davon, daß Handeln überhaupt möglich sey, sie hängt von etwas ganz anderm ab, und hat, um fest begründet zu seyn, gar nicht Ursach, nach der Möglichkeit des Handelns zu fragen. Die Ursach, warum Maximen so beschaffen seyn sollen, daß sie sich zu allgemeinen Gesetzen qualifiziren, liegt darin, weil sie, um sittliche Maximen zu seyn, unbedingt gültig seyn müssen; unbedingt gültig können sie aber nicht seyn, wenn sie nicht Gesetze der Freiheit sind; Gesetze der Freiheit können aber nur solche seyn, die von aller Materie des Handelns abstrahiren, und folglich als bloße Form, d. i., blos als Gesetzlichkeit zurückbleiben. Daher kann die höchste Sittenregel nicht lauten: Handle so, daß Handeln überhaupt möglich sey; sondern handle so, daß die Maxime deiner Handlungen zugleich ꝛc.“ Darauf erwiedere ich aber, was folgt: Die Gültigkeit dieses Prinzips ist auf solche Art überall unerweisbar. Denn es gründet sich auf eine unerweisbare Voraussetzung, nehmlich auf die der Freiheit. Freiheit müßte theoretisch bewiesen werden können, sollte man der Wahrheit und Gültigkeit des derselben nothwendig zu Grunde liegenden Sittengesetzes versichert seyn. Aber die Möglichkeit eines solchen Beweises leugnet ja das Kantische System selbst. Es baut die Annahme der Freiheit selbst erst auf das Sittengesetz. Aber dadurch verwickelt es sich in unauflösbare Widersprüche mit sich selbst, Es gründet das Sittengesetz auf die Freiheit, und die Freiheit auf das Sittengesetz. Kant hilft sich dadurch nicht heraus, wenn er erklärt, das Sittengesetz sey die ratio cognoscendi der Freiheit, die Freiheit die ratio essendi des Sittengesetzes. Denn wenn das Sittengesetz die ratio cognoscendi der Freiheit seyn soll, so muß es zuvor selbst

als gültig und wahr erwiesen seyn. Es ist aber nur gültig und wahr, wiefern Freiheit statt findet, denn es ist nur Gesetz als Gesetz der Freiheit. Folglich muß man erst diese erweisen, ehe jenes gültig seyn kann. Zu sagen: das Sittengesetz kündigt sich in uns als Factum an, es bedarf also keines Beweises, es ist durch sich selbst gewiß — das zu sagen kann keine Probe halten. Denn ich fodre, daß man den Grund von diesem Factum zeige. Es kann sich nur durch diesen Grund bewähren, und ich erkläre es so lange wenigstens für möglich Täuschung, als man diesen Grund nicht aufgezeigt hat. Dieser Grund könnte aber nur die Freiheit seyn, und diese soll eben selbst erst durch jenes Factum erkennbar seyn. Gesetzt sogar, ich könnte auch nicht die Wirklichkeit einer solchen Täuschung erweisen, so wäre dadurch für jenes Factum nichts gewonnen: denn es bewiese nichts, als Mangel an Einsicht in jenen Grund der Täuschung, der denn doch irgendwo verborgen liegen könnte. Es muß sich also ein anderes Sittenprinzip und auf einem andern Wege darthun lassen, wenn wir überall eins für gültig erkennen sollen, und ich meyne, es ist eben das von mir aufgestellte. Doch es ist hier nicht der Ort, weitläuftiger von dieser Sache zu reden. Ich behalte mir das vor für die schon erwähnte nächste Schrift.

Nachdem der Rezensent jenen ersten Einwurf vorgetragen hat, fährt er weiter folgendermaßen fort: „Ueberdem kömmt es hier gar nicht auf das Handeln überhaupt, und in wiefern es durch die Handlung nicht unmöglich gemacht, sondern vielmehr befördert werden soll, an; (der Grund davon ist) denn die Beschaffenheit unmoralischer Handlungen hebt das

Handeln überhaupt gar nicht auf." Wenn ich diesem Einwurfe den erträglichsten Sinn unterlege: so kömmt etwa dieses heraus: „Handlungen können legal, und darum doch sehr unmoralisch seyn. Sind sie aber nur legal, so heben sie das Handeln überhaupt gar nicht auf." Denn verstände der Rezensent hier unter unmoralischen Handlungen sogar illegale: so hätte er offenbar etwas handgreiflich Falsches behauptet. Was sollte man dazu sagen, wenn jemand behauptete, Diebstahl, Raub, Mord rc. könnte mit der Möglichkeit des Handelns überhaupt gar wohl bestehen? Aber gesetzt, er meynt blos legale Handlungen: so verräth doch seine Behauptung wenigstens die größte Flüchtigkeit im Denken. Wer blos legal, also nicht aus reiner Achtung für Gesetz handelt, von welcher Triebfeder wird wohl der zum Handeln geleitet? Unstreitig von der bloßen Selbstliebe. Was ist dann der Grund und Zweck seines Handelns? Erwerbung angenehmer Gefühle. Wird aber ein solcher Mensch, wenn er anders konsequent handeln will, wohl immer so handeln können, daß dadurch das Handeln überhaupt nicht unmöglich gemacht, sondern vielmehr befördert werde? Und wie kann nun ein Mensch, wenn sein höchstes Gesetz ist, so zu handeln, daß dadurch rc. wie kann ein solcher den Antrieb seiner Sinnlichkeit zu seinem Gesetze machen? Wie kann er aber, wenn er nicht dieses, sondern das bloße unbedingte Vernunftgesetz zur Triebfeder seiner Handlungen macht, unmoralisch handeln? Was der Rezensent noch weiter sagt, dient blos dazu, die schon gerügte Oberflächlichkeit seiner Urtheile noch einleuchtender zu machen, und ich brauche daher, statt aller Erinnerung, nur seine eigenen Worte herzusetzen. „Das Handeln, sagt er,

nach einer durch die Sinnlichkeit aufgestellten Maxime macht das Handeln überhaupt so wenig unmöglich, daß es dasselbe vielmehr noch ausnehmend befördert???" Wenn zuletzt der Rezensent noch die Einwendung vorträgt; der wesentliche Inhalt meiner Formel sey gar nicht dazu geeignet, das Gesetz der praktischen Vernunft auszudrücken, weil er sich über alle Handlungsweisen, sie möchten moralisch oder unmoralisch seyn, erstrecke: so sagt er wider Wissen etwas sehr Vortheilhaftes für mein Moralprinzip. Denn allerdings muß sich dieses über alle Handlungsweisen erstrecken, wenn es das höchste, also das wahre seyn soll. Was wäre das für ein Moralprinzip, dessen Autorität gewisse Handlungsweisen nicht anzuerkennen hätten?

Der zweyte Punkt, auf welchen der Rezensent seine Angriffe richtet, betrifft theils meine Urtheile über die kantische Lehre von der Freiheit des menschlichen Willens, theils meine eigene Lehre über diesen Gegenstand. In Ansehung der erstern legt er mir zur Last: ich habe der kantischen Lehre einen falschen Sinn untergelegt. Ich müßte sehr irren, oder alles, was der Rezensent über diesen Punkt vorbringt, beruht, er verzeihe meiner Freimüthigkeit, durchaus auf einer falschen Ansicht sowohl der kantischen Lehre selbst, als meiner Aeußerungen darüber, und hat so viel Schwankendes und Widersprechendes, daß man sich des Zweifels nicht erwehren kann, ob der Rezensent wohl selbst seine Begriffe über diesen Gegenstand ins Klare gebracht haben möge. Ich will jetzt die Sache treulich vortragen; der Leser entscheide dann selbst.

Um vor allen Dingen den Punkt zu fixiren, um welchen dieser ganze Streit sich dreht; so ist es dieser: Wenn ein Gesetz gegeben ist, welches unbedingten Gehorsam fordert, so daß auch nicht einmal eine fremdartige Triebfeder sich in die Willensbestimmung mischen, oder zu jenem Gehorsam mitwirken darf, kurz, welches durch seine bloße Form gesetzgebend ist — giebt es in dem Menschen auch ein diesem Gesetze entsprechendes, d. h., zur gänzlichen Vollziehung desselben tüchtiges Vermögen? Wer, wenn er anders mit der kantischen Philosophie sich vertraut gemacht, kann leugnen, daß Kant das Daseyn eines solchen Gesetzes in uns behaupte? Wer kann aber auch leugnen, daß er nicht minder ein diesem Gesetze und dessen Forderungen angemessenes Vermögen in dem Menschen annehme? Das Gesetz gebietet nach ihm durch seine bloße Form; auch das Vermögen dazu soll blos durch diese Form, unabhängig von aller Materie des Handelns, unabhängig von Gefühlen, Begierden, Neigungen ꝛc. bedingt seyn. Ja das Daseyn jenes Gesetzes gründet sich, nach ihm, selbst nur auf dieses Vermögen, so, daß es ohne dasselbe gar nicht gedenkbar wäre. Ist also der Mensch im Besitze dieses Vermögens, der Freiheit im transscendentalen Sinne, so kann nichts, was sonst auf die Willensbestimmung Einfluß haben mag, ihn abhalten, sich dem Sittengesetz vollkommen gemäß zu bestimmen. Sein Wille ist ja völlig unabhängig von allen fremdartigen, materiellen, Bestimmungsgründen, und blos bedingt durch die Form des Gesetzes.

Daß dieß der lautere Sinn der diesen Gegenstand betreffen-

den kantischen Lehre sey, kann jeder aus der Grundlegung zur Metaphysik der Sitten und aus der Kritik der praktischen Vernunft ersehen. Auch lehrt dies Kant ausdrücklich an andern Orten, z. B. in der Religion innerhalb der Gränzen der bloßen Vernunft S. 54. fg. in der Anmerkung. Auch seine in dieser Schrift auf jene Lehre gebauten Grundsätze über das radikale Böse bestätigen es. Wie könnte er auch sonst dem Menschen jeden Verstoß gegen das Sittengesetz, wie er thut, so streng zurechnen? Wie behaupten: er sey entweder im strengsten Sinne gut oder böse? Wie ihn selbst zum Urheber von allem demjenigen machen, was sich ursprünglich Unsittliches in dem Menschen finden mag? Daß Kant die moralische Gebrechlichkeit des Menschen nicht verkennt, Mittel und Wege an die Hand giebt, sie zu überwinden, kam mir zu bestreiten niemals in den Sinn. Aber das hindert ihn keinesweges, den Menschen als durch seine Freiheit über die Gebrechlichkeit seiner Natur erhaben, als dennoch der reinen Sittlichkeit fähig, und für jeden Fehltritt verantwortlich anzusehen, d. i. ihn, troß seiner Gebrechlichkeit, für stark genug zu nehmen, um, wenn er nur will, zu thun, was er soll; und er müßte, dünkt mich, auch sein ganzes System wieder über den Haufen stoßen, um dieß nicht zu thun. Ja er will, laut seiner ausdrücklichen Erklärungen in der angezogenen Schrift über das radikale Böse, nicht einmal gelten lassen, daß eine allmählige Umänderung der Sinnlichkeit, der Begierden, Neigungen ꝛc. die Sittlichkeit bewirke und herbeyführe; sondern dieses soll nur durch eine Revolution, durch einen einzigen, für den ganzen Umfang des Willensgebrauches geltenden, Willensact möglich seyn. Auch ist dies Folge aus seinen Prämissen.

Dieß ist nun die irrige Auslegung der kantischen Lehre von der sittlichen Freiheit des Menschen, deren der Rezensent mich bezüchtiget, und von welcher er versichert, daß darauf meine eigene Lehre von der Freiheit beruhe. „Die kritische Philosophie, lehret er, behaupte keinesweges, daß der Mensch das sittliche Vernunftgesetz, wofern er sich nur der Vorschriften desselben bewußt sey, müsse ausüben können, und daß sein Wille keiner Uebung und Anstrengung bedürfe, um zum völligen Besitz der transscendentalen Freiheit zu gelangen.“ Es ist also, dem Rezensenten zufolge, der kritischen Philosophie nicht genug, daß man sich der Vorschriften des Sittengesetzes nur bewußt sey, um sie auch ausüben zu können? Es giebt also, trotz diesem Bewußtseyn, noch Hindernisse, die die Ausübung unmöglich machen? Und diese — sind doch ohne Zweifel unsre Gefühle, Begierden, Neigungen ꝛc.? So wäre also der Rezensent und seine kritische Philosophie mit mir vollkommen einverstanden, und ich hätte alle Ursache mit ihm zufrieden zu seyn. Aber was würde Kants eigene kritische Philosophie dazu sagen? Wo bliebe dessen transscendentale Freiheit, die, von keinen fremdartigen Bestimmungsgründen abhängig, nur durch die bloße Vorstellung eines allgemeinen Gesetzes bedingt seyn soll? Ferner: Wenn uns auch die kritische Philosophie erst durch Uebung und Anstrengung zum völligen Besitz der transscendentalen Freiheit gelangen ließe: so spräche sie uns ja dieselbe vor jener beendigten Uebung ab. Sollte diese Meynung sich wirklich mit Kants Philosophie vertragen? Oder nimmt diese etwa noch eine andere Freiheit an, die wir besitzen, ehe wir zur transscendentalen gelangen? Oder läßt sie uns dieselbe vor und während der Ue-

bung vielleicht nur theilweise besitzen? Aber nach dem Rezensenten bleibt sie ja in ihrem Begriffe immer eine und dieselbe, und untheilbar. — Doch, der Rezensent hilft uns bald selber aus dieser Verlegenheit. „Denn, sagt er, die Behauptung der kritischen Philosophie, daß das Sittengesetz und die Ausübung desselben nicht anders, als unter Voraussetzung der Freiheit des Menschen, oder der Unabhängigkeit seines Willens von fremden nothwendig zwingenden, und der Abhängigkeit desselben von eigenen Gesetzen möglich sey, will ja nicht sagen, was ihr der Verfasser unterlegt, (man sehe weiter unten,) daß man blos zu wissen brauche, man sey auf diese Art frey, um auch sogleich das Sittengesetz in seinem ganzen Umfange ausüben zu können und zu müssen; sondern die Rede ist blos davon, daß ohne den Begriff der Freiheit, Tugend und Laster, Recht und Unrecht sich gar nicht denken lassen, folglich Freiheit, ob sich gleich ihr Daseyn und ihr Nichtdaseyn durch spekulative Beweise nicht darthun lasse, doch in praktischer Rücksicht nothwendig vorauszusetzen sey, so lange man Sittlichkeit, Tugend und Recht, die auf der Annahme jener Freiheit beruhen, bestehen lassen wolle und müsse.“ Sonach wären wir doch wieder im Besitz der Freiheit? Es gäbe ja doch nichts, was uns zwingen könnte, das Sittengesetz nicht in seiner ganzen Strenge auszuüben? Freilich wäre die bloße Kenntniß dieses Vermögens nicht hinreichend zum Gebrauch desselben. Und doch, warum nicht auch dies sogar? Wenn ich die Kraft wirklich besitze, meinen Gegner zu Boden zu werfen; was braucht es mehr, als dieß zu wissen, um es zu können? (Man sehe unten ein mehreres hiervon.) Oder aber, soll das Sittengesetz, und sodann

auch die Freiheit, etwa blos hypothetisch angenommen werden; und soll man nur in so fern den Menschen für frey achten, als man etwa möchte annehmen wollen, er solle tugendhaft seyn? Aber der Rezensent setzt ja hinzu: man müsse das annehmen. —

Da sich die Sache so verhält, daß nehmlich auch die kritische Philosophie dem Menschen die transscendentale Freiheit nur vermittelst Uebung und Anstrengung zukommen lasse (sie ihm aber hinterher doch auch uneingeschränkt beylegt!): so kann der Rezensent nicht begreifen, wie ich es als einen Einwurf gegen die kantische Theorie betrachten kann, wenn ich behaupte, der Mensch könne nur durch Uebung und Anstrengung zu jenem unbedingten Vermögen gelangen, welches zur Ausübung des Sittengesetzes in dessen ganzer Strenge erforderlich ist, und es dürfe also in dem Menschen nur eine gewisse sittliche Anlage, unter dem Nahmen der moralischen Willenskraft, nicht aber ein so unbedingtes Vermögen, als die kantische transscendentale Freiheit besagt, angenommen werden. Er sträubt sich hierbey nur vor allen Dingen gegen den Begriff von Freiheit, den ich, wie er nun einmal will, der kritischen Philosophie fälschlich untergeschoben, und darauf meine eigene Lehre von der Freiheit des Menschen gegründet haben soll. Nach diesem Begriffe soll ich den Menschen „schon unmittelbar durch das Bewußtseyn, dieses Vermögen zu besitzen, in den Stand gesetzt seyn lassen, dasselbe auch in seinem ganzen Umfange in Ausübung zu bringen.“ Er verweist auf mehrere Schriften Kants, um diesen gegen den Verdacht eines solchen falschen Begriffes zu schützen, und setzt sogar seinen Witz in Unkosten, um die Ungereimtheit desselben

recht einleuchtend zu machen. „Das wäre, sagt er, eben so, als wenn man von der theoretischen Vernunft, von der man eine Definition gäbe, behaupten wollte, man könne sie schon in ihrem ganzen Umfange und in ihrer ganzen Stärke anwenden, sobald man zum Bewußtseyn des Besitzes dieses Vermögens gelangt sey.“ Dies simile dürfte denn doch wohl ein wenig hinkend erfunden werden; der Rezensent müßte denn annehmen, daß die Freiheit uns Menschen eben so nur als Anlage beywohne, wie die Vernunft einem Kinde oder Menschen, der sie noch gar nicht geübt. Dies würde nun zwar im Geiste der meinigen, aber schwerlich in dem der kantischen Lehre seyn. (Man sehe übrigens die obige Bemerkung über diesen Punkt.) Wie wenig muß doch der Rezensent seine Pflicht vor Augen gehabt, und wie flüchtig muß er meine Schrift, die er doch beurtheilen und widerlegen wollte, durchblättert haben, um mir eine Behauptung aufzubürden, die mir nie in den Sinn gekommen, und davon mir nirgends ein Wort entfallen ist, ja um sogar auf diese eingebildete Behauptung fast seine ganze Widerlegung zu gründen! Wohl sage ich an mehrern Orten ausdrücklich und mit gutem Bedacht, daß, nach Kant, der Mensch, da oder sobald er sich des Sittengesetzes bewußt sey, es auch müsse ausüben können; es sey genug, zu wissen, der Mensch solle etwas, um anzunehmen, er könne es auch. (Daß physische Kräfte, oder Mangel derselben, oder was dahin gehört, aus dem Spiel bleiben müssen, bedarf wohl kaum einer Erinnernng.) Kant gründet auf dieses: „Wir sollen es“ sogar den Satz, daß der Mensch, so unbegreiflich dies sey, aus seiner angebohrnen moralischen Verderbniß sich zur reinen Sittlichkeit müsse

erheben können. (Man sehe meine Schrift: Ueber den Ursprung des sittlichen Bösen ꝛc. p. 101. ferner p. 32, 27, 78, u. a. a. O.) Aber der Rezensent beliebe mir doch eine einzige Stelle nachzuweisen, wo ich dem ehrwürdigen Denker zu Königsberg die Behauptung unterlege: der Mensch brauche nur zu wissen, er sey frey, um frey zu seyn, oder die Fähigkeit, das Sittengesetz in seinem ganzen Umfange ausüben zu können, gründe sich blos auf das Bewußtseyn es zu können. —

Weiterhin äußert der Rezensent: „ich scheine zwei Freiheiten anzunehmen, eine, von welcher der Mensch ausgehe, und eine, zu welcher er übergehe.“ Hier möchte sich nun die obige Vergleichung des Rezensenten besser gegen ihn selbst kehren lassen. Ich möchte ihn nehmlich fragen: Ob derjenige wohl zwey Vernunften (sit venia verbis!) annehme, welcher behauptet, die Vernunft sey in dem Säugling nur als Anlage, in dem geübten Denker aber in ihrer Entwickelung, in ihrer vollen Kraft, vorhanden? — Hätte es dem Rezensenten gefallen, dasjenige reiflich zu erwägen und zu durchdenken, was ich in meiner Schrift über diesen Gegenstand sage, schwerlich würde er eine solche Aeußerung haben drucken lassen. Ich verweise deshalb, und um nicht noch weitläuftiger zu werden, auf die Schrift selbst. Nur einen einzigen kurzen Wink füge ich für den Leser hinzu. Da ich nach meinen Sätzen die Freiheit nicht, wie Kant, zur Möglichkeit des Sittengesetzes selbst, sondern nur zur möglichen Realisirung desselben anzunehmen brauche: so entbindet mich dieses von der Nothwendigkeit, dem Menschen die Freiheit im kantischen Sinne beizulegen.

Sehr seltsam ist mir noch folgende Aeußerung des Rezensen-

ten bei dieser Gelegenheit vorgekommen. Er meynt: „da ich die Freiheit im kantischen Sinne als das höchste erreichbare Ziel für den Menschen annähme, so könne der Begriff derselben doch wohl nicht so tadelhaft seyn, als ich ihn angäbe.“ Allein er hat dabey nicht bedacht, daß ich diesen Begriff an sich selbst so wenig zu tadeln gesonnen bin, daß ich das dadurch bezeichnete Vermögen vielmehr als nothwendig zur vollständigen Realisirung des Sittengesetzes annehme. Nur daß man dieses Vermögen als dem Menschen wirklich beiwohnend, und nicht vielmehr als Ziel seines eifrigen Strebens aufstellt, ist es, was ich bestreite. Wer sich also von uns beiden hierbei den ärgsten Mißgriff habe zu Schulden kommen lassen, sey dem Rezensenten selbst zu entscheiden überlassen. Was er zuletzt noch von der unzweckmäßigen Ausführlichkeit meiner Schrift sagt, mag ich um so weniger rügen, da man hoffentlich aus allem Bisherigen zur Gnüge ersieht, von welchem Gewicht die Waffen sind, mit welchen er gegen mich streitet. Uebrigens sollte dieser Aufsatz nur einige gelegentliche Erinnerungen über Gegenstände enthalten, deren ausführliche Erörterung ich, wie erwähnt, anderwärts versuchen werde, und anders nichts beabsichtigen, als was ich zum Anfange desselben angezeigt habe.

Leipzig, im Dezember 1801.

Johann Anton Wilhelm Geßner.
D. und Privatlehrer der Philosophie zu Leipzig.

XIV.

Ueber die genaue Bestimmung des Ausdrucks: Zergliederung (analyse) der Empfindungen. Von Laromiguière. Aus den Mémoires de l'Institut National des Sciences et des Arts. T. I. S. 451 — 466.

Jedes empfindende Wesen zergliedert seine Empfindungen; durch das von diesen unzertrennliche Vergnügen oder durch den sie begleitenden Schmerz wird es dazu genöthiget. Das empfindende Wesen besitzt also Verstand; und dieser Verstand ist desto vollkommener, je regelmäßiger er seine Zergliederungen vornimmt.

Ließ sich die Fähigkeit zu empfinden von der Fähigkeit die Empfindungen zu zergliedern trennen, so würde ein mit einer solchen Fähigkeit begabtes Wesen nicht vermögend seyn, Empfindungen, die einen von den andern zu unterscheiden; es würde ohne Vorstellungen, ohne Gedächtniß und ohne die geringste Kenntniß seyn, es würde nicht einmal mehrere Empfindungen haben, alle würden in eine einzige zusammen fallen. Um einen Gegenstand genau kennen zu lernen, muß man damit anfangen, ihn zu beschauen: er muß entweder den Sinnen gegenwärtig seyn oder der Einbildungskraft vorschweben, freilich noch nicht in der ganzen Fülle seiner einzelnen Theile, denn in diesem Fall würde alle Untersuchung überflüssig seyn, aber doch gewiß unter irgend einem Gesichtspunkt, auf welchen alle übrigen bezogen, und als bloße Erweiterungen desselben angesehen werden können.

1. Von dem Ausdruck: Analyse oder Zergliederung.

Grundsatz. Man betrachte aufmerksam alle die Zeichen, welche in einem französischen, deutschen, griechischen, hebräischen ꝛc. Wörterbuche enthalten sind; man werfe die Augen auf die Tafel, auf welche allerhand Arten geometrischer Figuren eingegraben sind; man betrachte die unzähligen, ins Unendliche abwechselnden Gestalten des Weltalls; und wenn die körperlichen Augen dazu nicht hinreichen, so nehme man die Augen des Geistes zu Hülfe, und versuche, sich jene unzählbare Menge von Zeichen, Gestaltungen und Figuren in ein einziges Gemählde zu vereinigen. Aber, wird man sagen, wo ist der alles durchschauende Geist, um sie unterscheiden und zählen zu können? wo das ungeheure Gedächtniß, um sie zu behalten? wo die reiche Einbildungskraft, um sich dieselben vorzustellen? Können endliche Fähigkeiten das Unendliche umfassen? Ich will demnach einen einfachern Gegenstand wählen. Man denke sich einen Zirkelbogen und dessen Sehne, eine gerade und eine krumme Linie; der Bogen sey bald von einem großen, bald von einem kleinen Zirkel abgesondert; man denke sich verschiedene Krümmungen des Bogens: eben so verändere man in Gedanken die Lage der geraden Linie in Bezug auf den Horizont; bald sey sie senkrecht, bald mache sie einen stumpfern, bald einen spitzigern Winkel. Leicht faßt die Einbildungskraft diese beiden Linien, und glaubt, dieselben in allen ihren Veränderungen verfolgen zu können. Und doch sind diese beiden Gegenstände, deren der eine durch seine ungeheure Ausdehnung schreckte, der andere aber sich mit so großer Einfachheit darstellt, nur ein und derselbe Gegenstand. Die gerade und die krumme Linie ist es, mit welcher die Kunst und die Natur alle ihre Werke zeichnen.

„Jede Verschiedenheit ist Einförmigkeit.“ Weil nun zwei Striche, durch ihre verschiedenen Zusammenfügungen, alle nur erdenkliche Figuren erzeugen, so gebe ich ihnen den Namen Elemente oder Prinzipien. Die gerade oder krumme Linie sind die erzeugenden Prinzipien oder Elemente aller in der Welt vorhandenen Gestalten; und wenn die krummen Linien selbst nur aus kleinen geraden von ihrer Richtung etwas abweichenden zusammengesetzt sind, so wird es statt zweier Prinzipien gar nur eines geben; alle Figuren werden nichts als verschiedene Richtungen und Zusammenfügungen der geraden Linie, und diese wird das einzige Prinzip aller Figuren seyn. Oder, um sehr bekannte Beispiele zu geben, man denke sich die Art, wie Brod zubereitet wird. Da verwandelt man Korn in Mehl; das Mehl nimmt, sobald dasselbe mit Wasser eingerührt ist, sogleich eine gewisse Festigkeit an, und stellt sich bald darauf, vermittelst des Feuers, unter der Gestalt des Brodes dar. So bildet sich also das Korn allmählich auf vier verschiedene Arten, in vier verschiedene Gestalten um. Und da die erste derselben die Gestalt des Korns ist, so nenne ich diese das Prinzip des Brodes. Ein Prinzip heißt also alles, in wie fern es allmählich verschiedene Gestaltungen annimmt. Der Hanfsaamen verwandelt sich in Hanf, der Hanf in Fäden, die Fäden in Leinwand, die Leinwand in Papier. Das Papier hat also sein Prinzip in einem Hanfkörnchen. In der Arithmetik zeigt sich die Addizion unter den Gestalten der Multiplikazion, der Erhöhung zu Potenzen, der Theorie der Exponenten u. s. f. Alle Methoden des Zusammensetzens haben ihr Prinzip in der Addizion, so wie alle Methoden der Auflösung das ihrige in der Subtrakzion haben. Die Musik, die Literatur, die Geometrie, die Mechanik, die Astronomie,

die Chemie und die Politik würden mir noch eine Menge von eben so wichtigen als wissenswürdigen Beispielen darreichen können; aber es scheint mir unnöthig, noch mehrere anzuführen. Ueberhaupt hat jede Wissenschaft ihre Prinzipien.

System. Indem uns die Kenntniß der Prinzipien an den ersten Ring der Kette stellt, welche eine große Menge von Erscheinungen umfaßt, führt sie die entferntesten, ja selbst die, dem Anschein nach, einander entgegengesetztesten auf ein gemeinschaftliches Gesetz zurück, macht einen ähnlichen Gebrauch von Methoden, welche gar keine Aehnlichkeit unter sich zu haben schienen, bildet aus einer Menge zerstreuter und vereinzelter Theile ein symmetrisches und regelmäßiges Ganzes, und vermehrt wunderbarer Weise die Reichthümer des Verstandes dadurch, daß sie die Menge der Begriffe vermindert. Aber sehr häufig entwischen uns diese Prinzipien; sey es, daß sie, allzu hoch gestellt, unsern Fähigkeiten unzugänglich sind, oder daß sie, uns allzu nahe gebracht, sich unsern schwachen Augen entziehen, welche eben so sehr durch die allzu große Nähe des Gegenstandes, als durch die allzu große Entfernung desselben, in Verwirrung gesetzt werden. Wann wir aber von einem glücklichern Standpunkte aus eine Reihe von einander abhängiger und insgesammt einer ersten unterworfener Erscheinungen erblicken, dann umfassen wir mit einem einzigen Blick das ganze System.

Ein System ist ein Inbegriff unter einander verbundener und sämmtlich an ein gemeinschaftliches Prinzip gehefteter Begriffe.

Ein System, das seine Vollendung erreicht hat, ist die höchste Stufe der Kenntniß, bis zu welcher sich der menschliche Geist erheben kann; es stellt die ganze Wissenschaft in einer ein-

zigen Idee, in einem einzigen Worte, das jene Idee bezeichnet, auf. Aber wie selten sind gute Systeme!

Wenn es einem so eingeschränkten Wesen, als der Mensch ist, schwer fällt, eine große Menge von Gegenständen auf einmahl mit einem festen und sichern Blick zu umfassen; wenn die größten Vorsichtigkeiten nöthig sind, um das, was die Natur unter einander verwirrt zu haben scheint, zu sondern, oder um das, was sie von einander getrennt zu haben scheint, mit einander zu verbinden; wenn Arbeiten ganzer Jahrhunderte und fortgesetzte Anstrengungen der ausgezeichnetsten Köpfe erfordert wurden, um die Verbindung der wirklichen Bewegung der Erde mit der scheinbaren Bewegung der Gestirne, die Verbindung des Fallens eines Steins mit dem Umlaufe des Mondes, der Eigenschaften des Bernsteins mit den Erscheinungen des Donners, des Aufsteigens der Dünste mit dem Aufsteigen eines Luftballs, der natürlichen Fähigkeiten des Menschen mit seinen gesellschaftlichen und politischen Rechten wahrzunehmen; und wenn diese Systeme noch so weit von ihrer Vollkommenheit entfernt sind, was kann man wohl von jenen ehrsüchtigen Geistern urtheilen, welche mit ihren Gedanken zugleich die unermeßliche Menge der in der Welt sich darbietenden Erscheinungen, und die noch mehr in Erstaunen setzende unermeßliche Menge der in dem Innern der Natur verborgenen, und dem Blicke der Menschen ewig entfliehenden Erscheinungen haben umfassen wollen? und mit welchem Namen soll man die Anmaßung belegen, sie unter dem stolzen Titel eines Systems des Universums, eines Systems der Natur, als System anzukündigen?

Analysiren. Wenn es aber gleich dem Menschen nicht vergönnt ist, das Ganze zu erkennen, so vermag er doch einen klei-

nen Theil dieses Ganzen zu erforschen. Nur muß er sich bei dieser Erforschung weder dem bloßen Zufall überlassen, noch übereilt zu Werke gehen. Da man bei der Bildung eines Systems darauf ausgeht, viele Fakta unter einander zu verknüpfen, und sie alle auf ein gemeinschaftliches Prinzip zurückzuführen; so ist es offenbar, daß man vor allen Dingen sich angelegen seyn lassen muß, diese Fakta selbst genau zu beobachten, sodann sie unter einander zu vergleichen, ihre Verhältnisse zu bemerken und sie mit einander zu verknüpfen. Erstreckt sich diese Verknüpfung über alle, und geht bis auf ein erstes Prinzip zurück, so ist das System vollendet, und der Verstand befriediget. Diese Art, bei der Bildung eines Systems zu Werke zu gehen, wird mit einem besondern Namen bezeichnet. Anstatt zu sagen, daß der Verstand ein Ganzes in seine Theile zerlegt, um sich von jedem derselben einen Begriff zu verschaffen, daß er diese Theile unter sich vergleicht, um ihren Zusammenhang zu entdecken, und um auf solche Art bis zu ihrem Ursprung, bis zu ihrem Prinzip, zurückzugehen, sagt man, zur Verkürzung der Sprache, mit einem Worte, daß der Verstand analysire. Soll ich es den Leser erst bemerken lassen, daß der Begriff, den ich von der Analyse gegeben habe, daß das Verstehen dieses Wortes zugleich das Verstehen eines kleinen Systems ist? In der That geht das Zerlegen des Ganzen in seine Theile dem Vergleichen, dieses dem Wahrnehmen ihrer Verhältnisse voraus, die Kenntniß dieser Verhältnisse aber führt zum Prinzip.

2. Von dem Ausdruck: Empfindung. Das Wohl- oder Uebelbefinden, welches wir verspüren, sobald irgend eine Bewegung in unsern Sinnorganen vorgeht, heißen Empfindungen oder Gefühle.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Caesar, Karl Adolf, 1744-1810

Pragmatische Darstellung des Geistes der neuesten Philosophie des In- und Auslandes

Bd.: 3

Leipzig 1803

Ph.u. 79 b-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10045410-0